



**Nr. 107, September 2016**

***Polarisierung und Linkspopulismus***

Solty - **Politische Artikulation der Krise/**

Boris - **Linkspopulismus**

***Transformationsdebatte - aktuelle Aspekte***

Deppe - **Reformalternative heute/**Reusch & Goldberg -

**Reformalternative und Transformationsdebatte/**Kaindl -

**Pfade der Transformation/**Zander - **Wer gegen wen und wofür?**

***Postkapitalismus und Commons***

Kramer - **Machtgestützte Selbstorganisation/**Goldschmidt -

**Varianten des ‚Postkapitalismus‘/**Fuchs - **Kritik an Paul**

**Masons „Postkapitalismus“**

***Gesellschaftstheorie***

Rilling - **Krysmanski 1935-2016/**Tjaden-Steinhauer/Tjaden -

**Umwelt - Mensch - Gesellschaft/**Peter - **Integrative**

**Gesellschaftstheorie in der Kritik**

***Marx-Engels-Forschung***

Müller - **Historizität und Messbarkeit abstrakter Arbeit**

***Weitere Beiträge***

Dräger - **BVerfG und EZB/**Kohan - **Che Guevara/**

Diederich - **Der Blick von unten - Peter Weiss**

**Sowie:** Zuschriften, Berichte, Buchbesprechungen



Conrad Schuhler

## **DIE GROSSE FLUCHT**

Ursachen, Hintergründe, Konsequenzen

Die Verantwortung für die Große Flucht wird ebenso verdrängt wie deren Ursachen. In den Blick geraten die Kriege des Westens sowie Armut und Verelendung, durch eine »Wirtschaft, die tötet«. Was sind die Alternativen zu Rassismus und Nationalismus, zu Abschottung und zur Festung Europa?

131 Seiten | € 12,90



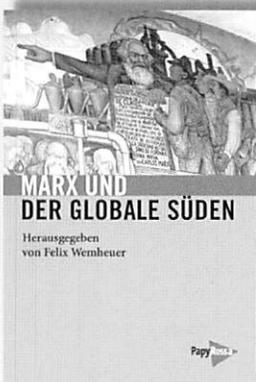
Andreas Wehr

## **DER KURZE GRIECHISCHE FRÜHLING**

Das Scheitern von SYRIZA und seine Konsequenzen

Mit der Hinnahme des von Berlin durchgesetzten Spardiktats wurde der gesamten europäischen Linken eine schwere Niederlage beigebracht. In der Konsequenz hält Andreas Wehr ein »demokratisches und soziales Europa« unter den Bedingungen des Euro und der EU für eine Illusion.

191 Seiten | € 13,90



Felix Wemheuer (Hg.)

## **MARX UND DER GLOBALE SÜDEN**

Können marxistische Theorien dazu beitragen, die aktuellen welthistorischen sozialen Umwälzungen zu verstehen? Welche Probleme entstehen durch ihre Anwendung auf den globalen Süden? Und wie werden sie dort diskutiert? In diesem Band zeigt eine internationale Autorenschaft Entwicklungen in Südafrika, Indien, China, Lateinamerika sowie dem Süden allgemein.

326 Seiten | € 19,90

**PapyRossa Verlag**

Luxemburger Str. 202 | 50937 Köln

Tel. (0221) 44 85 45 | [www.papyrossa.de](http://www.papyrossa.de) | [mail@papyrossa.de](mailto:mail@papyrossa.de)

# **ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG**

**Vierteljahresschrift**

**27. Jahrgang**

**Heft 107 (September 2016)**

---

Herausgegeben vom Forum Marxistische  
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)  
und dem IMSF e.V.

**Redaktionsbeirat:**

Joachim Becker, Joachim Bischoff, Dieter Boris,  
Frank Deppe, Klaus Dräger, Werner Goldschmidt,  
Regine Meyer, Klaus Pickshaus, Jörg Roesler,  
Ursula Schumm-Garling, Conny Weißbach,  
Harald Werner

---

**Redaktion:**

Jörg Goldberg, André Leisewitz, Jürgen Reusch,  
David Salomon, Alan Ruben van Keeken, Gerd Wiegel

---

---

5 **Editorial**

---

**Polarisierung und Linkspopulismus**

*Ingar Solty*

- 8 **Die politische Artikulation der globalen Krise heute**  
Politische Polarisierung, „dritter Pol“, Sanderismus und Corbynismus

*Dieter Boris*

- 19 **Aspekte von Linkspopulismus**
- 

**Transformationsdebatte – aktuelle Aspekte**

*Frank Deppe*

- 30 **Reformalternative heute**

*Jürgen Reusch/Jörg Goldberg*

- 41 **Reformalternative und Transformationsdebatte**

*Christina Kaindl*

- 58 **Pfade der Transformation**

*Michael Zander*

- 66 **Wer gegen wen und wofür?**  
Ein Kommentar zur Transformationsforschung der Rosa-Luxemburg-Stiftung
- 

**Postkapitalismus und Commons**

*Dieter Kramer*

- 76 **Machtgestützte Selbstorganisation**  
Eine Skizze zu Commons und Gemeinnutzen

*Werner Goldschmidt*

- 83 **„Eine Art ‚Commonismus‘“? Varianten des ‚Postkapitalismus‘**  
Ein Literaturbericht – Teil I

*Christian Fuchs*

- 98 **Henryk Grossmann 2.0**  
Eine Kritik an Paul Masons Buch „Postkapitalismus: Grundrisse einer kommenden Ökonomie“
-

## Gesellschaftstheorie

*Rainer Rilling*

**115 The view from above – aber von unten**

Hans Jürgen Krysmanski 1935-2016

*Margarete Tjaden-Steinhauer / Karl Hermann Tjaden*

**124 Umwelt – Mensch – Gesellschaft**

Vorüberlegungen zu einem umweltlichen Verständnis von Gesellschaft

*Lothar Peter*

**132 Grundriss einer integrativen Gesellschaftstheorie**

Kritische Lektüre eines Beitrags von Uwe Schimank

## Marx-Engels-Forschung

*Klaus Müller*

**146 Historizität und Messbarkeit der abstrakten Arbeit**

## Weitere Beiträge

*Klaus Dräger*

**161 Bundesverfassungsgericht kontra Europäische Zentralbank:  
Vom Tiger zum Bettvorleger**

*Néstor Kohan*

**163 Che Guevara und das Erbe von Marx und Engels  
in Lateinamerika**

*Reiner Diederich*

**173 Der Blick von unten**

Kunstaneignung in der „Ästhetik des Widerstands“

## Diskussion, Kritik, Zuschriften

*Charles Pauli*

**180 Anmerkungen zu Mohssen Massarrat „Der Finanzmarktkapitalismus“, in Z 106**

*Jürgen Leibiger*

**182 Der Finanzmarktkapitalismus – Zu Mohssen Massarrat, Z 106**

*Jutta Meyer-Siebert*

**186 Zur Rezension von Michael Zander, „Marxistischer Feminismus“, in Z 106**

188 *Regina Stosch*

**Brecht auf der politischen Tagesordnung? Zu Kai Köhlers Bericht in Z 106**

---

### **Berichte**

*Stefan Bollinger*

191 **Gegen den Krieg! Für den Sozialismus?**

Berlin, 10. Mai 2016

*Jürgen Leibiger*

193 **Digitale Revolution und soziale Verhältnisse im 21. Jahrhundert**

Leipzig, 4. Juni 2016

---

### **196 Buchbesprechungen**

19. und 21. Jahrhundert (Georg Fülberth zu Elmar Altvater)

Formwandel des Kapitalismus (Jörg Goldberg zu Wladislaw Hedeler/Volker Külöw [Hrg.])

Duncker-Briefe (Günter Benser zu Heinz Deutschland [Hrg.])

Revolution und Evolution (David Salomon zu Ernst Engelberg)

Linke Erinnerungskultur (Arnold Breuer zu Rainer Holze/Marga Voigt [Hrg.])

Historiker West und Ost (Karl Unger zu Matthias Dohmen)

Wirtschaftswachstum (Jörg Roesler zu Jürgen Leibiger)

Sozialismus und Gegenwartskapitalismus (David Salomon zu Mimmo Porcaro)

Jenseits des Kapitalismus (Jörg Roesler zu Sahra Wagenknecht)

Kapitalistische Restauration Russlands (Karl-Heinz Gräfe zu Felix Jaitner)

222 **Impressum**

223 **Autorinnen und Autoren, Übersetzer**

---

## Editorial

Die 2007/2008 ausgebrochene Weltwirtschafts- und Finanzmarktkrise dauert an und verändert zunehmend die politischen Verhältnisse. Das Vertrauen in die Handlungsfähigkeit der traditionellen politischen Eliten schwindet, was in vielen europäischen Ländern rechte und chauvinistische Parteien stärkt. In Ländern des europäischen Südens gewinnen aber auch linke Kräfte an Gewicht. Auch in einigen angelsächsischen Ländern erstarken linke Strömungen.

Mit Entwicklungen in Nordamerika und dem Vereinigten Königreich (bis zum Brexit) beschäftigt sich *Ingar Solty*. Er diskutiert den bemerkenswerten Aufstieg linkssozialdemokratischer Tendenzen (Corbyn, Sanders) im Kontext der Krise des Mehrheitswahlrechts und der zu konstatierenden Erosion der ihm innewohnenden Zentrismus-Tendenz und wirft die Frage auf, ob und wie die Linke sich als „dritter Pol“ im Wahlsystem etablieren könne. Mit der Frage nach den Trägern möglicher Transformationsprozesse beschäftigen sich die Überlegungen von *Dieter Boris* zum Linkspopulismus. Wird der Populismusbegriff im Zuge der Rechtspopulismusdebatte häufig generell verworfen, so plädiert Boris für einen genaueren Blick auf mögliche Inhalte von Linkspopulismus. Klar unterscheidet er exklusive rechte von inklusiven linken Populismen. Linkspopulismus könne als Bewegung verstanden werden, „die eine Sammlung unterschiedlicher Elemente subalternen Klassen anstrebt und realisiert.“

\*\*\*

*Transformationsdebatte – aktuelle Aspekte:* Heinz Jung, langjähriger Leiter des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF), dessen Todestag sich am 19. August zum zwanzigsten Male jährte, hatte zusammen mit Jörg Huffschmid versucht, ein innovatives Konzept politischer Veränderungen zu entwickeln, das sich auf eine zeitgemäße Kapitalismusanalyse stützte. *Frank Deppe* erinnert an diese „Reformalternative“, die 1988 (im Kontext von Kontroversen in der DKP) vorgelegt wurde. Die Reformalternative, so Deppe, löste sich „von der klassischen Unterscheidung von Reform und Revolution“. Der „Kampf für die Demokratie sowie für die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen (...), gegen Reaktion und Faschismus“ galt in diesem Rahmen als Kampf um „Veränderungen in den Eigentums- und Machtverhältnissen entwickelter kapitalistischer Gesellschaften“. Während die Reformalternative noch von der Existenz eines sozialistischen Lagers ausging, zeichnen sich in der heutigen Krisenkonstellation die Umriss eines Blocks „sozialer, politischer und kultureller Kräfte ab, der in dieser Übergangsperiode die Kraft für eine grundlegende Veränderung der Politik des Neoliberalismus entwickeln könnte.“ *Jürgen Reusch/Jörg Goldberg* fragen, ob die „Reformalternative“ noch Sinnvolles zur Debatte über linke Veränderungsstrategien beitragen kann. Obwohl sich die Rahmenbedingungen grundlegend verändert haben, gäbe es doch Parallelen zur aktuellen Transformationsdebatte. Die Autoren weisen aber darauf hin, dass der der Reformalternative und auch der Transformationsdebatte zugrundeliegenden Vorstellung, eine demokratische Steuerung im Kapi-

talismus sei (in Grenzen) möglich, ein verbreitetes Bewusstsein der Krisenhaftigkeit und der Unregulierbarkeit der modernen Welt entgegensteht. Einen Überblick und eine positiv-kritische Prüfung der umfangreichen Transformationsliteratur bietet *Michael Zander*. Dabei konzentriert er sich auf die Krisendiagnose, die der Transformationsdebatte zugrunde liegt, sowie auf das Konzept eines Mitte-Unten-Bündnisses und die favorisierten Einstiegsprojekte und Reformziele. Bei allen diesen Themenfeldern sieht er Bedarf an Konkretisierung und Präzisierung. „Transformation bearbeitet das Verhältnis von Reform und Revolution“, schreibt *Christina Kaindl* in ihrem Beitrag zum Transformationskonzept. Transformatorische Projekte haben einen prozesshaften Charakter und verlaufen nicht linear, müssten jedoch Potenzial für grundlegende Veränderungen der Produktions- und Lebensverhältnisse haben. Luxemburgs „revolutionäre Realpolitik“ und Gramscis „Stellungskrieg“ werden als theoretische Bezugspunkte genannt.

\*\*\*

*Postkapitalismus und Commons*: Die anhaltenden Krisenerscheinungen stärken jenseits der Debatte über Reformstrategien Positionen, die von Entwicklungen innerhalb des Kapitalismus systemüberwindende Effekte erwarten. Die Beiträge zum Thema „Postkapitalismus und Commons“ eröffnet *Dieter Kramer* mit einer Skizze zur Geschichte des „Gemeinnutzens“. Er versteht unter Commons „gemeinschaftlich besessene, geteilte oder genutzte Ressourcen“. Heute könnten progressive Entstaatlichung und Gemeinnutzen zusammengedacht werden. *Werner Goldschmidt* behandelt im ersten Teil seines Literaturberichts – der zweite Teil erscheint in Z 108 – die Positionen nichtmarxistischer Autoren zur erhofften Zukunft der Commons ohne Kapitalismus. Immanuel Wallerstein betont die Schwierigkeiten des Übergangs zu einer nachkapitalistischen Gesellschaft, Wolfgang Streeck warnt, dass sich der Kapitalismus zunehmend desorganisiert, ohne dass an seine Stelle etwas Besseres tritt. Jeremy Rifkin und Paul Mason erwarten die Transformation als Folge der wachsenden Bedeutung digitalisierter Informationen, die nicht kapitalistisch verwertet werden könnten. Anders als Goldschmidt sieht *Christian Fuchs* in Paul Masons Thesen einen Technikdeterminismus am Werk, der aus der Informationstechnologie „Null-Grenzkosten von Information“, einen tendenziellen Fall der Profitrate und den Zusammenbruch des Kapitalismus ableitet. Fuchs erinnert an ähnliche Prognosen von Theoretikern der II. Internationale, denen zufolge der Kapitalismus an fehlenden Verwertungsmöglichkeiten scheitern würde.

\*\*\*

*Gesellschaftstheorie*: *Rainer Rilling* würdigt in seinem Beitrag den kürzlich verstorbenen Soziologen Hans Jürgen Krysmanski. *Karl Hermann Tjaden* und *Margarethe Tjaden-Steinhauer* erschließen den Umweltbegriff für eine materialistische Theorie der Gesellschaft im Rekurs auf den US-amerikanischen Wahrnehmungspsychologen James J. Gibson und sein Konzept der „social interaction“. Mit der viel diskutierten „integrativen Gesellschaftstheorie“ *Uwe Schimank* beschäftigt sich *Lothar Peter*. Er würdigt einerseits, wie Schimank die in

Systemtheorien tradierten Prämissen systemischer Selbstreferentialität und einer zwischen den Teilsystemen bestehenden „prästabilisierten Harmonie“ überwindet. Andererseits zeigt er, wie Schimank sich in der Fokussierung auf Interessensgesetze zwischen „Leistungsproduzenten und Leistungsempfängern“, bei der dualistischen Entgegensetzung von Kapitalismus und (Sozial)Staat und schließlich im Kontext seines Fortschrittsbegriffs Probleme einhandelt.

\*\*\*

*Marx-Engels-Forschung:* Klaus Müller behandelt eine Grundfrage der Marx'schen Politischen Ökonomie, das Verhältnis zwischen konkreter und abstrakter Arbeit. Im Kern geht es um die Frage, ob abstrakte Arbeit als wertbildende Substanz messbar ist. Müller bejaht dies, weil er sich eine sozialistische Ökonomie vorstellen kann, in der nicht der Markt darüber entscheidet, ob eine Arbeit gesellschaftlich notwendig ist: „Nur wenn wir die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit vor der Produktion ermitteln können, entfällt die Notwendigkeit, sie nachträglich durch spontane Marktprozesse suchen zu lassen.“

*Weitere Beiträge:* Klaus Dräger kommentiert den Kurswechsel des BVerfG, das entgegen seiner ursprünglicher Argumentation die Politik der Europäischen Zentralbank im Zusammenhang mit dem Staatsanleihen-Aufkaufprogramm (OMT) nun gebilligt hat. Néstor Kohan rekonstruiert die bisher wenig bekannte Marx-Engels-Rezeption von Ernesto „Che“ Guevara. Er kann sich dabei unter anderem auf Notizbücher Guevaras stützen, die nach dem Antritt der bolivianischen Regierung unter Evo Morales öffentlich zugänglich wurden. Er stellt Guevara als Autor einer „Einführung in Leben und Werk von Marx und Engels“ vor und als kritischen Leser des „Anti-Dühring“ und der „Dialektik der Natur“.

Im November würde der Schriftsteller Peter Weiss 100 Jahre alt. *Reiner Diederich* nimmt das Jubiläum zum Anlass, um auf das in der „Ästhetik des Widerstands“ entworfene Modell einer Kunstaneignung von unten zurückzukommen.

\*\*\*

Unter den „Zuschriften“ zu Z 106 (Juni 2016) sind kritische Kommentare von Charles Pauli und Jürgen Leibiger zu Massarrats Studie zum „Finanzmarktkapitalismus“. Heftigen Widerspruch hat Michael Zanders Besprechung des Argumenthefts „Marxismus-Feminismus“ ausgelöst (Jutta Meyer-Siebert). Regina Storch kommentiert den Brecht-Bericht von Kai Köhler zur Berliner Aufführung der „Maßnahme“ von Brecht/Eisler. Die „Berichte“ informieren über Tagungen zu Arbeiterbewegung und Intellektuellen im 1. Weltkrieg und zur „Digitalen Revolution“. Buchbesprechungen betreffen u.a. Kapitalismustheorie, Geschichte der Arbeiterbewegung und die Transformationsfrage.

\*\*\*

Z 108 (Dezember 2016) wird als Schwerpunktthema neue Tendenzen der Kapitalkonzentration und -zentralisation in D behandeln.

*Ingar Solty*

## **Die politische Artikulation der globalen Krise heute**

### **Politische Polarisierung, „dritter Pol“, Sanderismus und Corbynismus**

Vor knapp einem Jahrzehnt begann die tiefste Krise des Kapitalismus seit den 1930er Jahren. Diese ist – nicht zuletzt aufgrund des Mangels an Bewegungen von unten, die der Kapitalismus für seine Erneuerung und Redynamisierung produktiv machen könnte – bis heute anhaltend.

#### **Politische Krisenreaktionen**

Die politische Artikulation der globalen Krise verlief nicht in allen Ländern gleich. Nichtsdestotrotz lassen sich drei Phasen unterscheiden. In der *ersten* kam es zwar zu strohfeuerartigen Krisenprotesten. Alles in allem aber gab es einen krisenbedingten Rückgang von sozialen und politischen Kämpfen und war die erste Artikulation der Krise in den kapitalistischen Kernstaaten des Westens am Ende ein Aufschwung der nationalistischen und sozialdarwinistischen Rechten. Insofern Krisen auch Verteilungskämpfe sind und klar ist, dass eine Klasse am Ende die Hauptlast der Krise zu tragen hat, ihre ökonomischen Kosten bezahlen muss, war dieser Aufschwung der Rechten zwischen Tea-Party-Bewegung in den USA und dem Thilo-Sarrazin-Phänomen letztlich Ausdruck eines Bündnisses zwischen Kapitalvermögenseliten und Mittelklassen. Hierdurch suchten von Abstiegsängsten geplagte Mittelklassen – als ursprüngliche soziale Träger rechtspopulistischer Bewegungen und Parteien insgesamt (vor allem im Hinblick auf die Führungskader, aber ursprünglich auch im Hinblick auf die Sympathisanten- und Wählerbasis) – ihre Privilegien gegen die wirklich „Unwürdigen“ innen und außen abzusichern (Solty 2013; Wiegel 2015).

Die rechtspopulistischen Parteien waren mit ihrem Fokus auf Steuersenkungen, Kürzungen von Sozialleistungen und Abbau von „Staatsschulden“ zugleich funktional für die globale austeritätspolitische Wende vom Frühjahr/Sommer 2010. In den USA setzten rechte Tea-Party-Gouverneure insbesondere in den Bundesstaaten des Mittleren Westens nach den Zwischenwahlen vom November 2010 harsche Austeritätsprogramme durch und zielten darauf ab, die Gewerkschaften im öffentlichen Dienst zu zerschlagen. Zeitgleich wurden in der Europäischen Union die Troika-Diktate („Memoranda of Understanding“) gegen die innerperipheren Staaten der Wirtschafts- und Währungsunion durchgesetzt. Während die USA auf eine Wachstumsstrategie der inneren und äußeren Abwertung abzielten, wurde in der EU im Namen der „Wettbewerbsfähigkeit“ eine Strategie der „inneren Abwertung“ (von Kosten und Löhnen) mit dem Hebel der Schuldentilgung und schließlich der Kreditstrangulation (zwangsmäßig) umgesetzt: Die Reallöhne wurden durch eine Mischung aus Absenkung des Mindestlohniveaus und eine Ersetzung von Flächen- durch Haustarifvertrags-

systeme massiv gedrückt (Schulten/Müller 2013), erarbeitete Rentenansprüche wurden durch Erhöhungen des Renteneintrittsalters und/oder die Absenkung des Rentenniveaus enteignet, die Arbeit im öffentlichen Sektor wurde durch Einstellungsstopps und Entlassungen intensiviert und die öffentliche Daseinsvorsorge durch Kürzungen etwa in der Gesundheitsversorgung kaputtgespart und damit eine soziale (Jugend- und Massen-)Arbeitslosigkeits- und humanitäre Krise willentlich in Kauf genommen. Zugleich wurde öffentliches Eigentum privatisiert und der profitorientierten (Auslands-)Kapitalakkumulation geöffnet. Während im öffentlichen Diskurs der Fokus auf den Schuldenausgleich öffentlicher Haushalte gelegt worden ist und Keynesianer monierten, dass die Austeritätspolitik an ihren eigenen Ansprüchen scheiterte, weil eben von Griechenland bis Portugal in Folge der Austeritätspolitik der Schuldenstand stieg und nicht sank (da die öffentlichen Einnahmen stärker wegbrachen), haben manche diese „Akumulation durch Enteignung“ (Harvey 2003) als das eigentliche Ziel der Strategie der inneren Abwertung angesehen – und sei es auch nur, dass die (keynesianische High-Road-)Exitstrategie-Alternative für die ökonomischen und politischen Eliten inakzeptabel ist, insofern sie ja gerade die Kräfteverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit zugunsten der europäischen Arbeit verschieben würde (Ryner 2015).

Die globale austeritätspolitische Wende hatte mit all ihren sozialen und politischen Konsequenzen allerdings eine neue, eine *zweite* Phase in der politischen Artikulation der Krise zur Folge: Ab 2011 setzte ein Krisenprotestzyklus ein, der annähernd globale Ausmaße annahm (Mason 2013). Schwerpunkte dieser Krisen- und Antiausteritätsproteste waren ab Frühjahr 2011 die MENA-Region (der arabische Raum von Nordafrika bis Syrien und Irak), Israel, Südeuropa (Spanien, Griechenland, Portugal), die USA (Wisconsin Uprising und Occupy Wall Street 2011, Chicagoer Lehrerstreik und die Niedriglohnssektor-Massenstreikbewegung „Fight for 15 and a Union!“ seit 2012 etc.), Kanada (der „kanadische Ahornfrühling“ 2012), Chile, aber auch Länder wie Nigeria und Indonesien (Solty 2014).

In einigen Ländern führten diese Massenproteste im Zuge einer tiefen Repräsentations- und Legitimationskrise auch zu einer politisch-parteilichen Konsolidierung. Dabei war der Schwenk zu politisch-parteilichen Strategien, die durchaus einen Bruch mit den seit den 1990er Jahren starken horizontalistischen Ausrichtungen innerhalb der radikalen Linken vollzogen, auch ein Effekt der Erschöpfung der gesellschaftlichen Massenproteste in Südeuropa und der Erfahrung, dass selbst gesellschaftliche Massenproteste keinen Bruch mit dem Austeritätskurs, ja nicht einmal Regierungskrisen zur Folge hatten (Solty 2014). In Griechenland kam es hierbei – vor dem Hintergrund der tiefen Krise des Landes einerseits und der Spezifik des griechischen Wahlsystems, das die wahlstärkste Partei künstlich mit zusätzlichen Parlamentssitzen begünstigt – zum ersten Mal seit Jahrzehnten in Europa zum Wahlsieg einer radikalen Linkspartei und zur Bildung einer Regierung unter ihrer Führung. Unabhängig davon, ob SYRIZA in den Auseinandersetzungen mit der Europäischen Union die richtige Strategie verfolgte, war dies ein historisches Novum nach dem

Zusammenbruch des Realsozialismus. Im Zuge der globalen Krise war und ist die radikale Linke (vgl. Biver 2015) offenbar – allerdings eben unter den schwierigsten Bedingungen der ökonomischen und sozialen Krise – nun auch wieder politisch mehrheitsfähig. Dabei war die linke „Etappenschlappe“ in Griechenland (Sablowski 2015) auch Folge der politischen Ungleichzeitigkeit im Euroraum, der nicht nur ökonomisch, sondern auch politisch zwischen Zentrum und innerer Peripherie, zwischen Nord und Süd gekennzeichnet war und ist; denn während der Norden/das Zentrum in der Krise tendenziell weiter nach rechts gewandert ist und hier vor allem nationalistische Rechtsparteien an Zuspruch hinzugewannen (Baier 2016), ist der Süden/die Peripherie in der Tendenz eher nach links gerückt und haben sich rechtsextreme Parteien (einschließlich der „Goldenen Morgenröte“ in Griechenland) eher schwer getan, die Krise mit rassistischen und exkludierenden Programmen zu beantworten (Soltý und Gill 2013). Zugleich offenbaren die Wahlen in Spanien und in Portugal auch die Grenzen des elektoralen Ansatzes (vgl. Dräger 2016), wenn in Spanien die Podemos-Partei (im Bündnis mit der IzquierdaUnida) sich heute im PSOE-Gefängnis befindet, so dass sie zwar viele Wählerstimmen, aber keine Mehrheit hinter sich versammeln kann (Candeias 2016b), und zugleich in Portugal der Präsident den Linksparteien den Regierungsauftrag mit Hinweis auf das Vertrauen der internationalen Finanzmärkte verweigert. Dabei ist das Dilemma nicht nur die zunehmende reine Orientierung auf elektorale Strategien (wie vor allem bei Podemos) und die Grenzen dieses Ansatzes im Hinblick auf einen Bruch mit der Austeritätspolitik, sondern auch die Tatsache, dass nicht zuletzt die SYRIZA-Tragödie auch die Gefahr einer neuerlichen Abwendung von politischen Staatsmachtprojekten insgesamt und einer Rückkehr aus Enttäuschung zum Horizontalismus gerade in der bewegungsorientierten radikalen Linken zeitigen mag.

Länderübergreifend ist zugleich und ausgehend von unterschiedlichen Niveaus und Verteilungsspielräumen ganz allgemein eine Polarisierung des politischen Feldes zu konstatieren. Der Block an der Macht entpuppt sich als immer weniger integrationsfähig, sowohl nach innen als auch nach außen (Spaltung der EU entlang der Nord/Südachse und im Zuge der „Flüchtlingskrise“ entlang der West/Ost-Achse). Insbesondere das Lager, das die Sozialdemokratie ein gutes Jahrhundert lang eingebunden hat, befindet sich im Grunde überall in Auflösung. Die Erkenntnis der politischen Artikulation der Krise ist: The center cannot hold. Wir haben es – ausgehend von unterschiedlichen Niveaus – tendenziell in allen kapitalistischen Kernstaaten mit einer Legitimations- und Repräsentationskrise zu tun, die zu einem „populistischen Moment“ geführt hat. Im Norden/Zentrum ist dabei die tiefe Krise der (westeuropäischen) Sozialdemokratien etwas, das – nicht zuletzt vor dem Hintergrund, dass die Austeritätspolitik vielerorts von Mitte-Links-Regierungsparteien umgesetzt wird (wie etwa der Hollande-Regierung in Frankreich, vgl. Syrovatka 2016) – vor allem die Rechte stärkt (Front National in Frankreich, AfD in Deutschland, auch UKIP in Großbritannien, die Freiheitspartei in den Niederlanden, die FPÖ in Österreich etc.). Für die Linke stellt sich deshalb die Frage,

was aus diesem rechten Lager wird – gerade vor dem Hintergrund der Möglichkeit, dass die nationalistische Rechte, der eine proletarische Basis zuströmt, die soziale Frage von rechts aufgreift und sich von ihrer marktradikalen Grundorientierung ablöst, wie das in Frankreich und in Österreich in Teilen schon passiert ist (Dörre 2016). Damit würde sie eine „nationale“ Lösung der sozialen Frage anbieten, die zugleich an den herrschenden Kräfteverhältnissen im Austeritätskapitalismus nicht zu rütteln hätte (Schmidt 2015), weil sie verspricht, dass alles beim Alten bleiben könne, wenn nur konsequent und erbarungslos die „unwürdigen“ hungrigen Mäuler ausgegrenzt würden – und zwar sowohl die hungrigen Mäuler von unten (mit sanktionsintensiviertem Workfare für Langzeiterwerbslose etc.) als auch die hungrigen Mäuler von außen („faule Griechen“, syrische und andere „Kriegsflüchtlinge“, Einwanderer aus den kriegs- und freihandelsverheerten Regionen der Welt) (vgl. Solty 2016). Tatsächlich profitiert von der (Integrations-)Krise der repräsentativen Demokratie in Nordeuropa gegenwärtig vor allem die Rechte, weil sie die soziale Frage und die Demokratiefrage (auch mit Forderungen nach direktdemokratischen Teilnahmeverfahren, die in der Linken kritisch gesehen werden, vgl. exemplarisch Wagner 2013) teilweise für sich gekapert hat. Für die Linke stellt sich deshalb die Frage, wie es ihr gelingen kann, einen „dritten Pol“ (Strohschneider 2016) „sichtbar“ und „erfahrbar“ zu machen (Candeias 2016). Hieran anknüpfend ist auch die neue Debatte um einen aufgeklärten, linken (Euro-)Populismus entscheidend (Solty/Werner 2016; Boris, in diesem Heft), für den selber wiederum linke Antworten auf die Sicherheitsfrage eine Bedeutung haben müssten (Solty 2016b).

Eine Ausnahme zur mangelnden Sichtbarkeit des „dritten Pols“ in Ländern wie Deutschland und den Grenzen der Bewegungs(partei)orientierung in Südeuropa bilden die Entwicklungen in Großbritannien und den USA. Die Linke in diesen beiden Kernstaaten des globalen Kapitalismus wurde lange bemitleidet. Noch 2014/2015 waren die Nachrichten aus Großbritannien, dass die Linke hier zwar in der kritischen Wissenschaft an den Universitäten (wie etwa der Politikwissenschaft in Manchester, am Londoner King's College oder an der Sussex University in Brighton) durchaus starke Bastionen verteidigen konnten, dass sie aber politisch-organisatorisch nicht in der Lage war, ein linkes Projekt jenseits der neoliberalisierten Drittwegs-Sozialdemokratie, d.h. der Labour Party unter den Blairisten, aufzubauen. Symptomatisch für die tiefe Krise der britischen Linken schienen die Massenaustritte in Folge der Vertuschungen eines Vergewaltigungsskandals in den Führungsreihen der größten Parteiorganisation der radikalen Linken, der trotzkistischen Socialist Workers' Party. Kaum anders schien die Situation in den USA, wo die Linke – abgesehen von einigen Erfolgsmeldungen etwa wie der erwähnten Zunahme von sozialen Protestbewegungen und von Wahlerfolgen wie jenem der sozialistischen Kandidatin Kshama Sawant in Seattle – ebenfalls kaum sichtbar und erfahrbar war. Im Zuge der Polarisierung kam die lauteste und fast einzig hörbare Kritik am unhaltbaren Status Quo von den (Tea-Party-)Rechtspopulisten (Solty 2013).

## Das „Duverger-Gesetz“

Die Krise der politischen Linken im angloamerikanischen Raum wurde auch immer im Zusammenhang mit dem Wahlsystem in diesen Ländern diskutiert. Eines der bekanntesten Gesetze in der Politikwissenschaft ist das Duverger-Gesetz. Dieses bezieht sich auf den Unterschied zwischen parlamentarischen Systemen. Es entstand beim historisch-analytischen Vergleich zwischen dem Mehrheitswahlrecht, wie es in den USA, Kanada, Großbritannien oder Indien existiert, und dem Verhältniswahlrecht, wie es – mehr oder weniger stark ausgeprägt bzw. eingeschränkt – Deutschland, Österreich, Holland, Griechenland und viele andere Länder charakterisiert. Während im deutschen gemischten Verhältniswahlrecht neben den Erststimmen für Direktkandidaten mit den Zweitstimmen Parteien im Listennominierungsverfahren gewählt werden, die dann – solange sie die Fünfprozenthürde überschreiten, die nach 1945 als „Lehre aus Weimar“ eingeführt wurde – proportional zu ihrem Wählerstimmenanteil im Bundestag repräsentiert sind, verfallen beim Mehrheitswahlrecht alle Stimmen für Kandidaten und Parteien, die in ihrem jeweiligen Wahlbezirk nicht die relative Mehrheit errungen haben. Deshalb wird dieses System auch als „first-past-the-post“-System bezeichnet.

Politisch entscheidend sind diese Wahlrechtsregularien für zwei Typen von Parteien: *Erstens* für alte oder neue politische Oppositionsparteien, die links oder rechts entstandene Vakuen füllen wollen, sowie *zweitens* für neue Parteien, die sich – wie in den 1980er Jahren die „Grünen“ oder in den 2010er Jahren die „Piraten“ – mit neuen, von den anderen Parteien bislang nicht repräsentierten, gesellschaftlichen Großfragen und (Klassen-)Fraktionen im Parteiensystem etablieren wollen (Bobbio 1994). Dies ist der Fall, weil der Wahlsystemunterschied zur Folge hat, dass *im Verhältniswahlrecht* neue, insbesondere linke Parteien als Fundamentaloppositionen entstehen können, die das Parlament in einem *ersten* Schritt als eine Bühne nutzen, um langsam gesellschaftliche Klassen (quasi „von oben“) zu formieren und sich mit „Korsettstangen“ (Gramsci) in der „Zivilgesellschaft“ eine außerparlamentarisch-soziale Machtbasis zu schaffen (vgl. Solty 2008 am Beispiel der Linkspartei in Deutschland),<sup>1</sup> um dann in einem *zweiten* Schritt mit dieser aus der Zivilgesellschaft entspringenden Hegemonie als transformatorische Mehrheitsparteien zu reüssieren. Ein besonders markantes Beispiel wäre hierfür wohl tatsächlich das Parteienbündnis SYRIZA, das in wenigen Jahren von einer Kleinpartei mit einem Wähleranteil knapp über der Dreiprozenthürde zu einer Mehrheitspartei wuchs und dabei die etablierte Sozialdemokratie PASOK so gut wie auslöschte (und inzwischen wieder stark an Einfluss verloren hat). *Im Mehrheitswahlrecht* dagegen wird diese parteibildende Transformationspolitik erschwert, weil neue linke Parteien das Parlament nicht als (Tribünen-)Vehikel zum Aufbau des Widerstands in der (Zivil-

<sup>1</sup> Für Gramsci spielen hierbei als „Korsettstangen“ „Eliten von Intellektuellen eines neuen Typs“ eine zentrale Rolle, die „direkt aus der Masse hervorgehen und gleichwohl mit ihr in Kontakt bleiben“ (Gramsci 1991 ff, Bd.6: 1390).

)Gesellschaft nutzen können, sondern im Grunde stets und von Anfang an darauf festgelegt sind, Mehrheiten zu gewinnen. Das bedeutet aber für Arbeiterparteien stets das Buhlen um die „Mittelklassen“, mittelständische Unternehmen (etwa durch das Versprechen von Steuersenkungen) etc.

Vor diesem Hintergrund besagt nun das Duverger-Gesetz, dass Mehrheitswahlrechtssysteme nicht nur zu Zweiparteiensystemen mit wachsenden Parteimitgliederzahlen tendieren (Schlesinger/Schlesinger 2006) oder umgekehrt Systeme mit solchen zwei Parteien sich historisch Mehrheitswahlrechte schaffen (Colomer 2005), sondern dass ihnen auch eine Zentrismus-Tendenz innewohnt, die zur Moderierung von politischen Positionen führt. Kandidaturen mit starken linken oder rechten Profilen könnten zwar die Parteibasis beflügeln; Wahlen würden aber in „der Mitte“ gewonnen (Duverger 1972: 22-32). Als klassische Beispiele werden in den USA oft die verlorenen Präsidentschaftskandidaturen des rechtskonservativen Republikaners Barry Goldwater 1964, der mit seinem Kampf gegen die Rassensegregation den Grundstein für Richard Nixons „Southern Strategy“ legte, und des linkssozialdemokratischen George McGovern, der 1972 zur Enttäuschung vieler Linker gegen Nixon verlor, herangezogen. Beide Kandidaten elektrisierten innerparteilich die Parteibasis, unterlagen dann aber erdrutschartig ihren Kontrahenten von der anderen Partei.

Das Duverger-Gesetz hat damit immer auch als Rechtfertigung für eine Politik des „Kleineren Übels“ gedient. Im Neoliberalismus ließen sich in den Mehrheitswahlsystemen USA und Großbritannien mit ihm auch der Zentrismus der Drittwegsozialdemokratie und die Taktik der „Triangulation“ (Soziales und Autoritäres, „Fördern und Fordern“, Null-Toleranz) begründen; es hieß, man habe sich dem politischen Gegner (Liberal-)Konservative anzunähern, um Wahlen gewinnen zu können.<sup>2</sup>

## **Erosion der Zentrismus-Tendenz?**

Der Glaube an die allgemeine Gültigkeit des Duverger-Gesetz ist in den letzten Jahren jedoch schwieriger geworden. Nicht nur hat die Politik des „Dritten Weges“ die westeuropäischen Sozialdemokratien mitsamt ihren Massenmitgliedschaften zerfetzt. In Deutschland steckt die SPD in einem 25-Prozent-Gefängnis fest, weshalb manch einer ihrer Funktionäre mittlerweile öffentlich die Frage stellt, ob es unter diesen Bedingungen überhaupt noch Sinn hat, einen (aussichtslosen) Kanzlerkandidaten aufzustellen. Darüber hinaus hat das Duverger-Gesetz aber vor allem dadurch an Überzeugungskraft verloren, dass es empirisch fragwürdig geworden ist.

---

<sup>2</sup> Bemerkenswert ist dabei, dass nicht nur bei Bill Clintons „New Democrats“ und Tony Blairs „New Labour“, sondern auch bei Gerhard Schröder der Begriff der Mitte („Neue Mitte“) im Zentrum der Machtstrategien stand – und das, obwohl sich das deutsche Wahlsystem fundamental von den angelsächsischen unterscheidet und das Duverger-Gesetz damit für Deutschland ohnehin keine Gültigkeit beanspruchen kann. Trotzdem: Die Tatsache, dass am Ende der 1990er Jahre 11 von damals 15 EU-Mitgliedsstaaten und dazu die USA Mitte-Links-Regierungen hatten, verlieh diesem Machtzynismus Glaubwürdigkeit.

Dies hängt mit der Entwicklung in den Ländern mit Mehrheitswahlrecht zusammen, auf die es sich hauptsächlich bezieht. Diese haben sich mit dem Aufstieg von Drittparteien wie den Liberaldemokraten, der Schottischen Nationalpartei (SNP) und kurzzeitig auch Respect! UK in Großbritannien oder der NDP in Kanada (national wie regional in Alberta) stark verändert. Die Parlamentswahlen von 2011 schienen mit dem Aufstieg der NDP zur zweitstärksten Kraft eine historische Verschiebung in der politischen Plattentektonik Kanadas verursacht zu haben (Soly 2011). Tatsächlich sah es noch bis gut einen Monat vor der Wahl vom 19. Oktober 2015 so aus, als würde diese alte Drittpartei, die jetzt in den Umfragen mit rund 35 Prozent Wählerzustimmung führte, sogar die politische Macht in Ottawa übernehmen; tatsächlich sehen Beobachter gerade im scharfen Mittekurs der NDP, als sie sich im Einklang mit dem Duverger-Gesetz für Steuersenkungen für mittelständische Unternehmen und einen ausgeglichenen Staatshaushalt einsetzte, die Ursache für ihren plötzlichen Niedergang in der Wählergunst (McCormack 2015). Indes hat in Großbritannien die Labour-Partei ihre schottischen Bastionen nicht an ihren traditionellen Kontrahenten, die Tory-Konservativen, sondern an die vormals sehr kleine SNP verloren,<sup>3</sup> während die Liberaldemokraten als wichtigste Stimme gegen den Blair'schen Irakkrieg lange Zeit das britische Zwei- in ein Dreiparteiensystem mit Koalitionsregierungen zu verwandeln schienen.

Trotzdem gehört gerade die vom Duverger-Gesetz angenommene Zentristenstendenz bis heute zum ideologischen Arsenal rechtssozialdemokratischer Politiker. Dies zeigte sich auch nach der Wahl des Linken Jeremy Corbyn zum neuen Labour-Vorsitzenden, als in Deutschland Labours Schwesterpartei, die SPD, erst einmal lange schwieg, bis dann der baden-württembergische SPD-Landesvorsitzende Nils Schmid sich als erster zu Wort meldete und verlautbarte, Corbyns Wahl sei eine „schlechte Nachricht“ und „eine Flucht vor der Realität“; er hoffe, Labour werde nun „nicht für viele Jahre bedeutungslos“. Diese Wahrnehmung erschien freilich angesichts der extremen Labour-Dynamik mit hoher sechsstelliger Parteieintrittszahl im Zuge der Corbyn-Wahl und der Putschversuche der alten Blairisten-Eliten als realsatirischer Beitrag (vgl. Soly 2015); aber auch er stützte sich implizit auf das Duverger-Gesetz und die Vorstellung, dass Corbyn, weil er „zu links“ sei, die nächsten Wahlen verlieren müsse (nur eben aus anderen Gründen als vor ihm Ed Miliband).

---

<sup>3</sup> Dabei hat die charismatische, linke SNP-Abgeordnete Mhairi Black – die jüngste Abgeordnete in Westminster seit über 350 Jahren – recht, als sie in ihrer Jungferrede betonte, dass die SNP nicht aufgrund eines „Welle des [schottischen] Nationalismus“ (wie von dem früheren Labour-Führer Ed Miliband behauptet), sondern aufgrund einer „Welle der Hoffnung“ ihren Sieg davongetragen habe – Hoffnung, „dass es etwas Besseres gebe als die Thatcheristische neoliberalen Politik“, die Blairs New Labour verantwortete. Als Kind aus einer traditionellen sozialistischen Labour-Familie habe „die Labour-Partei mich verlassen, nicht umgekehrt.“ (*The Guardian*, 14.7.2015)

### **Dritter Pol?**

Das Phänomen des Aufstiegs von Bernie Sanders auf dem Ticket der Demokratischen Partei und der Triumph von Jeremy Corbyn mit seiner Wahl zum Vorsitzenden der britischen Labour-Partei, dessen Massenbasis in der Partei und der Bevölkerung so groß ist, dass er sich auch gegen die feindliche Blairisten-Mehrheit im Innern behaupten konnte und auch den besagten Putsch dieser Kräfte nach der „Brexit“-Abstimmung überlebte, ist bemerkenswert. Dies gilt nicht nur in Bezug auf die Art und Weise, wie die besondere Dynamik und Mobilisierungsfähigkeit von Sanders (mit seinen 13 Millionen Wählerinnen und Wählern, mehr als zwei Millionen Kleinspendern und Zehntausenden Aktivistinnen und Aktivisten) und Corbyn (mit dem durch ihn bedingten Eintritt von Hunderttausenden in eine bis dahin scheinbar tote Partei und dem Wiederaufstieg in den Umfragen) im Zusammenhang steht gerade mit der Radikalisierung und klassenkonfliktorientierten Zuspitzung (und nicht Moderierung, wie es das Duverger-Gesetz nahelegt) des politischen Diskurses. Es gilt auch deshalb, weil es verdeutlicht, wie tief die Krise der Legitimation und Repräsentation in den westlichen kapitalistischen Staaten fortgeschritten ist und welche deutlichen Verschiebungen nach links in populistischen Situationen wie der gegenwärtigen die Folge sein können. Zugleich bleiben diese hochgradig widersprüchlich und konfrontieren die Linke mit neuen strategischen Fragen. Denn während in den Proporzwahlssystemen und insbesondere in Deutschland eine Situation vorherrscht, in der die Drittwegssozialdemokratien gleichermaßen unreformierbar erscheinen<sup>4</sup> und die Linke von ihrer Krise nicht profitiert, sehen sich die britische und US-amerikanische Linke plötzlich mit der neuen strategischen Frage konfrontiert, ob es womöglich doch gelingen könnte, die alten Parteien der linken Mitte von staatstragenden Kapitalparteien in Parteien der (lohnabhängigen) Subalternen zu verwandeln. Es steht jedenfalls außer Frage, dass Sanders und Corbyn als Drittparteienkandidaten (etwa bei Respect! UK oder Socialist Workers' Party in Großbritannien oder als unabhängiger sozialistischer Präsidentschaftskandidat in den USA) niemals diese Rolle hätten spielen können, die sie gespielt haben bzw. weiterhin spielen.

Gleichwohl zeigen sich die Parteiapparate selbst als bemerkenswert immun gegenüber den Graswurzelrevolten von unten. Während Sanders in vielerlei Hinsicht insbesondere der Sichtbar- und Erfahrbarkeit des „dritten Pols“ gewonnen und die Zentralität der fundamentalen Richtungsentscheidung zwischen seinem bewegungs-klassenkonfliktorientierten Linkssozialdemokratismus einerseits und dem unhaltbaren imperialen Austeritäts-Status-Quo der Clinton-Demokraten sowie dem autoritären Nationalismus der Trump-Republikaner andererseits im Massenbewusstsein verankert hat (vgl. Solty 2016d) und während auch Corbyn sichtbar für einen solchen „dritten

---

<sup>4</sup> Vgl. hierzu beispielsweise das neue Strategiepapier von Sigmar Gabriel und Martin Schulz, mit dem auf den „Brexit“ reagiert wurde (Solty 2016c).

Pol“ steht, ist es andererseits Sanders zugleich kaum gelungen, Brückenköpfe in einer Demokratischen Partei zu etablieren. Dabei wird gerade in den USA die Frage einer Demokratisierung der Demokratischen Partei durch die Veränderungen in der Republikanischen Partei erschwert; denn während die linke Basis auf eine Veränderung der Partei in ihrem Sinne drängt, laufen der Partei in zunehmendem Maße die ökonomischen und politischen Eliten der Republikaner aus Entsetzen über Donald Trump und seinen Kurs zu (ebd.). Ähnlich ist auch unklar, ob es Corbyn und seinen Anti-Blairisten-Unterstützergruppen wie „Momentum“ gelingen kann, die Partei dauerhaft zurückzuerobern.

Die Strategiediskussion im angloamerikanischen Raum steht noch ganz am Anfang. Fest steht allerdings: Die USA und Großbritannien sind Ausnahmen in einer Krisensituation der Linken. Im Hinblick auf die Frage, wie in Kontinentaleuropa die Linke als „dritter Pol“ sichtbar werden kann, bedarf es der Auseinandersetzung mit der Frage, welche Erfolgsbedingungen im Zusammenhang mit den spezifischen Widersprüchen des Mehrheitswahlrechts in der Krise stehen und welche das Ergebnis der spezifischen Strategien der Sanders- und Corbyn-Bewegung – von Corbyns Programm „Northern Future“ oder seiner Umfunktionalisierung von „People’s Question Time“ bis hin zu Sanders’ Fähigkeit, sein politisches Programm unmittelbar aus den Massenbedürfnissen zu entwickeln – gewesen sind, die sich gegebenenfalls auf die hiesigen Verhältnisse übertragen lassen.

## Literatur

- Baier, Walter (2016): Radikale Rechte in Europa, in: Z 106 (Juni 2016), S. 8-19
- Biver, Nico (2015): Verschwindet die Linke? Mitgliederentwicklung und Wahlergebnisse linker Parteien in Westeuropa seit den 1970er Jahren, in: Z 101 (März 2015), S. 141-153, und Z 102 (Juni 2015), S. 141-151
- Bobbio, Norberto (1994): Rechts und links. Gründe und Bedeutungen einer politischen Unterscheidung, Berlin
- Candeias, Mario (2016a): Den „dritten Pol“ wieder sichtbar machen, in: Neues Deutschland, 24.6.2016
- Candeias, Mario (2016b): Gibt es eine portugiesische Lösung? Kommentar zur Wahl in Spanien, in: Rosa-Luxemburg-Stiftung, 27.6.2016, online: <http://www.rosalux.de/news/42436>
- Colomer, Joseph M. (2005): It’s Parties That Choose Electoral Systems (or Duverger’s Law Upside Down), in: Political Studies, 53. Jg., H.1, S.1-21
- Dräger, Klaus (2016): „Linker Aufbruch in Europa?“ – eine nüchterne Zwischenbilanz, in: Z 106 (Juni 2016), S. 32-42
- Duverger, Maurice (1972): Party Politics and Pressure: A Comparative Introduction, New York
- Dörre, Klaus (2016): Die national-soziale Gefahr. Pegida, Neue Rechte und der Verteilungskonflikt – sechs Thesen. URL: <http://www.theoriekritik.ch/?p=2833>
- Gramsci, Antonio (1991ff): Gefängnishefte Bd. 6, Hamburg

- Harvey, David (2003): *Der neue Imperialismus*, Oxford u.a.
- Mason, Paul (2012): *Why It's Kicking Off Everywhere*, London/New York
- McCormack, Geoffrey (2015): *The Status Quo Election*, in: *Jacobin*, 17.10.2015, online: <https://www.jacobinmag.com/2015/10/mulcair-harper-trudeau-canadian-election-prime-minister/>
- Ryner, Magnus (2015): *Europe's Ordoliberal Iron Cage. Critical Political Economy, the Euro Area Crisis and Its Management*, in: *Journal of European Public Policy*, 22. Jg., H.2, S. 275-294
- Sablowski, Thomas (2015): *Die Etappenschlappe*, in: *junge Welt*, 18.7.2015, S. 12f
- Schlesinger, Joseph A., u. Mildred S. Schlesinger (2006): *Maurice Duverger and the Study of Political Parties*, in: *French Politics*, 4. Jg., Nr. 1, S. 58-68
- Schmidt, Ingo (2015): „There is No Alternative Unless We Build One“. *Reinventing Socialist Politics*, in: *The Bullet*, No. 1103, 8.4., online: <http://www.socialistproject.ca/bullet/1103.php>
- Schulten, Thorsten, u. Torsten Müller (2013): *Ein neuer europäischer Interventionismus? Die Auswirkungen des neuen Systems der Economic Governance auf Löhne und Tarifpolitik*. In: *Wirtschaft und Gesellschaft*, 39. Jg., H.3, S. 291-321.
- Solty, Ingar (2008): *The Historic Significance of the New German Left Party*, in: *Socialism and Democracy*, 22. Jg., No. 1 (March 2008), S. 1-34
- Solty, Ingar (2011): *Laytongrad in Harperland? Konservativer Wahlsieg und historische Verschiebungen im Parteiensystem von Kanada*, in: *Sozialismus*, 38. Jg., H.6, S. 59-62
- Solty, Ingar (2012): *Canada's „Maple Spring“*. From the Quebec Student Strike to the Movement against Neoliberalism, Studie der Rosa Luxemburg Foundation/New York Office, Dezember 2012, online: <http://www.rosalux-nyc.org/canadas-maple-spring/>
- Solty, Ingar (2013): *The Crisis Interregnum. From the New Right-Wing Populism to the Occupy Movement*, in: *Studies in Political Economy* 91, Spring 2013, S. 87-114
- Solty, Ingar (2014): *Is the Global Crisis Ending the Marriage of Capitalism and Liberal Democracy? (II-)Legitimate Political Power and the New Global Anti-Capitalist Mass Movements in the Context of the Internationalization of the State*, in: Maximilian Lakitsch (Hg.), *Political Power Reconsidered. State Power and Civic Activism between Legitimacy and Violence (Peace Report 2013)*, Wien u.a., S. 161-204
- Solty, Ingar (2015): *Getragen von der Corbynmania. Ist der neue Labour-Chef der erste Nagel im Sarg der neoliberalen Sozialdemokratie?*, in: *Analyse & Kritik*, Nr. 609, S. 20
- Solty, Ingar (2016a): *Exportweltmeister in Fluchtursachen. Die neue deutsche Außenpolitik, die Krise und linke Alternativen*. Studie der RLS, online: [http://www.rosalux.de/fileadmin/rls\\_uploads/pdfs/Studien/Studie\\_05-2016\\_Exportweltmeister.pdf](http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Studien/Studie_05-2016_Exportweltmeister.pdf)
- Solty, Ingar (2016b): *Sicherheit – ein heißes Eisen für die Linke? Angstfreiheit als Frage sozialer Infrastruktur*, in: *Luxemburg – Gesellschaftsanalyse und linke Praxis*, Nr. 24, 8. Jg., H.1 (April 2016), S. 58-65

- Solty, Ingar (2016c): How Not to Fix Europe, in: Jacobin, 29.6.2016, online: <https://www.jacobinmag.com/2016/06/european-union-sdp-germany-gabriel-schulz-brexit-austerity-growth/>
- Solty, Ingar (2016d): Goodbye Sanders? Warum die politische Revolution noch nicht zu Ende ist, in: Luxemburg – Gesellschaftsanalyse und linke Praxis, Nr. 25, 8. Jg., H.2 (i.E.)
- Solty, Ingar u. Stephen Gill (2013): Krise, Legitimität und die Zukunft Europas, in: Das Argument 301, 55. Jg., H.1-2, S. 82-94
- Solty, Ingar u. Alban Werner (2016): Der indiskrete Charme des Linkspopulismus, in: Das Argument 316, 58. Jg., H.2 (Juni 2016), S. 273-285
- Strohschneider, Tom (2016): Die Schwäche des dritten Pols. Soziale Frage, europäischer Rechtstrend, linke Mobilisierungsfähigkeit, in: Neues Deutschland, 14.3.2016
- Syrovatka, Felix (2016): Zwischen Utopie und Widerstand. Die Sozialproteste in Frankreich, in: Zeitschrift Luxemburg: Gesellschaftsanalyse und linke Praxis (Online), 3.8.2016, <http://www.zeitschrift-luxemburg.de/zwischen-utopie-und-widerstand-die-sozialproteste-in-frankreich/>
- Wagner, Thomas (2013): Die Mitmachfalle. Bürgerbeteiligung als Herrschaftsinstrument, Köln
- Wiegel, Gerd (2015): Rassismus, Fluchtabwehr, rechter Aufstieg, in: Z 104 (Dezember 2015), S. 8-16

# DAS ARGUMENT

ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE  
UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

## 317 Das jugoslawische Projekt

W.EHAUG: Moment-Aufnahmen vom letzten Akt

G.KIRN: Von der Partisanenrevolution zum Marktsozialismus

M.KOMELJ: Die Partisanenkunst und der Surrealismus

K.ZOVAK: Widersprüche der Arbeiterselbstverwaltung

A.ČAKARDIĆ: Frauenkämpfe in Jugoslawien

K.STOJAKOVIĆ: Vom sozialistischen Staatsgründer zum nationalen Verräter? Tito und seine Biographien

\*\*\*

J.REHMANN: Bernie Sanders und die neoliberale Hegemoniekrise

I.LANDA: Der nietzscheanische Kommunismus von Alain Badiou

L.SÈVE: Für eine Wissenschaft der Biographie

*Dieter Boris*

## **Aspekte von „Linkspopulismus“**

„Es gibt keinen Sozialismus ohne Populismus, und die höchsten Formen des Populismus können nur sozialistisch sein.“  
Der „frühe“ Ernesto Laclau 1977/81

„Populismus“ (als Substantiv) oder „populistisch“ (als Adjektiv) ist gegenwärtig in aller Munde. Das war vor 40 bis 50 Jahren keineswegs so. Damals waren diese Begriffe eher für historisch weit zurückliegende Bewegungen (im ausgehenden 19. Jahrhundert in den USA bzw. um die Jahrhundertwende 1900 in Russland) oder für Erscheinungen aus der damals noch so genannten „Dritten Welt“ reserviert.

Heute ist viel vom ansteigendem „Rechtspopulismus“ in Europa und in den USA die Rede, welcher sich in Gestalt mancher (neuer) Parteien anschießt, immer größere Teile der Wählerschaft für sich zu mobilisieren, z. B. in Frankreich der „Front National“, der bei den letzten Kommunalwahlen im Okt./Nov. 2015 ca. 30 Prozent der Wähler erreichte. Da auch der Wahlkampf bzw. die Vorwahlen in den USA zu einem überraschenden Aufstieg des Immobilienmilliardärs Donald Trump (für die Republikanische Partei) geführt hat und bei den Demokraten ebenso überraschenderweise der bis vor kurzem (hierzulande zumindest) völlig unbekannte Bernie Sanders der eigentlich „gesetzten“ Kandidatin der Demokraten (Hillary Clinton) erstaunlich viel Gegenmobilisierungen bereitet hat, wird schon davon gesprochen, dass dieses mal ein „populistisches Moment“ in Gestalt des Rechts- und des Linkspopulismus das Feld beherrsche. Auch das Auftauchen „linkspopulistischer“ Formationen in Südeuropa (Syriza in Griechenland, von PODEMOS in Spanien) haben in der Linken Debatten über Unterschiede und Ähnlichkeiten von Rechts- und Linkspopulismus ausgelöst.

Trotz des stark zunehmenden Gebrauchs dieser Begriffe überwiegt weithin noch die Verwendung dieser Termini als politische Schimpfworte, wobei „Opportunismus“, „dem Volk aufs Maul schauen“, „falsche Versprechungen“ machen oder die Sehnsucht nach einer vergangenen „heilen Welt“ schüren u.ä. die normalen Konnotationen sind. Wer eine philosophische Definition wünscht, kann von dem renommierten, konservativen politischen Philosophen Hermann Lübbe bedient werden. „'Populismus' – so nennt man doch die Spekulation auf politische Zustimmungsgewinne durch Appelle an sich ausbreitende Volksmeinungen, die in der dominanten politischen Klasse als selbstschädigend, ja, moralisch zweifelhaft eingeschätzt werden.“ (FAZ v. 23. Juni 2016) So Lübbe in Abwehr der Befürchtung, die Ablehnung des gegenwärtigen EU-Projekts könne ihm den Vorwurf „populistischen Denkens“ einbringen.

Leider sind die Sozialwissenschaften, die eigentlich eine Hilfestellung geben könnten (und sollten), weit von einem minimalen Konsens über einen wissen-

schaftlichen Gebrauch dieser Begriffe entfernt.<sup>1</sup> Es existieren in den einschlägigen damit befassten Disziplinen (Politikwissenschaften, Soziologie, Kulturwissenschaften, Sozialpsychologie, politische Philosophie, Geschichtswissenschaften etc.) sicher mehrere Dutzend von Definitionen dieses Phänomens im allgemeinen (vgl. z. B. bei Priester 2012: 11 ff.) und ebenso über die spezielleren Begriffe Rechts- und Linkspopulismus, wobei natürlich hierbei deren Nähe zueinander bzw. deren diametrale Distanz gegeneinander oft im Zentrum der Debatte steht.

Im Folgenden sollen zunächst (1) einige aktuelle Auffassungen von „Linkspopulismus“ präsentiert und zur Diskussion gestellt werden; der „Rechtspopulismus“, der ja eine ungleich größere Aufmerksamkeit und wissenschaftliche Bearbeitung<sup>2</sup> erfahren hat, soll dagegen im Hintergrund bleiben. Danach (2) soll ein Blick auf typische gesellschaftliche und politische Konstellationen geworfen werden, in denen populistische Bewegungen entstehen können, und darauf, welche wesentlichen Merkmale diese in der Regel aufweisen. Im weiteren (3) sind Umriss von „Linkspopulismus“ zu skizzieren, wobei dessen Potenziale und Grenzen für eine Strategie grundlegender gesellschaftlicher Veränderungen angesprochen werden sollen.

## 1. Wahrnehmungsformen von „Linkspopulismus“

Dass hierzulande „Populismus“ fast immer mit „Rechtspopulismus“ gleichgesetzt wird und „populistisch“ infolgedessen bei den meisten Menschen, die rechtskonservativen bis rechtsextremistischen Parolen ablehnend gegenüberstehen, als Schimpfwort gilt, kann man zwar teilweise verstehen, aber es zeugt nicht gerade von großer Differenziertheit des Denkens und des politischen Urteilsvermögens; zumal ja immer mehr zu beobachten ist, dass kritische Einwände gegen „sozioökonomische und politische Oligarchisierungstendenzen“ im gegenwärtigen Kapitalismus (D'Eramo, 2013) als „populistisch“ zurückgewiesen werden.

Auch der Hinweis, „Populismus“ sei ein komplexes und äußerst heterogenes Phänomen (in historischer, regionaler und theoretischer Hinsicht) vermag ein tief sitzendes Unverständnis und die völlig negativen Assoziationen mit diesem Begriff nicht aufzulösen. Dem in der letzten Zeit auch hierzulande eingeführten Begriff des „Linkspopulismus“ wird daher überwiegend – auch von linker Seite – mit Skepsis oder Ablehnung begegnet.

Nicht wenige verwerfen diesen Begriff, weil er einen Widerspruch in sich enthalte: Denn wenn „Populismus“ grundsätzlich und unverrückbar ein „rechtes“ Phänomen sei (auch: undemokratisch, antipluralistisch, autoritär etc.), dann könne es – gleichviel welcher Couleur – nicht gleichzeitig „links“ sein. So z.B. argumentieren so verschiedene politische Denker wie A. v. Lucke und G. Fülberth.

<sup>1</sup> Daraus wird gelegentlich sogar die Konsequenz gezogen, gänzlich Abstand von diesem Begriff in den Sozialwissenschaften zu nehmen, z.B. Jens R. Hentschke 1998.

<sup>2</sup> Siehe hierzu z.B.: Loch/Heitmeyer 2001, Becher 2013, Kriesi/ Pappas 2015, Wiegel 2016.

Während ersterer in einem „exklusiven Wir“ und der Abwesenheit von Pluralismus die entscheidenden Merkmale von Populismus sieht, dekretiert Letzterer die reale Nicht-Existenz von „Linkspopulismus“. Lucke erklärt: „Deswegen halte ich den Begriff ‚Links-Populismus‘ für einen Widerspruch in sich, weil er immer ein exklusives ‚Wir‘ propagiert. Das untergräbt den Pluralismus, den es in jeder Demokratie braucht.“ (Kaindl/Solty/v.Lucke 2016). In einem Vortrag über „Kapitalismus – Faschismus – Antifaschismus“ am 12. 9. 2015 in Stralsund (im Netz zugänglich) verkündete der Professor für Politikwissenschaft, Georg Fülberth, gewissermaßen ex cathedra: „Linkspopulismus gibt es nicht. Mit diesem Begriff werden von der Rechten und der Mitte linke Massenbewegungen diffamiert.“

Eine andere, häufig zu hörende und zu lesende Position setzt Rechts- und Linkspopulismus im Wesentlichen gleich; die Unterschiede seien geringer als ihre Übereinstimmungsmomente. Diese – an die berühmte und berüchtigte „Totalitarismustheorie“ (braun = rot) – erinnernde These wird tendenziell u.a. von der renommierten Populismusforscherin Karin Priester vertreten. Trotz „genetischer und funktionaler Unterschiede“ wiesen die europäischen Rechtspopulisten viele Gemeinsamkeiten mit dem „Linkspopulismus“ auf. „Was wir Links-oder Rechtspopulismus nennen, sind bereits Amalgame unterschiedlicher ideologischer Komponenten, die dem unpolitischen, moralischen Protest, der Empörung, der Verdrossenheit erst eine politische Ausrichtung verleihen... Die jüngsten Entwicklungen zeigen, dass auch er sich globalisiert hat. Rechts wie links spricht er nicht mehr nur das nationalstaatlich begrenzte Volk, sondern die gesamte Menschheit an.“ (Priester 2012a: 243, 229).<sup>3</sup>

Eine weitere Position räumt zwar bedeutende Unterschiede zwischen Rechts- und Linkspopulismus ein, hält aber das Scheitern des Linkspopulismus (als Bewegung oder als Regierung) im Kern für vorprogrammiert, da er auf einer undifferenzierten und letztlich falschen Analyse der gesellschaftlichen Wirklichkeit beruhe und überdies auf antagonistische Zuspitzungen sowie emotionale Mobilisierungseffekte abstelle, die langfristig scheitern oder ins Autoritäre abgleiten müssten. So z.B. Jan-Werner Müller (2016).

## 2. Konstellationen der Entstehung und zentrale Charakteristika

Soweit Erklärungsansätze sich überhaupt in komparativen Analysen den typischen Entstehungsbedingungen systematisch zuwenden<sup>4</sup> (was nicht häufig der

---

<sup>3</sup> Trotz der Einräumung gewisser ideologischer Unterschiede zwischen Rechts- und Linkspopulismus unterstreicht Priester nachdrücklich, dass in der faktischen Umsetzung beider Politikformen große Übereinstimmung besteht. „Populismus beruht – unabhängig von seiner Verortung auf einer Rechts-Links-Skala – auf der Aversion gegen ‚Bevermündung‘ des Volkes durch Funktionseleiten. Diese Aversion ist aber scheinemanzipatorisch, wird doch Mündigkeit nicht als Prozess der Selbstwerdung, sondern als ein statisches Apriori verstanden. Populismus betreibt keine bloße Aufwertung des Volkes, sondern eine Umpolung der Wertigkeiten von Volk und Elite und ist nur in einem instrumentellen Sinne anti-elitär. Er richtet sich lediglich gegen die jeweils herrschende Elite, strebt aber den Aufstieg einer neuen, moralisch überlegenen Elite von homines novi an.“ (Priester: 2012b)

<sup>4</sup> Siehe als positives, seltenes Beispiel die breite Analyse von Guy Hermet: Les populismes dans

Fall ist, da in der Regel Diskurse, Anführer, Symbolik etc. im Vordergrund stehen), besteht relative Einigkeit darin, dass der gesellschaftliche Nährboden für populistische Bewegungen in tief greifenden ökonomischen und/oder politischen Umbruchphasen zu sehen ist. Die Ablösung bestimmter überkommener Akkumulationsmodi und deren Ersetzung durch neue, die häufig mit dauerhaften Krisenphänomenen einhergeht, führt zu signifikanten Auswirkungen auf größere Bevölkerungsteile. Diese Umbruchsituationen oder Strukturwandlungen können sich in unterschiedlicher Art und Weise realisieren: Neue Formen der Einbindung in den Weltmarkt (größere Öffnung oder Schließung), Welle von Konzentrations- und Zentralisationsprozessen des Kapitals, häufig die Kumulierung bedeutender technischer Innovationen (mit entsprechenden Arbeitsmarktwirkungen), Freisetzung von Arbeitsbevölkerung und erhöhtes internes oder sogar externes Migrationsaufkommen. Neben diesen ökonomischen und sozialstrukturellen Dimensionen der Veränderung des „gewohnten Rhythmus“ der Gesellschaft können auch Prozesse der zunehmenden „Schließung“ im politischen System Einzug halten, die eine Protestartikulation gegenüber den tief greifenden Veränderungen kaum oder gar nicht zulassen. Wenn gleich die Wahrscheinlichkeit für das Aufkommen populistischer Bewegungen (evt. populistischer Parteien) beim Zusammentreffen von ökonomischer und politischer Krise in der Regel deutlich höher ist, ist keineswegs ausgemacht, dass immer „populistische Effekte“ zustande kommen.<sup>5</sup> Ebenso wenig ist selbst in Europa eindeutig vorherbestimmt, ob – falls populistische Strömungen wachsen – diese Parteien oder Protestbewegungen eher rechts- oder linkspopulistisch ausgerichtet sind. Man vergleiche Frankreich, das Vereinigte Königreich, Ungarn etc. versus Spanien, Portugal, teilweise Italien. Dies deutet darauf hin, dass weitere Bestimmungsfaktoren für die Aktualisierung des „populistischen Moments“ (eventuell in der historischen Entwicklung, der kulturellen Prägung, in bestimmten politischen Parteien im jeweiligen Land etc.) gesucht werden müssen.

Die meisten Beschreibungen von Populismus stellen entweder einen Wirkungsmodus (oder mehrere Wirkungsmodi) oder bestimmte Merkmale in den Vordergrund. So ist für die einen „Populismus“ primär mit einem spezifischen Politikstil (Inszenierung, Symbolpolitik, Einsatz von Mythen, intensive mediale Auftritte etc.) oder vor allem mit einem bestimmten Diskurs verbunden. Für andere stellt er eine besondere Strategie des Machterwerbs bzw. des Machterhalts einer – in Ausnahmefällen – zur Regierung gelangten Gruppierung dar. Gelegentlich werden auch einzelne Seins- und Wirkungsmodi miteinander kombiniert.

An allgemeinen Merkmalen und Charakteristika von Populismus wird in der Regel folgendes Register aufgezählt: Betonung eines scharfen Gegensatzes

---

le monde. Une histoire sociologique. XIX<sup>e</sup> - XX<sup>e</sup> siècle, Paris 2001.

<sup>5</sup> Das Umgekehrte kann genauso vorkommen: So konnten beträchtliche rechtspopulistische Strömungen in relativ prosperierenden Ländern (Schweden, Österreich, Deutschland) entstehen, in Irland aber trotz schwerer ökonomischer Krise nicht.

von Eliten und Massen/Volk; Hervorhebung verselbständigter und partikularer Eigeninteressen der „Eliten“ und allgemeiner bzw. das Gemeinwohl repräsentierender Interessen des „Volkes“; Denunziation der „Machenschaften“ der Eliten; Moralisierung des Diskurses, vereinfachte Entgegensetzungen auch bei komplexeren Problemlagen; Beschwörung von Krise und Niedergang; Betonung des guten Urteilsvermögens des „Volkes“ gegenüber abgehobenen und nicht verständlichen Urteilen aus dem Kreis der Eliten. Diese Grundelemente des Diskurses jedweden Populismus werden ergänzt durch die besonderen Diskurselemente, die dem „Rechtspopulismus“ einerseits und dem „Linkspopulismus“ andererseits zuzuordnen sind.

Dabei sind nicht nur, wie dies üblicherweise geschieht, die unterschiedlichen Diskurselemente, sondern vor allem auch die programmatischen Forderungen und politischen Zielsetzungen für die Zukunft zu analysieren, um wichtige Kriterien für eine schärfere Trennlinie zwischen „Rechts-“ und „Linkspopulismus“ zu gewinnen. Deren Analyse kann auch dazu dienen, wichtige Unterschiede z.B. innerhalb des Rechtspopulismus wahrzunehmen; die Spannweite von rechtspopulistischen Formationen reicht von streng konservativ, autoritären und nationalistischen Einstellungen bis hin zu sozio-kulturell libertären und nicht-nationalistischen Ausprägungen. Der Rechtspopulismus in seinem überwiegenden Auftreten (in Europa) ist durch ein Amalgam von neoliberaler Wirtschafts- und Sozialpolitik, neokonservativen gesellschaftlichen Vorstellungen, autoritärer Law and Order-Politik, Fremdenfeindlichkeit und Rassismus sowie von chauvinistischen Tönen gekennzeichnet. Die Kritik an der EU, deren zentralistischen Neigungen sowie an ihrem bürokratisch-verselbständigten Handeln und am Sozialstaat sind in der Regel weitere Elemente des rechtspopulistischen Diskurses. Die soziale Basis ist meistens klassenübergreifend breit ausgelegt: Sie reicht von wohl situierten Großbürgern, bildungsbürgerlichen Schichten über Selbständige bis hin zu Teilen der Arbeiterklasse und prekär Beschäftigten. Davon ist der Typus des „Linkspopulismus“ sehr deutlich zu unterscheiden.

### **3. Umriss von „Linkspopulismus“**

Wie könnte man „Linkspopulismus“ näher zu verstehen und seine Grundzüge zu beschreiben versuchen?

In einem ersten Schritt könnte man ihn als eine Bewegung bzw. politische Strömung begreifen, die eine Sammlung unterschiedlicher Elemente subalternen Klassen anstrebt oder realisiert; sie versucht, die herrschenden politisch-ökonomischen Führungsgruppen anzugreifen (abzulösen), um sozial gerechtere, national-souveräne, demokratisch-selbstbestimmte Politiken in Angriff zu nehmen. Die dabei verwandten Diskurse enthalten in der Regel scharfe Polarisierungen („oben“ vs. „unten“, „reich“ vs. „arm“ etc.), die häufig auch emotional und affektiv aufgeladene Konnotationen einschließen. Von diesen Diskursen muss aber nicht notwendigerweise auf die Qualität der ihnen zu Grunde liegenden Gesellschaftsanalysen geschlossen werden.

Zugespitzte Benennung des politischen Hauptgegners als mobilisierender und vereinigender Faktor dürfte einer radikalen Partei, die auf grundlegende Veränderungen aus ist, keine Probleme bereiten. Manche Theoretiker des Linkspopulismus, wie Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, unterstreichen, dass die Bildung eines politischen „Wir“ über die Fixierung des politischen Gegners maßgeblich zustande kommt. Diese Verknüpfung differierender Positionen von vielfältigen Protestgruppen innerhalb der subalternen Klassen und Schichten („Artikulation einer Äquivalenzkette“ in ihrer Terminologie) ist offenkundig zentrales Moment „linkspopulistischer“ Politik. Dabei wird die Massenwirksamkeit solcher „relativen Vereinheitlichung“ und Ausrichtung eines gemeinsamen politischen Willens häufig erst durch klassen- und gruppenübergreifende Themen, Symbole und Bilder erreicht. Diese können manchmal unmittelbare und auch emotional eingebundene Einsichten hervorgerufen, die ein längerfristiges politisches Engagement auslösen und begründen. „Dieser Moment der Konstruktion eines kollektiven Willens über die Gegensätze hinweg ist der entscheidende politische Schritt, ohne den man keine angemessene Strategie entwickeln kann. Denn erst in diesem Fall haben wir es mit einer Form der Einigkeit zu tun, die Vielfalt respektiert und Differenzen nicht beseitigt... Daher erfordert die Konstruktion eines kollektiven Willens die Bestimmung eines Kontrahenten.“ (Mouffe 2014: 76f.) Darüber, dass dieser in den „politischen und ökonomischen Kräften des Neoliberalismus“ gesehen wird, lässt sie keine Zweifel aufkommen.

Auch die Einbeziehung der gefühlsmäßigen Dimension politischen Handelns – neben rationaler Analyse und Planung des Vorgehens – muss dieses ja nicht per se disqualifizieren, sind doch auch moralische Empörung über extreme Missstände und Polarisierungen nicht nur verständlich, sondern durchaus legitim. Mit Termini wie „Wutbürger“, „Protestpartei“, „europafeindlich“ u.ä. ist diese Dimension der Politik häufig schon im medialen Vorfeld der Disqualifikation oder der Lächerlichkeit preisgegeben, wobei auch von linker Seite solchen Sprachregelungen manchmal gefolgt wird, ohne zu realisieren, dass dies häufig Wortschöpfungen des hegemonialen Blocks sind. Insofern ist auch die semantische Ebene der konfrontativen Auseinandersetzungen nicht zu unterschätzen.

Andererseits: Ob die Hauptgegner in der politischen Agitation „Kaste“ (wie in Spanien), „1%“ (wie in den USA), „Elitenkartell“, „politische Klasse“ oder „herrschende Klasse“ oder sonst wie bezeichnet werden, müsste keine große Rolle (auch für eine dahinter stehende Gesellschaftsanalyse) spielen, wenn eindeutig ist, dass die zentralen Betreiber und teilweisen Nutznießer der neoliberalen Globalisierungspolitik gemeint sind. Diese Terminologie ist oft taktischen Überlegungen geschuldet, die aus den spezifischen, nationalen politischen Traditionen resultieren, wenn z.B. eine bestimmte Terminologie von „Mitte-Links“-Kräften sich als unglaubwürdig und verfälschend erwiesen hat.

Auch die Berufung auf „das Volk“ (ob in der Version „Wir sind das Volk“ oder „Wir sind ein erheblicher, bedeutender Teil des Volkes“) ist nicht unterschiedslos und apriori als anti-pluralistisch oder inhärent „anti-demokratisch“

zu werten. Gerade in den lateinamerikanischen Projekten des Linkspopulismus (Venezuela, Ekuador, Bolivien) wird in den neuen Verfassungen das „Volk“ explizit als „pluri-national“ und „multi-kulturell“ verstanden. Dies dürfte ebenso für die südeuropäischen Varianten des Linkspopulismus gelten. Insofern ist Ingar Solty und Alban Werner zuzustimmen, wenn sie unterstreichen: „„Das Volk‘ ist dabei aber eben nicht gedacht als ethnisch homogene oder irrtumsfreie Entität, sondern als handlungs- und lernfähige Multitude, als Ort gemeinsamer Interessen, die Berufungsinstanz politischer Handlungen.“ (Solty/Werner 2016: 277)

Wichtiges Element des „Linkspopulismus“ scheint das Beharren auf größtmöglich egalitären gesellschaftlichen Verhältnissen zu sein. Insbesondere das Insistieren auf Inklusion von Prekären, Arbeitslosen, Migranten, Minderheiten – kurz: von marginalisierten Bevölkerungsteilen – ist wesentlicher Bestandteil linkspopulistischer Politikentwürfe, wobei natürlich auch die Masse der lohnabhängig Arbeitenden keineswegs übersehen wird.<sup>6</sup>

Das Misstrauen gegenüber „repräsentativen Organen“ (z.B. Parlamenten), die populäre Willensbekundungen vielfältig filtern, abdämpfen und teilweise in eine andere – manchmal entgegengesetzte – Richtung lenken, ist ein weiteres emanzipatorisches Moment, das der hierarchischen Vorstellungswelt der typisch rechtspopulistischen Konzepte und Praktiken völlig zuwiderläuft.

Auch die große Bedeutung des Beharens auf nationaler Souveränität (vor allem in Ländern der „Peripherie“) wird voll verständlich, wenn man sich gegen die strukturelle und asymmetrische Abhängigkeit gegenüber Ländern der Zentren bzw. Metropolen zu wehren sucht. Dies scheint auch Porcaro im Blick zu haben, wenn er formuliert: „Es (kann) Handlungen geben, die der Form nach keinen Klassencharakter tragen, aber dafür einen Klasseninhalt. Dies gilt zum Beispiel dann, wenn Kämpfe eines defensiven nationalen Typs (im Gegensatz zum aggressiven Nationalismus) das Kapitaleigentum der Kontrolle einer spezifischen territorialen Gemeinschaft unterstellen.“ (Porcaro 2015: 97)

Die linkspopulistischen Diskurse (vor allem in der „Bewegungsphase“), die

---

<sup>6</sup> Beiläufig sei erwähnt, dass Marx und Engels den Begriff des „Volkes“ und der „Volksmassen“ sehr häufig und in vielen unterschiedlichen Kontexten verwendet haben. Wenn er nicht umgangssprachlich gebraucht wurde, dann meistens als „historisch-sozialer Begriff“, der unterschiedliche Klassen und Schichten umfasst. „Als Klassen und Schichten, die unter dem Begriff des Volkes zusammengefasst werden können, nennen Marx und Engels das Proletariat sowie die Bauern und Kleinbürger. Engels betonte noch: die ‚kleinen Bauern und kleinen Bürger‘, Marx im Hinblick auf das Kleinbürgertum: ‚die nicht der Bourgeoisie angehörigen Fraktionen des Bürgertums‘, also die werktätigen, nicht zur Ausbeuterklasse aufgestiegenen (mittleren und größeren) Bauern und die werktätigen Bürger (Handwerker, große Teile der bürgerlichen Intelligenz u.a.). Es sind jene Klassen und Schichten, auf denen, wie Engels schrieb, ‚nicht nur die politische, sondern vor allem die gesellschaftliche Unterdrückung‘ lastet, und das heißt hier die Ausbeutung, die ‚Exploitation des Volks‘.“ (Strobach 1983: 164) Das schließt nicht aus, dass Marx und Engels auch andere Konnotationen von „Volk“ gelegentlich erwähnen, wie natürlich die ethno-soziale Akzentuierung, aber auch schon „Volks“-Konstruktionen, die von der Romantik-typischen Überhöhung gekennzeichnet waren.

sie begleitenden Gesellschafts- und Wirtschaftsanalysen sowie die Art der Durchsetzung einer Politik (bei eventueller Regierungsfähigkeit) können in der Regel (bzw. müssen auch, wenn sie Erfolg haben wollen) in gewissem Umfang voneinander differieren, da sie – aus nachvollziehbaren Gründen – feld- und situationsabhängig sind. (Aber auch hier, d.h. im Verhältnis der unterschiedlichen Ebenen von Diskurs, Analyse und praktisch-politischer Umsetzung sind offenkundig höchstens nur graduelle Unterschiede zur herrschenden Praxis z.B. von „Volksparteien“ zu sehen.)

Hier könnte eine gewisse Nähe zum Konzept des „popularen Bündnisses“ von Porcaro gesehen werden. Dieses sei „weder eine ‚reine‘ Klassenfront noch ein populistisches Bündnis“ (im Sinne von Rechtspopulismus). „Im Unterschied zu Letzterem verteidigt es nicht einen Teil des Volkes gegen einen anderen, es verherrlicht nicht die spontanen Qualitäten des Volkes, sondern regt es zur Selbsttransformation und Selbstbildung an. Es vertraut sich nicht einem Führer an, sondern entwickelt autonome Institutionen und strukturierte Parteien. Und es kämpft nicht nur gegen einige Sektoren des Kapitalismus (die ‚Spekulanten‘, die ‚Parasiten‘), sondern gegen das Ganze der kapitalistischen Ordnung.“ (Porcaro 2015: 88)

Vielfach wird auf scheinbare Gleichförmigkeiten von Rechts- und Linkspopulismus hingewiesen: Diskursive Zuspitzungen, emotionalisierte Sprache, Systemkritik und Elitenschelte usw. Dieser Eindruck kann sich gelegentlich einstellen und punktuelle Übereinstimmungen sind möglich. Letztlich kommt es aber auf die Gesamtausrichtung der Kritik an, auf die emanzipatorischen oder anti-emanzipatorischen Inhalte, Implikationen und die Zielrichtung. Inklusion, weitestgehende Egalität, Herrschafts- und Hierarchieabbau sowie demokratische Selbstbestimmung auf möglichst vielen Ebenen sind keineswegs Elemente rechtspopulistischer Diskurse oder Programmatik, wohl aber in der Regel bei linkspopulistischen Konzepten und realen Versuchen – ganz unabhängig von dem jeweiligen Grad der tatsächlichen Realisierung.

Die scheinbaren Überlappungen und Gleichklänge hängen damit zusammen, dass die Zielpunkte der jeweiligen Kritik oft dieselben sind, diese aber gänzlich anders/unterschiedlich wahrgenommen und analysiert werden und demzufolge daraus auch andere Schlussfolgerungen, Konsequenzen und politischen Ziele abgeleitet werden. Zu Recht hob Gerd Wiegel kürzlich noch einmal hervor: „Die verbreiteten Vorbehalte gegen die mit diesem globalen Kapitalismus verbundenen politischen Kräfte und das gesamte ‚System‘ werden in den Augen dieser Menschen (i.e der für Rechtspopulismus Anfälligen) am besten von den Parteien des Rechtspopulismus repräsentiert. Widerstand, Systemkritik, und fundamentale Opposition gegen das Bestehende sind in vielen Fällen nach rechts gewandert, womit die europäische Rechte eine großen Teil der völlig berechtigten Unzufriedenheit mit dem politischen und ökonomischen System zum Ausdruck bringt, wohingegen die (parteipolitische) Linke in zahlreichen dieser Länder als Teil des Problems, bestenfalls als Teil einer ohnmächtigen und angepassten Politikerkaste, wahrgenommen wird, von der

keine grundlegende Änderung zu erwarten ist.“ (Wiegel 2016: 20)

Thematische und diskursive Gleichklänge zwischen „rechten“ und „linken“ Positionen kann es geben und hat es immer wieder gegeben. Man denke nur an die faschistischen „Entwendungen aus der Kommune“ (so Ernst Bloch in „Erbschaft dieser Zeit“, 1935).<sup>7</sup>

Auch diejenigen, die das Phänomen des „Linkspopulismus“ für möglich und für existent halten und es von „Rechtspopulismus“ zu unterscheiden vermögen, haben kritische Einwände, die sich u.a. am linkspopulistischen Diskurs (und dessen Semantik), am taktischen Vorgehen, der Bündnispolitik festmachen. Während R. Zelik bei dem spanischen linkspopulistischen Projekt „Podemos“ eine „tendenzielle Entleerung der Politik zugunsten ihrer Kommunizierbarkeit“ und somit die Gefahr einer „sinnentleerten Politik“ (möglicherweise in allzu wörtlichem Verfolgen des Laclau'schen Populismuskonzepts, welches von einem „leeren Signifikanten“ ausgeht) befürchtet (Zelik 2015: 142ff.), konzentrieren sich Boos/Schneider bei ihrer summarischen Kritik linkspopulistischer Versuche in Lateinamerika und Europa auf Widersprüche populistischer Mobilisierungsstrategien, auf Probleme der Bündnispolitik mit Mittelklassen sowie auf Schwierigkeiten der Überwindung der „Materialität“ staatlicher Apparate und deren Beharrungskraft trotz progressiver Einwirkung und partieller Umbesetzung (ebd.: 101ff.). Allerdings scheinen diese angesprochenen Aspekte nicht speziell etwas mit linkspopulistischer Analyse und Diskurs, Taktik und Strategie zu tun zu haben, sondern generell auf wichtige Kernprobleme tiefgreifender Transformation kapitalistischer Gesellschaften zu verweisen.

Dass „Linkspopulismus“ eine Art von machiavellistischer Rezeptkiste oder Wundertüte für linke Leute auch hierzulande sein könnte, hat meines Wissens noch niemand behauptet. Bevor vorschnell „rote Karten“ an als „exotische Politikabenteuer“ angesehene alternative linke Herangehensweisen zur Herstellung von Bewegung, Sammlung und Begeisterung für gründliche Veränderungen verteilt werden, sollte mehr über Raul Zelik's Fazit nachgedacht werden: „Begriffe zu suchen, die unterschiedliche Positionen und Anliegen zusammenführen können, ist tatsächlich Grundlage jedes erfolgreichen Organisationsprozesses und jeder Politik. Ohne gemeinsame Interpretationen der Wirklichkeit kann es kein gemeinsames Handeln geben, und ohne gemeinsames Handeln ist die richtige Beschreibung der Realität irrelevant. Insofern lässt sich die Fragestellung, die hinter der Podemos-Gründung steckt, gegenüber der Haltung vieler deutscher Linker, die nach wie vor meinen, es gehe darum, recht zu haben, leicht verteidigen.“ (Zelik 2015: 148) Weiter führende Überlegungen zu einer

7

---

„Wenn zwei dasselbe tun, tun sie nicht dasselbe. Wie gar, wenn der eine des anderen Tun nachahmt, um zu betrügen. So heute, wo der Nazi noch nicht zeigen kann, wie er wirklich aussieht und was er wirklich will, sich also verkleidet. Er gibt sich auführerisch, wie bekannt; der schrecklichste weiße Terror gegen Volk und Sozialismus, den die Geschichte je sah, tarnt sich sozialistisch. Zu diesem Zweck muß seine Propaganda lauter revolutionären Schein entwickeln, ausstaffiert mit Entwendungen aus der Kommune.“ (Bloch 1973: 70).

vertieften Diskussion um „Linkspopulismus“ – auch innerhalb der Linken – sind bereits angestellt worden (Solty/Werner 2016). Zu Recht wird beispielsweise betont, dass „Linkspopulismus“ nichts als ein für allemal Abgeschlossenes zu betrachten ist. Er bietet Ausgangspunkte und Chancen an, die genutzt werden können in Form von einer Zurückdrängung des Neoliberalismus, auch auf institutioneller Ebene. „Populismus ist wie andere Modi der Politik (Technokratie, Kaderpartei, Bewegung) ein Lernprozess... Gegenüber anderen Politik-Modi hat der Linkspopulismus aber den ‚Charme‘, den Lernprozess nicht rationalistisch zu verkürzen und seinen Maßstab in der Ausarbeitung, Verfeinerung und Mobilisierung der Handlungsfähigkeit der Massen zu finden.“ (Ebd.: 284)

Alle wissen aber auch, dass Potenziale womöglich nicht genutzt werden können und Lernprozesse scheitern mögen. Die „innere Dynamik“ linkspopulistischer Versuche zu erforschen, wäre daher ein weiteres lohnendes Thema einer progressiven Politiktheorie.

## Literatur

- Becher, Philip (2013): Rechtspopulismus, Köln
- Bloch, Ernst (1973/1935): Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt/M.
- Boos, Tobias/Schneider, Etienne (2016): Lateinamerikanisiert Europa!? Einige vorläufige Schlussfolgerungen zur Frage eines linken Populismus in Europa, in: Brand, Ulrich (Hg.): Lateinamerikas Linke, Hamburg
- D’Eramo, Marco (2013): Populism and the new Oligarchy, in: *New Left Review*, 54. Jg, H. 4
- Fülberth, Georg (2015): Kapitalismus – Faschismus – Antifaschismus, Vortrag in Stralsund am 12.9.2015 2015, <http://www.ostsee-rundschau.de/Redemanuskript-von-Professor-F%C3%BClberth.pdf>
- Hentschke, Jens R.(1998): Populismus – Bedeutungsebenen eines umstrittenen theoretischen Konzepts, Arbeitshefte des Lateinamerika-Zentrums, Nr. 48, Westfälische Wilhelms-Universität Münster
- Hermet, Guy(2001): *Les populismes dans le monde*, Paris
- Kriesi, Hanspeter/Pappas, Takis S. (Hg.) (2015): *European Populism in the Shadow of the Great Recession*, Colchester
- Laclau, Ernesto (1977/1981): Zu einer Theorie des Populismus, in: Ders.: *Politik und Ideologie im Marxismus. Kapitalismus – Faschismus – Populismus*, Berlin
- Loch, Dietmar/Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2001): *Schattenseiten der Globalisierung. Rechtsradikalismus, Rechtspopulismus und separatistischer Regionalismus in westlichen Demokratien*, Frankfurt/M.
- Mouffe, Chantal (2014): Radikale Politik und die echte Linke. Plädoyer für eine agonistische Alternative, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, H. 12
- Müller, Jan-Werner (2016): *Was ist Populismus? Ein Essay*, Berlin
- Priester, Karin (2012a): *Rechter und linker Populismus. Annäherung an ein Chamäleon*, Frankfurt/M.

- Priester, Karin (2012b): Wesensmerkmale des Populismus, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (<http://www.bpb.de/apuz/75848/wesensmerkmale-des-populismus>)
- Porcaro, Mimmo (2015): Tendenzen des Sozialismus im 21. Jahrhundert, Hamburg
- Solty, Ingar/Werner, Alban (2016): Der indiskrete Charme des Linkspopulismus, in: Das Argument 316, Heft 2, 2016
- Strobach, Hermann (1983): Zum Volksbegriff bei Marx und Engels, in: Küttler, Wolfgang (Hg.): Das geschichtswissenschaftliche Erbe von Karl Marx, Berlin
- Wiegel, Gerd (2016): Krisenreaktionen von rechts. Die AfD nach den Landtagswahlen, in: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, H. 106
- V. Lucke, Albrecht, im Gespräch mit Kaindl, Christina und Solty, Ingar (2016): Über Linkspopulismus, in: prager frühling, H. 25 (Juni 2016)
- Zelik, Raul (2015): Mit PODEMOS zur demokratischen Revolution? Krise und Aufbruch in Spanien, Berlin

## **Marxismus, Kapitalismus und „Marburger Schule“**

**Kolloquium zum 75. Geburtstag von Frank Deppe**

**Am Sonnabend, den 8.10. 2016, 11-18 Uhr,**

**Philipps Universität Marburg**

**(Raum wird noch bekannt gegeben)**

**11:30-13:00 - Stand und Perspektiven des Marxismus**

**14:00-15:30 - Autoritärer Kapitalismus und Krise**

**16:00-17:30 - Die „Marburger Schule“ in der Diaspora**

**u.a. mit Martin Beckmann, Klaus Dörre, Hans Jürgen Bieling, Ulrich Brinkmann, Wolfram Burkhardt, Lothar Peter, Stefan Schmalz, Ingar Solty, David Salomon**

**Anmeldung/Rückfragen: [redaktion@zme-net.de](mailto:redaktion@zme-net.de)**

*Frank Deppe*

## **Reformalternative heute<sup>1</sup>**

Im Jahr 1988 veröffentlichte das Frankfurter Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) die „Reformalternative. Ein marxistisches Plädoyer“ von Jörg Huffschmid und Heinz Jung. In der zweiten Hälfte der 80er Jahre hatte sich in der DKP die Auseinandersetzung zwischen den sog. „Erneuerern“, die sich auf das Reformprojekt von Gorbatschow in der KPdSU und der Sowjetunion, aber auch auf Positionen des „Eurokommunismus“ bezogen, und denjenigen Kräften zugespißt, die die Positionen der SED-Führung in der DDR und so – nach ihrem Selbstverständnis – die „kommunistische Orthodoxie“ vertraten. Heinz Jung, Leiter des IMSF, und Jörg Huffschmid, der an der Universität in Bremen Politische Ökonomie und Wirtschaftspolitik lehrte und zu den Gründern der Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik („Memogruppe“) gehörte, waren beide Mitglieder des Parteivorstandes der DKP, in dem dieser Konflikt besonders heftig ausgetragen wurde.

Die Schrift „Reformalternative“ (im Folgenden: RA) hatte insofern programmatischen Charakter. Zwei hoch qualifizierte Ökonomen und Sozialwissenschaftler versuchten – wie Huffschmid 1995 im Rückblick festhielt – „eine Art Zwischenbilanz ihrer empirischen Untersuchungen und theoretischen Überlegungen über den gegenwärtigen Kapitalismus zu ziehen“ und diese gleichzeitig mit politischen und strategischen Reflexionen über die Politik der kommunistischen Bewegung zu verbinden. Allerdings: in den Jahren ab 1989, als die Krise der staatssozialistischen Systeme sich dramatisierte, der Zusammenbruch der UdSSR und der DDR sich immer deutlicher abzeichnete, wurde auch das Konzept der Reformalternative in den „Strudel“ des Zusammenbruchs einbezogen und verschwand „in der Versenkung“ (Huffschmid/Jung 2010: 157/58)<sup>2</sup>. Heinz Jung, der 1996 verstarb, und Jörg Huffschmid verließen die DKP. Sie wurden beide Mitglied der PDS. Heinz Jung engagierte sich für die Gründung der Zeitschrift „Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“, war allerdings darüber enttäuscht, dass ein erheblicher Teil der sog. „Erneuerer“ aus der DKP sich von Marxismus und Kommunismus schnell abgewandt hatte. Er war im Jahre 1935 geboren und gehörte der älteren KPD-Generation, der sog. „FDJ-Generation“ nach 1945, an. Er entstammte einer Frankfurter Arbeiterfamilie, trat schon 1949 im Alter von 14 Jahren der KPD bei, studierte in der DDR, kam nach dem KPD-Verbot in die BRD zurück, wurde auf

---

<sup>1</sup> Der Text basiert auf einem Vortrag, den ich am 9. Juli 2016 bei der Sommerakademie der Sozialistischen Linken in Sennestadt gehalten habe.

<sup>2</sup> Der nach der Auflösung des IMSF im Jahre 1989 fortbestehende „Verein IMSF“ veröffentlichte 2010 den Text der „Reformalternative“ als Reprint zusammen mit einem Artikel von Jörg Huffschmid, „Reformalternative – Noch ein Abschied von noch einer Illusion?“ (der zuerst in dem Band: „Neue Realitäten des Kapitalismus: Linke Positionsbestimmungen, Heinz Jung zum 60. Geburtstag, Frankfurt / Main 1995, erschienen war).

Bewährung verurteilt, arbeitete in einem Metallbetrieb und machte illegale Parteiarbeit (u.a. im Zusammenhang der Gründung der Zeitschrift „Marxistische Blätter“ im November 1963). Für ihn war es besonders schmerzhaft, dass er sein zunächst positives Urteil über Gorbatschow radikal korrigieren musste.<sup>3</sup> Jörg Huffschmid, der in Westberlin durch die Studierendenbewegung nach 1968 politisiert worden war, vertrat bis zu seinem Tod im Jahre 2009 Positionen der „Reformalternative“ u.a. in der Programmkommission der Partei „Die Linke“.

## 1.

Die RA verstand sich als kritische Selbstreflexion der theoretischen und praktischen Defizite kommunistischer Politik am Ende des 20. Jahrhunderts – allerdings noch vor der Existenzkrise der (an der KPdSU orientierten) kommunistischen Weltbewegung in den Jahren 1989 – 1991, in der sich diese Defizite und Widersprüche zusammenballten. Der Kapitalismus hatte sich nach den Krisen der 70er Jahre stabilisiert, während die Krise des „realen Sozialismus“ immer deutlicher zutage trat. Seit Anfang der 80er Jahre traf der Siegeszug des Neoliberalismus (in Politik und Ideologie)<sup>4</sup> in den entwickelten kapitalistischen Staaten des Westens auf eine geschwächte Arbeiterbewegung. Die kommunistischen Parteien im Westen – vor allem die Massenparteien in Italien und Frankreich, aber auch der linke Flügel der europäischen Gewerkschaften – waren in eine Phase des Niedergangs eingetreten. Die neuen sozialen Bewegungen konzentrierten sich seit den 70er Jahren auf neue Themen wie Basisdemokratie, Ökologie, Kernkraft und Geschlechterbeziehungen. Dass die traditionellen Parteien der Arbeiterbewegung diese Themen zunächst ignoriert hatten und dass ihre Kapitalismusanalysen (SMK, Imperialismus) immer noch einbezogen waren in die Grundüberzeugung, dass sich die Welt seit 1917 in der Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus befinde, offenbarte zugleich Schwächen ihrer marxistischen Weltsicht. Auch die Bedeutung der sich abzeichnenden „Produktivkraftrevolution“ auf der Basis der Mikroelektronik wurde lange unterschätzt. Die theoretische und empirische Aufarbeitung dieser Schwächen erfordert es, so Huffschmid und Jung, „konzeptionelle und politische Energie vorrangig auf reformerische Veränderungen innerhalb des Kapitalismus zu richten: alternative Wirtschafts- und Sozialpolitik, Einführung umweltgerechter Produktions- und Reproduktionsformen, reale Gleichstellung der Frau und Demokratie in allen Bereichen der Gesellschaft“.

Huffschmid kritisierte allerdings wenig später auch „große Irrtümer und Fehlentwicklungen bei erheblichen Teilen der marxistischen Erneuerungsdiskussi-

<sup>3</sup> Der Titel seines letzten Buches lautete: „Abschied von einer Realität. Zur Niederlage des Sozialismus und zum Abgang der DDR. Ein politisches Tagebuch – Sommer 1989 bis Herbst 1990“, IMSF, Frankfurt am Main 1990.

<sup>4</sup> Heinz Jung hatte früh Varianten in der Entwicklung des SMK unterschieden – hier den Erfolg der „privatmonopolistischen Entwicklungsvariante“. Vgl. ders., *Deformierte Vergesellschaftung*, Berlin 1986.

on der letzten Jahre ... (dazu) gehörte die Tatsache, dass sie auf die Ausschließlichkeit, mit der die Klassenfrage den traditionellen Denkansatz bestimmte, mit einer entgegengesetzten Ausschließlichkeit reagiert hat. Klassenfrage und politischer Machtkampf wurden schlicht verabschiedet und durch Gattungsfragen und zivilgesellschaftliche Diskurse ersetzt“. In diesem Zusammenhang wies er darauf hin, dass sich immer deutlicher die „aggressiv-autoritäre Variante des SMK“ durchsetzt und dabei sowohl die „soziale Frage“ (Spaltung der Einkommen und Vermögen, Zunahme der Armut, soziale Unsicherheit etc.) als auch die „Friedensfrage“ als Antwort auf Bürgerkriege, Religionskriege und Kriege für die Sicherung der Vorherrschaft des Westens in der Welt einen neuen Stellenwert gewonnen haben, auf die sich die „Reformpolitik“ der Linken zu beziehen habe.

## 2.

Das „marxistische Plädoyer“ der RA löste sich nicht allein von dem dogmatischen Epochenbegriff („wir leben in der weltgeschichtlichen Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus“), sondern auch von der klassischen Unterscheidung von Reform und Revolution in der marxistischen Arbeiterbewegung. Dass die „Tagesaufgaben“ bzw. der Kampf für die unmittelbaren Interessen, d.h. der Kampf für die Demokratie sowie für die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Lohnabhängigen immer auch auf Reformen gerichtet sein muss, auf Übergangsforderungen, auf politische Bündnisse im Kampf gegen Reaktion und Faschismus – diese Erkenntnis war den „Klassikern“ (Marx, Engels, Rosa Luxemburg, Lenin und anderen.) selbstverständlich. Allerdings teilten sie gleichzeitig die Überzeugung, dass die Entwicklung des Kapitalismus – durch wirtschaftliche Krisen, Kriege, Klassenkämpfe unterbrochen – immer wieder gleichsam gesetzmäßig – an revolutionäre Krisen heranhöhrt, in denen Massenbewegungen von unten, der Zerfall der alten Ordnung von oben und die strategische Kraft der organisierten revolutionären Kräfte und Parteien im Kampf für einen Machtwechsel und die Errichtung einer neuen Ordnung zusammenwirken.<sup>5</sup> Ihre Kritik des Re-

---

<sup>5</sup> W. I. Lenin hatte 1920 im „Linken Radikalismus“ „das Grundgesetz der Revolution, das durch alle Revolutionen und insbesondere durch alle drei russischen Revolutionen des 20. Jahrhunderts bestätigt worden ist“, folgendermaßen zusammengefasst: „Zur Revolution genügt es nicht, dass sich die ausgebeuteten und unterdrückten Massen der Unmöglichkeit, in der alten Weise weiterzuleben, bewusst werden und eine Änderung fordern; zur Revolution ist es notwendig, dass die Ausbeuter nicht mehr in der alten Weise regieren können. Erst dann, wenn die ‚Unterschichten‘ das Alte nicht wollen und die ‚Oberschichten‘ in der alten Weise nicht mehr können, erst dann kann die Revolution siegen. Mit anderen Worten kann man diese Wahrheit so ausdrücken: Die Revolution ist unmöglich ohne eine gesamt-nationale (Ausgebeutete wie Ausbeuter erfassende) Krise. Folglich ist zur Revolution notwendig: erstens, dass die Mehrheit der Arbeiter (oder jedenfalls die Mehrheit der klassenbewussten, denkenden, politisch aktiven Arbeiter) die Notwendigkeit des Umsturzes völlig begreift und bereit ist, seinetwegen in den Tod zu gehen; zweitens, dass die herrschenden Klassen eine Regierungskrise durchmachen, die sogar die rückständigsten Massen in die Politik hineinzieht (das Merkmal einer jeden wirklichen Revolution ist die schnelle Verzehnfachung, ja Verhundertfachung der

formismus beruhte stets auf dieser – auch geschichtsphilosophisch aufgeladenen – Verknüpfung von Reform und Revolution!

Allerdings gab es immer wieder Ansätze strategischen Denkens, das die Siege der Arbeiterbewegung im Kampf um Reformen zugleich als eine Verbesserung ihrer Positionen im Kampf um weitere Reformschritte und Veränderungen in den Eigentums- und Machtverhältnissen entwickelter kapitalistischer Gesellschaften begriff. Die Veränderung der Kräfteverhältnisse der Klassen – nicht nur in der Politik, sondern im Bereich von Arbeit und Produktion, der Kultur, der Wissenschaft – wurde so zur strategischen Orientierung. Gramscis Erkenntnis, dass die revolutionären Kräfte die Hegemonie schon vor der politischen Machtergreifung – in einem langen „Stellungskrieg“ – erringen müssen, reflektierte schon die spezifischen Kampfbedingungen in den entwickelten westlichen Gesellschaften. Die Verfassungen, die in einigen Ländern nach dem Ende des Ersten und vor allem des Zweiten Weltkrieges verabschiedet wurden, reflektierten ein durch Reformen – vor allem natürlich durch politische Siege im Kampf gegen den Faschismus – verändertes (internationales und nationales) Kräfteverhältnis zwischen den Klassen, das seinerseits – durch Elemente der Wirtschaftsdemokratie in den Betrieben – Ausgangspunkt für weitere Reformschritte (bei der Verstaatlichung bzw. bei der Planung der Wirtschaft, aber auch bei der Umverteilung von oben nach unten) sein konnte. Schließlich musste auch die marxistische Kapitalismusanalyse zur Kenntnis nehmen, dass der moderne Kapitalismus über zahlreiche Mechanismen der Integration und Konfliktlösung verfügt, die nicht nur die Arbeiterklasse an die herrschende Ordnung binden sondern auch für die sozialstaatliche Abfederung immanenter Krisentendenzen sorgen, um gerade den Umschlag in eine revolutionäre Situation zu verhindern. Dass es den kommunistischen Parteien nach 1917 in keinem Land des entwickelten Kapitalismus (mit Ausnahme von Italien und Frankreich nach 1945) gelang, zur stärksten politischen Kraft der Arbeiterbewegung zu werden, war auch Ausdruck dieser Integrationskraft. Es war daher kein Zufall, dass in den entwickelten kapitalistischen Staaten im 20. Jahrhundert – wenn überhaupt – revolutionäre Situationen als Folge des Zerfalls der alten Ordnung und der Erosion der Staatsmacht am Ende des Ersten und des Zweiten Weltkrieges entstanden.

Dennoch, die antagonistische Logik kapitalistischer Vergesellschaftung wird dadurch nicht aufgehoben. Im Zentrum der RA stand daher das Plädoyer für einen „neuen Demokratisierungstyp“ (88 ff.): „Damit weitet sich das Feld des politischen ‚Gestaltungsraumes‘ und der politischen Auseinandersetzung in die Ökonomie und die sozialen Beziehungen aus, und damit auch das Kampffeld, auf dem die ‚demokratischen Bestrebungen‘ der Massen nach Realisie-

---

Zahl der zum politischen Kampf fähigen Vertreter der werktätigen und ausgebeuteten Masse, die bis dahin apathisch war), die Regierung kraftlos macht und es den Revolutionären ermöglicht, diese Regierung schnell zu stürzen.“ (W. I. Lenin, Ausgewählte Werke in drei Bänden, Band III, Berlin 1964, S. 453/4)

rung streben... Der moderne Demokratiebegriff kann (daher) nicht nur auf die Organisation der staatlich-politischen Macht reduziert werden, sondern betrifft auch auf die gesellschaftlichen Beziehungen in einem weiteren Sinn, also die zivile Gesellschaft in der Diktion von Gramsci, und die Stellung der Individuen in diesen...". Der Hinweis auf die gramscianische Hegemoniekonzeption sowie auf die Strategie des „Stellungskrieges“ musste 1988 die Hüter der Orthodoxie (bzw. der zugelassenen Sprachregelungen) als „eurokommunistische Abweichung“ erschrecken. Huffs Schmid und Jung waren überzeugt, dass die RA sich analytisch „voll auf die Theorie des SMK“ (144) stützt. Es muss – also perspektivisch im Sozialismus – „der objektiv vergesellschafteten (Re)Produktion ... gesellschaftliche Aneignung und Regulierung als Bedingung der Entfaltung von Freiheit und Wohlstand für alle entsprechen.“ (145)

### 3.

Gerade diese letzten Überlegungen lassen jedoch deutlich erkennen, dass die RA doch im Kontext von historisch-politischen Bedingungen entworfen wurde, die sich in den vergangenen drei Jahrzehnten tiefgreifend verändert haben. Sie war für eine Debatte im „kommunistischen Lager“ konzipiert, das sich wenig später auflöste. Die Sozialismuskonzeptionen der SMK-Theorie waren auf eine Welt bezogen, in der der Gegensatz von Kapitalismus und Sozialismus – seit der Oktoberrevolution, vor allem aber seit 1945 – sowohl die Weltpolitik („Kalter Krieg“), als auch die inneren Verhältnisse in den entwickelten kapitalistischen Staaten und die Befreiungsbewegungen in der sog. „Dritten Welt“ überdeterminierte.

Mit den Umbrüchen der Jahre 1989 – 1991 vollzog sich der Übergang in eine neue weltgeschichtliche Epoche, die zunächst einmal durch den Sieg des Kapitalismus“ und durch die Niederlagen der reformistischen wie kommunistischen Arbeiterbewegungen (in Ost und West) charakterisiert war. Die „One-World“ des Kapitals war Bezugsrahmen für die theoretische Analyse wie die praktische Politik geworden. Gleichzeitig hatten sich im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts tiefgreifende Veränderungen in den Strukturen und den Akkumulationsprozessen des Kapitalismus vollzogen (die auch in den marxistischen Analysen der Zeit u.a. über Globalisierung, Finanzmarktkapitalismus, Ökologieproblematik, Ende des Fordismus, digitale Revolution, Übergang von der Industrie- in die Dienstleistungsgesellschaft, Strukturwandel der Arbeiterklasse usw. im Mittelpunkt standen<sup>6</sup>). Das erste Jahrzehnt dieser neuen Epoche – in der sich nach 1990 die Europäische Union (EU) innerhalb eines Jahrzehnts nach Ost- und Mitteleuropa erweiterte, die WWU, die Osterweiterung, die Einführung des Euro und die Gründung der EZB schaffte – bildete das „goldene Jahrzehnt“ des globalen Kapitalismus und der neoliberalen Hegemonie. Die USA erlebten in den 90er Jahren ebenfalls eine Blüte des „Dol-

<sup>6</sup> Die Arbeiten des IMSF und von Jörg Huffs Schmid waren immer wieder solchen Themen gewidmet. In der internationalen marxistischen Diskussion der Zeit war der Formationsbruch „Fordismus – Postfordismus“ im Kontext der Globalisierung ebenfalls zentrales Thema.

lar-Wall-Street-Regimes“; das „American Empire“ (Panitch/Gindin) hatte sich gegen alle Niedergangsprognosen zunächst einmal gefestigt.

Der Sozialismus schien am Ende des Jahrhunderts endgültig Geschichte – dazu eine von den Siegern und den ideologischen Staatsapparaten inszeniert Geschichte von Armut, Unrecht und Unterdrückung. Die Linke saß auf einem riesigen „Trümmerhaufen“<sup>7</sup>, ihre Wunden leckend! Allerdings war den marxistisch gebildeten Intellektuellen ebenso wie z.B. linken Betriebsräten durchaus bewusst, dass nunmehr der – von der Herausforderung der Systemkonkurrenz befreite Kapitalismus – neue Widerspruchskonstellationen reproduzieren muss. Die Freisetzung der Finanzmärkte hatte gerade nicht das Problem der strukturellen Überakkumulation von Kapital gelöst, das die Krisenprozesse, aber auch die Krisenstrategien seit Mitte der 70er Jahre in letzter Instanz bestimmt hatte. In den internationalen Beziehungen musste nunmehr die Konkurrenz zwischen den kapitalistischen Zentren, den neuen „Herausfordererstaaten“ bzw. „Schwellenländern“ beim Kampf um die neue Weltordnung zunehmen. In den inneren Verhältnissen der kapitalistischen Staaten musste das Ende der Systemkonkurrenz (und der DDR) auf der einen, die Schwäche der politischen Linken und der Gewerkschaften auf der anderen Seite die Hegemonie des Neoliberalismus festigen und die Kompromissbereitschaft der Bourgeoisie gegenüber der Arbeiterklasse erheblich einschränken; denn die „rote Gefahr“ (seit dem späten 19. Jahrhundert) schien mit dem Eintritt in das neue Jahrtausend endgültig gebannt.

Marxistische Analysen konnten freilich schon frühzeitig auf neue Widerspruchspotenziale aufmerksam machen: die „Schattenseiten“ der Globalisierung, die neue soziale Unsicherheit und die Ausbreitung der Armut wie der prekären Beschäftigungsverhältnisse, die Polarisierung von Einkommen und Vermögen, die mit der Kette von Finanzkrisen verbundenen Instabilitäten und das Krisenmanagements, das jeweils die Vorherrschaft der USA festigte, die Zunahme militärischer Konflikte und von Bürgerkriegen im Gefolge von Staatsverfall, der Neubildung von Staaten im Ergebnis der Auflösung der Sowjetunion und der Volksrepublik Jugoslawien. So deuteten sich schon früh Widersprüche und Krisen, aber auch Felder der sozialen und politischen Auseinandersetzungen, auch von Klassenauseinandersetzungen an, die für die neue Epoche des globalen Finanzmarktkapitalismus charakteristisch sind. Früh deuteten sich auch Zeichen einer Krise der Demokratie an: sinkende Wahlbeteiligungen, Mitgliederverluste der großen Parteien und der Gewerkschaften, Erosion des Ansehens der politischen Klasse, Verachtung gegenüber den Leitmedien, Zunahme von nationalistischen und rassistischen Einstellungen – vor allem gegenüber Migranten – bei den unteren Volksklassen und Teilen der Mittelschichten. Wahlforscher konstatierten einen sich vertiefenden

<sup>7</sup> Zu meinem 50. Geburtstag im September 1991 wurde mir von Freunden und Genossen eine „Festschrift“ mit dem Titel „Der Trümmerhaufen als Aussichtsturm“ (Marburg: VAG Verlag 1991) überreicht. Jörg Huffschmid und Heinz Jung gehörten zu den Autoren. Als Urheber des genialen Titels galt Georg Fülberth.

Bruch zwischen „Eliten“ und „Volk“ in der Einstellung zum politischen System. Die Rolle der Banken, der EU-Kommission und der EZB, sowie allgemeiner der Superreichen wurde bei Meinungsumfragen ebenso negativ bewertet wie der zunehmende Stress im Arbeitsleben und die Angst vor dem sozialen Abstieg. Bei einigen Umfragen – zuletzt in den USA – zeichneten sich sogar positive Bewertungen des „Sozialismus“ (der offensichtlich als Politik und System von sozialer Gerechtigkeit begriffen wird) ab.

Dass in den Restformationen der Linken (auf ihren jeweiligen „Trümmerhaufen“) keine relevanten Diskussionen über das Verhältnis von Reform und Revolution geführt wurden, lag nicht nur daran, dass die Grunderfahrung des Übergangs in die neue Epoche die der erfolgreichen Gegenrevolution war. Zugleich war der Begriff der Reform politisch von jenen Neoliberalen (und ehemaligen Reformisten aus der „neuen Sozialdemokratie“ der Blairs und Schröders) besetzt (und pervertiert), die die Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit des jeweiligen Standorts (des Staates, des Betriebes, der Kommune, der Universität, der Schule etc. pp.) durch neue Leistungsanforderungen, durch Einsparungen, durch den Abbau von Löhnen, von sozialstaatlichen Leistungen und Arbeitnehmerrechten als notwendige Reformpolitik ohne Alternative ausgaben. Darüber hinaus verfügten die Reste der Linken (im Prozess der Neugründung) überhaupt nicht über die Kraft, eine Reformpolitik – im Sinne der Erweiterung von Demokratie und sozialen Grundrechten oder auch der Verhinderung der Austeritätspolitik sowie von Privatisierungen (z.B. im Gesundheitswesen, im Bildungs- und Wissenschaftssystem) auf der Ebene der nationalen Gesetzgebung oder gar der europäischen Politik auch nur anzustoßen. Dennoch haben neue soziale Bewegungen – z.B. die globalisierungskritische Bewegung mit der Losung „Die Welt ist keine Ware“ bzw. die neuere Anti-TTIP-CETA-Bewegung – die Kritik am globalen Kapitalismus wach gehalten. Das änderte sich erst, als nach der Krise von 2008 sowohl zivilgesellschaftliche Demokratiebewegungen und Kräfte der politischen Linken (in einigen Ländern) in den Parlamenten auf die Gesetzgebung sowie auf die Regierungsbildung Einfluss nehmen konnten.<sup>8</sup> Im Kontext der Großen Krise seit 2008 hat sich allerdings das Verhältnis von Reform im Kapitalismus und der Perspektive sozialistischer Veränderungen wiederum neu konfiguriert.

#### 4.

Für die Reformdebatten früherer Jahrzehnte stand stets die – auch von Marxisten vielfach unterschätzte – Stabilität der kapitalistischen Ordnung sowie deren Fähigkeit im Vordergrund, flexibel auf neue Herausforderungen – sowohl der Produktivkraftentwicklung als auch des Klassenkampfes – zu reagieren. Seit der Krise von 2007/8 zeichnet sich jedoch immer deutlicher ab, dass sich – vor al-

<sup>8</sup> Vgl. dazu mit Länderstudien für Europa: Catarina Principe and Bhaskar Sunkara (Eds.), *Europe in Revolt*, Chicago, Ill. (2016). Hoffentlich erzeugt der Titel dieses nützlichen Buches bei der Linken in den USA (die in der Sanders-Kampagne gestärkt wurde) keine Illusionen und falschen Hoffnungen.

lem in den alten Kapitalmetropolen des Westens – der Übergang in eine Periode der Stagnation, der Verfestigung der „multiplen Krise“, vollzieht. Die strukturelle Überakkumulation von Kapital in der sog. „Realökonomie“ ist nicht gelöst. Warnungen vor einem neuen Finanzcrash verstärken die eher pessimistischen Stimmungen auf den Finanzmärkten. Diese wurden durch das Krisenmanagement seit 2008 „gerettet“ („too big to fail“) und erneut spekulativ aufgebläht. Die Austeritätspolitik der Regierungen und der EU – die innerhalb der EU z.B. gegenüber Griechenland und anderen südeuropäischen Ländern als Zwangsinstrument der Disziplinierung linker Regierungen benutzt wird – wirkt in weiten Bereichen als Bremse für Investitionen, Nachfrage und Wachstum. Massenarbeitslosigkeit, vor allem der Jungen, die ins Ausland flüchten müssen, Massenarmut, katastrophale Zustände im Gesundheitswesen usw. ist die Folge.

Mit anderen Worten: seit dem letzten Viertel des 20. Jahrhundert haben die Maßnahmen zur Stabilisierung des Kapitalismus jener Großen Krise vorgearbeitet<sup>9</sup>, die seit 2008 – als „multiple Krise“, die nicht nur das Wachstum und die Investitionen, sondern auch die ökologischen Probleme, die Kommerzialisierung von Kultur und Wissenschaft, die Folgen der Kriege in der Welt, die Massenarmut und Migrationsbewegungen umfasst – den Epochenumbruch eingeleitet hat. Merkmale dieser neuen Konstellation sind die Zuspitzung der ungleichen Entwicklung zwischen Staaten, Ländergruppen, aber auch innerhalb der Gesellschaften, das Scheitern des Krisenmanagements und der Zunahme von Gewalt, Terror, Krieg auf der einen, von religiösem Fanatismus, Nationalismus und Rassismus auf der anderen Seite. Dass sich seitdem auch eine internationale Debatte über das „Ende des Kapitalismus“ belebt hat, die z.T. an alte „Zusammenbruchstheorien“ anknüpft<sup>10</sup>, reflektiert nur die Tatsache, dass offensichtlich für die herrschende Politik immer mehr ausweglose Situationen entstehen, in denen die unmittelbare Gewalt nicht als Lösung der Widersprüche, sondern als deren Unterdrückung angewandt wird. Die eher harmlose Variante einer solchen Politik bezeichnen Politikwissenschaftler als „Muddling Through“ („Durchwursteln“). Auf jeden Fall hat die Angst vor Katastrophen in verschiedenen Bereichen bei den wirtschaftlichen und politischen „Eliten“ zugenommen! Die Leichen der Flüchtlinge im Mittelmeer sind schreckliche Zeugen einer Politik des Westens, die einerseits die Fluchtersachen mit erzeugt hat, also mit der „reflexiven Globalisierung“ konfrontiert ist, andererseits nur noch mit gewaltsamer Abschottung sowie mit Regeln des „Ausnahmestaates“, mit Krieg nach innen („Terrorismus“) und außen auf die Folgen dieser Politik reagiert.

<sup>9</sup> Wolfgang Streeck will mit seinem viel diskutierten Buch „Gekaufte Zeit“ (Berlin 2013/2015, S. 9) zeigen, „wie in der Abfolge von Inflation, Staatsverschuldung und Aufblähung der privaten Finanzmärkte das Wachstum in den reifen kapitalistischen Ländern seit den 1970er Jahren zurückging, die Ungleichheit der Verteilung zunahm und die Gesamtverschuldung stieg. Zugleich nahm die Wahlbeteiligung langfristig ab. Gewerkschaften (und politische Parteien) verloren an Mitgliedern und Macht und Streiks verschwanden fast ganz.“

<sup>10</sup> Vgl. dazu den Beitrag von Christian Fuchs über das neue Buch von Paul Mason („Postkapitalismus“) in diesem Heft.

Dennoch folgt aus dieser Konstellation keineswegs eine klare Aufgabenstellung für die demokratische und sozialistische Linke. Zwar gilt die Prämisse der kapitalistischen Stabilität nicht länger; gleichwohl entspricht dem nach wie vor eine Schwäche sozialer und politischer Akteure, die erfolgreiche Widerstand gegen die Tendenz zum autoritären Kapitalismus mobilisieren können und eine für Mehrheiten attraktive Alternative gesellschaftlicher und politischer Entwicklung präsentieren. Zyniker berufen sich gelegentlich darauf, dass sie als Wissenschaftler für Analysen und Diagnosen von Krankheiten bzw. Krisen zuständig seien, nicht aber für progressive Lösungen, für die sie (als Folge des Niedergangs der Sozialdemokratie) auch überhaupt keine Ansätze sehen. Die Schwäche der Linken und das Nachwirken negativer Sozialismuserfahrungen – vor allem in Europa – befördert selbst noch den Aufschwung rechtspopulistischer, nationalistischer und fremdenfeindlicher Parteien und Bewegungen, die auch Zulauf und überdurchschnittliche Zustimmung von Arbeitern, Arbeitslosen und Gewerkschaftsmitgliedern erhalten. In einer Welt, die immer mehr „aus den Fugen“ gerät, breitet sich die Suche nach Identität über Abgrenzungen und Feind-erklärungen oder religiöse Heilslehren und Wahnvorstellungen aus.

Damit sind schon zahlreiche Felder benannt, auf denen linke Parteien, außerparlamentarischen Bewegungen, Linke in den Gewerkschaften in der täglichen Auseinandersetzung Kapitalismuskritik und Krisenanalyse betreiben, den Rechtspopulisten und Neofaschisten entgegentreten und für Alternativen zur herrschenden Politik werben. Seit der Krise 2008 haben sich in der ganzen Welt neue Demokratiebewegungen entwickelt, die einerseits die Exzesse des Finanzmarktkapitalismus (99% gegen 1%) und die Zerstörung von Lebensperspektiven vor allem für die Jugend, andererseits Diktaturen, korrupte Regime und die Erstarrung der politischen Systeme der repräsentativen Demokratie kritisieren. Demokratie wird hier als Alternative für Gerechtigkeit und als radikale Volkssouveränität begriffen! Einige dieser Bewegungen sind schon wieder verfallen oder wurden blutig unterdrückt (z.B. in Ägypten und der Türkei). Auch hier antworteten die Herrschenden mit Gewalt und Unterdrückung und provozieren damit notwendig radikalere Gegenbewegungen! Gleichwohl zeichnet sich über die Vielfalt und die soziale Zusammensetzung dieser Bewegungen, die keineswegs den „klassischen“ Vorbildern von Arbeitskämpfen und Klassenparteien aus der Geschichte der Arbeiterbewegung entsprechen, doch Umrisse der Formierung eines „Blockes“ sozialer, politischer und kultureller Kräfte ab, der in dieser Übergangsperiode die Kraft für eine grundlegende Veränderung der Politik des Neoliberalismus entwickeln könnte. Gramsci sprach vom „Interregnum“, um eine Periode zu charakterisieren, in der „das Alte stirbt und das Neue nicht zu Welt kommen kann“<sup>11</sup>. Trä-

<sup>11</sup> Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Bd. 2, Hamburg 1991, S. 354. Georg Wilhelm Friedrich Hegel hat in der Vorrede zur „Phänomenologie des Geistes“ (1807), die Zeiterfahrung seiner Zeit, die der Französischen Revolution, folgendermaßen formuliert: „Es ist übrigens nicht schwer zu sehen, dass unsre Zeit eine Periode der Geburt und des Übergangs zu einer neuen Periode ist. Der Geist hat mit der bisherigen Welt seines Daseins und Vorstellens gebrochen und steht im Begriffe, es in die Vergangenheit hinab zu versenken, und in der Arbeit seiner

ger und Akteure dieser Bewegungen sind oft junge Menschen aus den Mittelklassen, Jugendliche aus den modernen Ghettos, die allerdings eher zu direkter Gewalt, zur Riots, neigen, sowie Personen und Kräfte, die sich dem linken Flügel der Arbeiterbewegung zurechnen.

Im Begriff der „Mosaiklinken“ wurde schon vor einigen Jahren der Versuch gemacht, diese Vielfalt als Neben- und Miteinander von sozialen Bewegungen, Teilen der Gewerkschaften, politischen Parteien der Linken – ohne Anspruch auf Führung und Hegemonie – zu konzipieren und strategisch zu propagieren. Sie muss heute immer noch als ein offener politischer Prozess betrachtet werden, in dem sich die Linke in den konkreten Auseinandersetzungen theoretisch und praktisch neu gründet. Parteien der Linken, bei denen sich die Orientierung auf Wahlen, Parlamente, Regierungsbildung mit den Kräften der „alten Ordnung“ verselbständigt, werden dann auch von der Repräsentations- und Legitimationskrise des politischen Systems erfasst und nach unten gezogen. Koalitionen sind notwendig und unvermeidbar, wenn es um die Abwehr von reaktionären Angriffen auf die Menschenrechte, die Demokratie und die Linke geht. Sie erfüllen ihren Sinn nur dann, wenn sie – auch nur in Einzelpunkten – zu einer strukturellen Veränderung der neoliberalen Politik führen. Die Voraussetzungen dafür liegen weniger bei den Linken als vielmehr bei den Parteien der alten Regierungskoalitionen, die die gegenwärtigen Krisen und Katastrophen zu verantworten haben.

Die Formierung des alternativen Blocks wird nicht allein von parlamentarischen Kräfteverhältnissen und Wahlergebnissen, sondern von einem Stimmungswechsel bei breiten Teilen der Bevölkerung sowie von einem stärkeren Druck auf das Regierungshandeln „von unten“ abhängen: von sozialen Bewegungen, von gewerkschaftlichen und Kämpfen, ja, auch von Erfolgen bei der Schaffung von Genossenschaften und anderen Formen des alternativen, selbstbestimmten Lebens, von der Erneuerung einer kritischen Massenkultur, von zivilgesellschaftlicher Courage im Umgang mit Rechtspopulisten und Neofaschisten usw. Dabei werden auch Begriffe wie „Reform“ und „Revolution“ neu gedacht und bestimmt werden. Vielleicht wird die Bezeichnung der Wahlkampagne von Bernie Sanders in den USA, die jetzt als „Our Revolution“ fortgeführt werden soll, die Erkenntnis schärfen, dass nicht nur in den USA, sondern auch in den entwickelten kapitalistischen Staaten Westeuropas die scheinbar einfachsten Reformforderungen – nach Anerkennung der Men-

---

Umgestaltung. Zwar ist er nie in Ruhe, sondern immer in fortschreitender Bewegung begriffen. Aber wie beim Kinde nach langer stiller Ernährung der erste Atemzug jene Allmählichkeit des nur vermehrenden Fortgangs abbricht – ein qualitativer Sprung, – und jetzt das Kind geboren ist, so reift der sich bildende Geist langsam und stille der neuen Gestalt entgegen, löst ein Teilchen des Baus seiner vorhergehenden Welt nach dem anderen auf, ihr Wanken wird nur durch einzelne Symptome angedeutet; der Leichtsinne wie die Langeweile, die im Bestehenden einreißen, die unbestimmte Ahnung eines Unbekannten sind Vorboten, dass etwas anderes im Anzuge ist. Dies allmähliche Zerbröckeln, das die Physiognomie des Ganzen nicht verändert, wird durch den Aufgang unterbrochen, der, ein Blitz, in einem Male das Gebilde der neuen Welt hinstellt.“

schenrechte, nach einem kostenlosen Gesundheits-, Bildungs- und Wissenschaftssystem, das gleiche Chancen eröffnet, nach einem breiten Sektor öffentlicher Beschäftigung, nach Steuergesetzen, die für Umverteilung von oben nach unten sorgen, nach Gesetzen, die die spekulativen Aktivitäten der Wall-Street-Banken beenden und diese einer staatlich-gesellschaftlichen Kontrolle unterwerfen – dass also diese Reformen, wenn sie denn im Ergebnis der Veränderung von Kräfteverhältnisse auf den Weg gebracht werden können, notwendig die Entmachtung der derzeit führenden Fraktionen des herrschenden Blocks innerhalb und außerhalb des Staatsapparates erfordern. Deshalb wird das Erstarken eines solchen Blockes „Gegenbewegungen“ hervorrufen; denn die Privilegierten sind in der Geschichte niemals kampflos vor solchen Herausforderungen zurückgewichen.

Wir wissen natürlich nicht, wie sich in der Zukunft solche Konflikte gestalten werden; gleichwohl können sich in ihnen Reform und Revolution viel enger verzahnen, als dies in früheren geschichtlichen Perioden, vor allem auch in Perioden der relativen Stabilität des Kapitalismus, der Fall gewesen ist.

VERLAG WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Seit 2008:

### *Dauerkrise(n) in Europa*

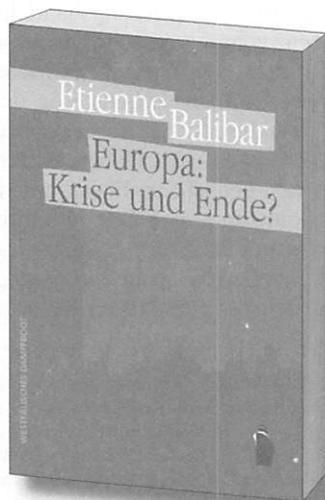
Finanzkrise, Eurokrise, „Flüchtlingskrise“, Schuldenkrise, Grexit, Brexit, Rechtspopulisten gewinnen Wahlen: Die Krisen in Europa überlagern sich und sie sind auch eine Krise der Europäischen Union.

Der große französische Theoretiker *Étienne Balibar* spitzt in seinem neuen Buch sein eingreifendes Denken auf die zentrale Frage zu: Wie kann diese Krise zum Ausgangspunkt eines demokratischen Neubeginns der europäischen Politik gemacht werden?

Balibar greift in die aktuellen Debatten ein und vermittelt eine realitätstüchtige Perspektive.

Das neue Buch  
des großen französischen Theoretikers  
*Étienne Balibar*

aus dem Französischen übersetzt von Frieder Otto Wolf  
2016 - 276 Seiten - 24,90 €  
ISBN: 978-3-89691-842-0



*Jürgen Reusch/Jörg Goldberg*

## **Reformalternative und Transformationsdebatte**

Eine systemkritische und politikfähige Linke muss angesichts der bestehenden nationalen und internationalen Kräfteverhältnisse auf demokratische, soziale, friedenssichernde und ökologische Reformen innerhalb des kapitalistischen Systems orientieren. Erst im Kampf für solche Veränderungen kann es überhaupt in den Bereich des Möglichen rücken, die Überwindung des Kapitalismus auf die Tagesordnung zu setzen. Das gilt heute und das war gleichermaßen der Grundgedanke der in den späten 1980er Jahren formulierten Reformalternative (RA). Und darum geht es auch in der Transformationsdebatte, die seit einigen Jahren im Umfeld der Rosa-Luxemburg-Stiftung (RLS) geführt wird – allerdings unter ganz anderen Vorzeichen und auch mit ganz anderen Implikationen. Im Folgenden soll untersucht werden, ob die Erfahrungen der Reformdiskussion von damals unter heute radikal veränderten ökonomischen und politischen Bedingungen Sinnvolles zur Diskussion über linke Veränderungsstrategien im Kapitalismus und über diesen hinaus beitragen können.

### **In der Versenkung verschwunden?**

Die RA war der Versuch, aus einer umfassenden Erforschung des damaligen Kapitalismus politisch-strategische Konsequenzen zu ziehen. Die Transformationsdebatte als Hauptstrang aktueller linker Reformdiskussionen bezieht sich kaum auf die damalige Diskussion: Der Bezug bei Dieter Klein auf die Reformalternative (Klein 2013: 152f.; Klein 2014: 107) ist seltene Ausnahme, auch wenn ein von ihm im Jahr 2000 herausgegebener Sammelband noch den Titel „Reformalternativen. Sozial - ökologisch – zivil“ (Schriften der RLS 2, Berlin) hatte. In einer Rückschau stellte Jörg Huffschnid nüchtern fest, die RA sei „in der Versenkung verschwunden“ (Huffschnid 1995: 157). Das war nicht verwunderlich: Die RA war formuliert worden in der Auseinandersetzung zwischen ‚Traditionalisten‘ und ‚Erneuerern‘ in der damaligen DKP, Schlachten, die heute (mit Recht) vergessen sind. Sie sollte zur längst überfälligen Erneuerung einer kommunistischen Bewegung beitragen, die sich – mit ihrem positiven Bezug auf die realsozialistischen Länder – heute fast völlig aufgelöst hat.

### **Die Entstehungsbedingungen der damaligen Reformalternative**

1988 veröffentlichten Jörg Huffschnid und Heinz Jung ihre Abhandlung „Reformalternative. Ein marxistisches Plädoyer“ (Huffschnid/Jung 1988; Reprint 2010). In der RA ging es „nicht um den Bruch mit dem Kapitalismus, sondern um die Durchsetzung eines friedensorientierten und reformoffenen Entwicklungsweges im staatsmonopolitischen Kapitalismus“ (Huffschnid/Jung 1988: 9). Damit sei „die Frage nach der Möglichkeit von demokratischem und sozialem Fortschritt im Rahmen des heutigen kapitalistischen Gesellschaftssystems positiv beantwort-

tet“, „allein auf diesem Wege (können) heute der Weg zu weitergreifendem sozialem Fortschritt und zum Sozialismus offen gehalten werden“ (ebd.).

Die RA war eine Absage an jene marxistische Sichtweise, die das 20. Jahrhundert als Epoche des (weltweiten) Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus interpretierte. Diese Auffassung unterschätzte die Entwicklungspotenziale des Kapitalismus, überschätzte die Ausstrahlungskraft des Realsozialismus. Man müsse sich stattdessen auf eine langandauernde Koexistenz von Kapitalismus und Sozialismus einrichten, was die Einsicht einschloss, dass es in den entwickelten kapitalistischen Ländern auf lange Sicht keinen Übergang zum Sozialismus geben werde. Akute Menschheitsprobleme könnten also nur im Rahmen von Reformen innerhalb des Kapitalismus angegangen werden. Außerdem reagierte die RA auf Schwächen und Defizite der traditionellen marxistischen Weltsicht, die neue Probleme und soziale Bewegungen in ihrer eigenständigen Qualität nicht erkannt hatte (Ökologiethema, Frauenbewegung u.a.m.) (Huffschmid/Jung 1988: 12ff.; Jung 1991: 6-21).

In der RA knüpften die Autoren an Kapitalismusanalysen aus dem Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) an, die hervorgehoben hatten, im modernen staatsmonopolistischen Kapitalismus sei eine „politische Ebene des sozialen und ökonomischen Regulierungsmechanismus entstanden“. Die „konkrete Ausgestaltung“ dieses Kapitalismus werde „Ergebnis politischer und sozialer Kämpfe“ sein (ebd.: 33). Damit würden Tempo und Richtung der Kapitalakkumulation bis hinein in die stofflichen Strukturen zum Gegenstand politischer Auseinandersetzungen. Auf dieser Grundlage hatten Jung und Huffschmid das Konzept der „Varianten“ des staatsmonopolistischen Kapitalismus entwickelt, deren Durchsetzung von den politischen Kräfteverhältnissen, nicht mehr nur von einer abstrakten Kapitallogik, abhängen. Unterschieden wurde (als Idealtypen) zwischen einer privatmonopolistischen, marktradikal-autoritären und antietatistischen Variante einerseits (später als Neoliberalismus bezeichnet) und einer etatistisch-reformerischen Variante andererseits (Huffschmid 1986: 42ff.; Jung 1986: 65ff.). Da die Zuspitzung der globalen Probleme (Krieg/Frieden, Umwelt) und das Ausbleiben bzw. Scheitern der sozialistischen Perspektive Lösungen innerhalb des kapitalistischen Systems unumgänglich machten, kam es nun darauf an, „konzeptionelle und politische Energie vorrangig auf reformerische Veränderungen innerhalb des Kapitalismus zu richten“ (Huffschmid 1995: 161).

Die RA grenzte sich damit vom traditionskommunistischen Konzept der „antimonopolistischen Demokratie“ als unmittelbar zu verfolgender strategischer Konzeption ab, das teilweise noch heute vertreten wird (Steigerwald 2013: 25-41; zur Kritik: Huffschmid/Jung 1988: 152f.). 1988 formulierten Huffschmid/Jung noch eher vorsichtig, in der „Strategie der demokratischen Reformalternative“ trete die bisherigen „antimonopolistische Orientierung ... in den Hintergrund“ (ebd.). Huffschmid formulierte die Kritik wenige Jahre später deutlicher: Dieses Konzept sei „Ausdruck eines Reduktionismus“, der „alle Probleme dieser Welt auf die Existenz und Strategie des Monopolkapitals“

zurückführen wolle. Es habe zur „Verselbständigung und Verabsolutierung der Machtfrage gegenüber den konkreten Problemen der Gesellschaft und den Alternativen der sozialen Bewegungen“ geführt (Huffschnid 1990: 74). Es stelle „auf die Machtfrage in einer Zeit ab, in der die Machtfrage nicht auf der Tagesordnung steht“ und vernachlässige konkrete Reformen, klammere die „konkreten stofflichen Veränderungsperspektiven“ aus (ebd.: 78).

Der Fokus auf Reformen im Kapitalismus verschob die für die damalige marxistisch-leninistische Theorie essentielle Frage des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus, des qualitativen „Bruchs“, in eine unbestimmte Zukunft (Huffschnid/Jung 1988: 152ff.), was ja auch den Realitäten entsprach: Die Kompromissformel der „nach vorne offenen Entwicklung“ verdeckte diese Tatsache. Wer wollte, konnte sie so interpretieren, dass „ganz weit vorne“ nach allen Reformen der revolutionäre Bruch schon noch kommen werde (Huffschnid 1995: 161). Jung/Huffschnid gaben die Vorstellung eines qualitativen Bruchs hin zu einer sozialistischen Gesellschaft nicht auf; für sie war aber klar, dass die skizzierten Reformen als eigenständiges und überlebensnotwendiges Konzept im Vordergrund standen, dass sie nicht nur die instrumentelle Funktion hatten, an den revolutionären Bruch heranzuführen. Erwartungsgemäß wurde die RA von den traditionalistischen Strömungen abgelehnt. Huffschnid/Jung vermerkten dazu kritisch: „Diese Positionen bestehen auf der ‚reinen Lehre‘, verweigern sich jedoch der Analyse der heutigen Realität und einer entsprechenden Weiterentwicklung des Marxismus. Zwischen ... dem Kampf um den Sozialismus und dem Kampf um das Teewasser ist für sie Niemandland.“ (Huffschnid/Jung 1988: 149)

Auch der heutige Transformationsansatz wird aus traditioneller Perspektive auf ähnliche Weise kritisiert wie seinerzeit die Reformalternative. Den Transformationsforschern wird vorgeworfen, sie verbreiteten sozialreformistische Illusionen, die sich schon in der Weimarer Republik in Luft aufgelöst hätten (Meißner 2015). Man könne nicht durch „Klein-klein-Schrittchen ein kapitalistisches in ein sozialistisches Gesellschaftssystem umwandeln“ (Thesen 2015; kritisch dazu wiederum Brie/Candeias/Klein 2015: 12-35).

Die von dieser Seite beschworene Gefahr der „Sozialdemokratisierung“ wurde auch seinerzeit von Jung und Huffschnid nicht bestritten. Nur könne man ihr mit fundamentalistischen Argumenten alleine nicht entgegen. Letztlich hielt die traditionalistische Richtung an der Idee fest, der gerade zusammenbrechende reale Sozialismus könne ein Alternativmodell zum Kapitalismus sein. Ansonsten war diese Position mit nur vagen Vorstellungen darüber verknüpft, wie denn in den entwickelten kapitalistischen Ländern diese offenbar ferne sozialistische Zukunft aussehen sollte. Das trifft auch auf die heutigen Kritiker zu. Heinz Jung sagte schon damals (1989) dazu ironisch: „In der kommunistischen Diskussion besitzt die Problematik von Reform und Revolution nach wie vor einen gehobenen Stellenwert. Sobald sich diese Diskussion von den realen Gegenwartsprozessen löst, nimmt sie Züge scholastischer Streiterei an, bei der es nur noch um Begriffe geht. Jene, die an der Revolution

‚festhalten‘, akzeptieren nach wie vor den Modellcharakter der Oktoberrevolution. Das war schon früher falsch. Revolutionäre Identität war daraus nicht zu gewinnen. Umgekehrt umgibt den Begriff Reform das Odium des Sozialdemokratischen und Kompromißlerischen, des Verrats und des Zurückweichens vor der Reaktion. Was kann die Metapher ‚revolutionär‘ heute noch hergeben? Die Unterstreichung kämpferischer Konsequenz und Militanz. Aber genau genommen sind die nicht an die Bejahung der Revolution gebunden. Die Bejahung des Bruchs? Der kann aber auch im Rahmen einer Reformbewegung erfolgen. Pocht man nur auf die Begriffe, verheddert man sich in den Etagen der Abstraktion. Die Mystik kann nur verscheucht werden, wenn das Licht des Tages hereingelassen wird, d.h. wenn man sich den geschichtlichen Tatsachen zuwendet.“ (Jung 1990: 43)

Inzwischen sind fast 30 Jahre vergangen, die alten Debatten scheinen historisch überholt. Viele Rahmenbedingungen der RA sind entfallen. Die erwartete Fortdauer der Koexistenz von Kapitalismus und Sozialismus kam nicht zustande. Rasch entwickelte sich der Kapitalismus zum „universellen und einzigen relevanten Gesellschaftssystem“ (Huffschmid 1995: 162). Zaghafte, durch Gorbatschowsche Reformversuche belebte Hoffnungen, Alternativen zum Kapitalismus seien nicht nur theoretisch denkbar, sondern auch praktisch existent und durchsetzbar (ebd.), wurden rasch gegenstandslos. Mehr denn je ist unklar, wie denn jene ferne sozialistische Alternative eigentlich beschaffen sein sollte.

### **Von der Reformalternative zur Transformation?**

Vor diesem Hintergrund wurde die RA in den frühen 1990er Jahren daraufhin abgeklopft, ob und ggf. in welchen Teilen sie noch ein tragfähiges Konzept sein könnte. Huffschmid fasste 1995 zusammen, er sehe „für linke Politik nach wie vor keine Alternative zur Orientierung auf praktische Reformen innerhalb des bestehenden Kapitalismus“ (Huffschmid 1995: 170). Der „harte Kern des politischen Konzepts“ der RA habe Bestand: „die Aufforderung nämlich, linke Politik auf die theoretische Ausarbeitung und politische Durchsetzung praktischer Veränderungen zu konzentrieren, die sich an Kriterien sozialer Gerechtigkeit und ökologischer Verträglichkeit – weiter an Frieden und Demokratie – orientieren.“ Das sei heute (also 1995) sicherlich noch schwieriger als es bereits 1988 war. „Eine theoretisch begründete Alternative hierzu“ gebe es aber nicht (ebd.: 173). Dies sah Heinz Jung ähnlich, wobei er in Abgrenzung von der RA „nach dem epochalen Zusammenbruch, (der) in jeder Hinsicht eine neue politische und strategische Situation hinterlassen“ habe, für „eine Neubestimmung revolutionärer und reformbestimmter Übergangsmöglichkeiten“ plädierte. (Jung 1994, S. 201)

20 Jahre später definieren die Protagonisten der Transformationsdebatte die Ausgangspunkte ihrer Überlegungen ganz ähnlich – mit völlig anderer modischer Diktion und vor allem unter radikal veränderten Bedingungen. Gegenüber der RA von damals weist die Transformationsstrategie auch gravierende Unterschiede auf. Seit einigen Jahren sei „Transformation“ zur „neuen Meta-

erzählung“ der Linken aufgestiegen. Sie sei zum „herrschenden Leitmotiv“ geworden und daher auch „heftig umstritten“ (Brie 2014: 8), heißt es im Vorwort zu einem Sammelband, der einen Überblick über den Stand der Diskussion bietet. Dort wird unterstrichen, dass Transformation eine radikale Reformstrategie innerhalb des Kapitalismus bedeutet, die zugleich über ihn hinausweist und tiefe Brüche in einem zu sozialistischen Veränderungen treibenden Prozess einschließt. Sie setzt sich nachdrücklich ab von früheren Revolutionsstrategien, die allesamt gescheitert und historisch erledigt seien. „Das Setzen auf den radikalen, revolutionären Bruch und auf eine ‚Diktatur des Proletariats‘ als Weg zur Aufhebung von Ausbeutung, Unterdrückung und Entfremdung ist gescheitert und diskreditiert. Es konnte dem Diktat der Kapitallogik keine neue, bessere Zukunft entgegensetzen.“ Zugleich sieht sie sich aber auch in Distanz zu systeminternen Anpassungsstrategien: „Aber auch der Weg der Zähmung und Einhegung der kapitalistischen Marktgesetze und -auswüchse durch gesellschaftliche Steuerung und demokratische Reformen, der lange Zeit progressive gesellschaftliche Veränderungen bewirkte, konnte letztlich die neue Dominanz eines sich radikalierenden Marktes („Neoliberalismus“) über Mensch, Natur, Gesellschaft nicht aufhalten (...).“ (Reißig 2014: 58f.)

Dieter Klein hat diesen Grundgedanken im Begriff der „doppelten Transformation“ auf den Punkt gebracht. Analog zu Polanyis Transformationsbegriff<sup>1</sup> sieht Klein das Heraufkommen einer zweiten großen Gesellschaftstransformation hin zu einer „solidarischen, gerechten Gesellschaft im Einklang mit der Natur, die auch als demokratischer grüner Sozialismus bezeichnet werden kann“ (Klein 2013: 13). Dies sei jedoch eine historisch langfristige Aufgabe. „Eine zweite Große Transformation wird zur Aufgabe des 21. Jahrhunderts. Aber sie wird in Europa voraussichtlich nicht unmittelbar der nächste Akt der Geschichte sein.“ (Ebd.) Der nächste Akt oder die nächsten Akte seien viele Reformen innerhalb des kapitalistischen Systems, kleine Transformationen, die früher oder später an dessen Grenzen und darüber hinaus führen würden. Beide Transformationsprozesse seien

<sup>1</sup> Der Bezug auf Karl Polanyi (1977) spielt für die Transformationstheoretiker eine Schlüsselrolle. Von ihm stammt nicht nur der Begriff der „Großen Transformation“ („The Great Transformation“), den Polanyi für den Übergang zum industriellen Kapitalismus verwendet, sondern auch dessen Verständnis als „eine Marktwirtschaft (...), ein ökonomisches System, das ausschließlich von Märkten kontrolliert, geregelt und gesteuert wird...“ (Polanyi 1977, S. 94). Polanyi betrachtet die gesamte Wirtschaftsgeschichte unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung der Zirkulationssphäre, der Märkte und deren Regulation. Für den Kapitalismus konstatiert er die „institutionelle Trennung der Gesellschaft in eine wirtschaftliche und eine politische Sphäre“ – der „Markt“ ist gesellschaftlich „enbettet“, sozial unreguliert: „...diese Dichotomie ist ... vom Standpunkt der Gesellschaft als Ganzes gesehen, bloß eine andere Formulierung für die Existenz eines selbstregulierten Marktes.“ (Ebd., S. 97) Alles muss sich daher konstatieren, diesen „selbstregulierten“ Markt wieder gesellschaftlicher Kontrolle zu unterwerfen, ihn „einzubetten“: Der „Sozialismus ist dem Wesen nach die einer industriellen Zivilisation innewohnende Tendenz, über den selbstregulierenden Markt hinauszugehen, in dem man ihn bewußt einer demokratischen Gesellschaft unterordnet.“ (Ebd., S. 290) Die Frage des gesellschaftlichen Eigentums, der in den Produktionsverhältnissen und der Produktionssphäre wurzelnden Machtverhältnisse und der Wechselbeziehungen zwischen Produktions- und Zirkulationssphäre spielt demgegenüber für das Gesellschaftsdenken Polanyis keine zentrale Rolle.

nicht als zeitlich getrennt, sondern als ineinander verwoben zu sehen. „In die innerkapitalistische Transformation zu einer sozial-regulierten bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft mit grünen Elementen könnte sich der Einstieg in eine zweite Große Transformation hineinschieben. Eine Transformation im Rahmen des Kapitalismus wird zunehmend bereits Tendenzen einschließen, die über den Kapitalismus hinausweisen. Das ist der Grundgedanke des Konzepts doppelter Transformation.“ (ebd.: 14; ähnlich Brie/Candeias/Klein 2015: 17).

Die in der kommunistischen und traditionell-marxistischen Richtung vertretene begriffliche Trennung von Reform und Revolution wollen die Transformationsforscher überwunden wissen. Sie unterstreichen, „dass es nicht um dieses Entweder-Oder geht, sondern um einen Prozess, in dem die Schwächen beider Alternativen überwunden und ihre Stärken bei wechselseitiger Ergänzung in Gestalt einer doppelten Transformation zur Geltung gebracht werden.“ (Klein 2013: 110). Die Linke werde dem „alten (falschen) Gegensatz von Reform und Revolution entsagen müssen“ (Brie 2014: 173).

### **Blick auf die Gegenwart: Was hat sich seit 1988/1995 geändert?**

Die Reformalternative entstand in einer Zeit, in der sich der Kapitalismus als stabiles System darstellte, das sich historisch gesehen in einer beispiellosen Offensive befand. 1995 formulierte Huffschmid als erstes Element einer Reformorientierung „die gründliche Analyse der maßgeblichen Strukturen und Haupttendenzen des neuen universellen Kapitalismus.“ (S. 170) Es wäre also zunächst zu klären, ob die der RA von 1988 zugrunde liegende Kapitalismusbestimmung noch zutreffend ist. Auch die Transformationsdebatte muss befragt werden, ob sie von einer realistischen Kapitalismusanalyse ausgeht. Die Analyse beschränkt sich hier auf vier Problemfelder und zwei Querschnittsfragen.

- Die *globalen Kräfteverhältnisse* haben sich grundlegend geändert, wobei sich die Schwächung bzw. Niederlage des sozialistischen Blocks bereits 1988 abzeichnete. In den folgenden Jahren schien es, als würde damit das Problem von *Krieg und Frieden* in den Hintergrund treten. Dies ist heute anders. Die Frage der Friedensfähigkeit des Kapitalismus ist unter gänzlich neuen Bedingungen auf die Tagesordnung zurückgekehrt. Ob die sich abzeichnenden globalen Kräfteverschiebungen, der Hegemonieverlust der USA und die Tendenz zu einer multipolaren Weltordnung ohne große, die Menschheit bedrohende militärische Konflikte ablaufen werden, ist offen. Begleitet wird die Militarisierung der internationalen Politik durch die Rückkehr von nationalistischen, rassistischen und religiösen Fanatismen als massenwirksamen politischen Triebkräften, was die pragmatische Lösung von Konflikten erschwert. Die existierende Architektur der globalen Institutionen ist nicht in der Lage, den neuen Konfliktlagen einen nichtmilitärischen, geschweige denn friedlichen Austragungsrahmen zu schaffen.
- Die *ökologische Krise* hat viele Facetten, im Mittelpunkt steht die Klimaproblematik. Während sich der Kapitalismus eine Überwindung innerer Widersprüche nach wie vor nur durch wirtschaftliches Wachstum vorstel-

len kann und sich die Wirtschaftspolitik auf die Frage konzentriert, wie dieses beschleunigt werden kann, sind die natürlichen Ressourcen des Planeten schon heute überfordert. Eine Fortsetzung des Wachstumstrends über mehrere Jahrzehnte hinweg erscheint in dieser Logik einerseits notwendig, um wirtschaftliche Widersprüche zu überlagern und abzufedern, andererseits angesichts der ökologischen Problemlagen aber kaum vorstellbar.

- Die 2007/2008 ausgebrochene *Finanzkrise* ist auch nach fast zehn Jahren ungelöst. Der Widerspruch zwischen aufgeblähten und labilen Finanzmärkten und der Realwirtschaft wächst weiter, wie am deutlichsten die anhaltende Niedrigzinsphase zeigt, aus der die herrschende Politik keinen Ausweg findet. Neue Erschütterungen der Finanzmärkte sind jederzeit möglich. Versuche diese (mit noch mehr Geld) zu verhindern belegen, dass die Wirtschaftspolitik kaum noch steuerungsfähig ist. Während in den 1990er Jahren die herrschende Politik unter dem Eindruck der „Great Moderation“ stand – also von einer gegenüber früher erhöhten Krisenfestigkeit ausging – bestimmt heute die Angst vor neuen Krisen die Wirtschaftspolitik.
- Eng verbunden mit der zunehmenden Dominanz und Labilität der Finanzsphäre ist die *Polarisierung der Einkommens- und Vermögensverteilung*. Vor allem in den entwickelten kapitalistischen Ländern sehen sich die Mittelschichten, die die politischen Systeme bisher weitgehend getragen haben, dadurch bedroht. Abstiegsängste und wirtschaftliche Unsicherheiten bestimmen zunehmend die politischen Orientierungen.
- Eine alle diese Felder durchdringende Querschnittsfrage ist die *Technikentwicklung*. Die ‚digitale Revolution‘ erscheint dabei überwiegend als Faktor, der die erwähnten Bedrohungsszenarien noch unkalkulierbarer macht. Sie ist einer jener Faktoren, die dem auf allen Gebieten spürbaren Steuerungsverlust ein bedrohliches Gesicht verleihen: Auflösung der gewohnten Arbeits- und Lebensformen durch Digitalisierung der Arbeit, Hochfrequenzhandel und Algorithmen sind Schlagworte, die für eine zunehmende Unkontrollierbarkeit des Lebens stehen.
- Dies gilt auch für die *Globalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft*, die im nationalen Rahmen getroffene Entscheidungen (bei denen ein Minimum an demokratischer Mitsprache angenommen wird) obsolet macht. Globale Finanzmärkte, Internationale Wertschöpfungsketten und Subunternehmensbeziehungen, Produktionsverlagerungen, Internationaler Steuerwettbewerb, Migrations- und Fluchtbewegungen erscheinen als anonyme, politisch nicht mehr beherrschbare Vorgänge. Bestehende supranationale Institutionen erweisen sich angesichts globaler Interessengegensätzen als handlungsunfähig.

Damit wird die der RA zugrunde liegende Konzeption des Staatsmonopolistischen Kapitalismus (SMK) unterstrichen wie auch relativiert. Die RA ging davon aus, der moderne Kapitalismus sei durch „eine politische Ebene des sozialen und ökonomischen Regulierungsmechanismus“ charakterisiert; Produktivkraftentwicklung und die stoffliche Ebene der Produktion seien zunehmend politisch konstituiert (Huffschmid/Jung 1988: 33). Bestimmend sind nach wie vor

die Verwertungsbedingungen der Einzelkapitale, die über die Vermittlungsinstanz des (monopolistisch deformierten) Marktmechanismus Tempo und Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung dominieren. Diese Verwertungsbedingungen werden aber zunehmend durch politische Entscheidungen beeinflusst, d.h. „die politischen Kräfteverhältnisse (werden) Bestandteil des kapitalistischen Regulierungsmechanismus, also, wenn man so will, der ‚Kapitallogik‘ selbst.“ (Goldberg/Leisewitz 2016: 125) „Damit wird die Strukturentwicklung unter stofflichen und unter Wertgesichtspunkten ebenso zum Feld der Politik wie die Gestaltung von Wissenschaft und Technik und generell die Beziehungen von Gesellschaft und Natur.“ (Huffschmid/Jung 1988: 38)

Offensichtlichstes Merkmal der politischen Konstituiertheit des modernen Kapitalismus ist die Situation auf den Finanzmärkten, die völlig politisiert ist. Dass Märkte aus sich heraus zum Gleichgewicht tendieren, glauben heute nur noch wenige Ideologen. Ähnlich offensichtlich ist die Rolle der Politik auf dem Gebiet der Technik, deren Entwicklungsrichtung und Entwicklungstempo politisch vermittelt wird. Die RA stellte fest: „Es entsteht nun im System der ökonomischen und sozialen Regulierung und Reproduktion eine staatlich-politische Vermittlungsebene und damit werden in einem breiter werdenden Spektrum unterschiedliche konkrete Varianten möglich.“ Die RA zog aus dieser Analyse die Schlussfolgerung, dass die Entwicklungsrichtung des Kapitalismus stärker als zuvor politisch gesteuert werden kann: Auch wenn der Profit weiterhin im Mittelpunkt steht, „kann (die Entwicklung) in eine Richtung gedrängt werden, mit der die anstehenden Probleme auf den Weg der Lösung gebracht werden können ...“ (Huffschmid/Jung 1988: 39). Diese Position wird von Jörg Huffschmid in seiner Kritik von 1995 verstärkt: „Bei den notwendigen Vorschlägen für eine andere Steuerung der Wirtschaft kommt es auf die Verbindung von ökonomischer Effizienz, sozialer Gerechtigkeit und ökologischer Verträglichkeit an.“ (170)

Liest man diese Passagen heute, so fällt das fast vollständige Fehlen der Krisenproblematik auf, was schon im Vorwort des Reprints von 2010 angesprochen wird: Nicht nur auf den Finanzmärkten erscheint die Entwicklung als „nicht mehr steuerbar.“ Man muss dies – im Rückblick – als eine Hauptschwäche der RA betrachten: Die Überschätzung der politischen Steuerbarkeit im SMK und die Unterschätzung der Krisenhaftigkeit des Kapitalismus, die heute allerdings noch sehr viel krasser zutage tritt. Der Steuerungsoptimismus ist heute nicht nur bei vielen politischen Linken verloren gegangen – bis tief in konservative Kreise hinein herrscht heute das Gefühl vor, Entwicklungen mehr oder weniger hilflos ausgeliefert zu sein. Das, was vielfach als Politikverdrossenheit interpretiert wird, die Abwendung von traditionellen politischen Kräften und Strukturen und die Hinwendung zu modisch als populistisch bezeichneten Konzepten ist Ausdruck eines verbreiteten Misstrauens in eine immer undurchschaubarer und unbeeinflussbarer erscheinende Entwicklung und die Sehnsucht nach der Rückkehr zu vermeintlich guten alten Zeiten: „I want my country back.“ Krisenerfahrungen und die Unfähigkeit der politischen Eliten zu angemessenen Antworten beeinträchtigt die Glaubwürdigkeit beider „Varianten“ der staatsmonopolistischen Regulierung: die neoliberal-

reaktionäre und die reformistisch-etatistische. Im gewissen Sinne ist sogar die Glaubwürdigkeit der reformistisch-etatistischen Variante stärker betroffen, weil Krisen und Steuerungsunfähigkeit vor allem als Politik- und Staatsversagen erscheinen.

## **Revival der Systemfrage?**

Vor diesem Hintergrund ist die Systemfrage auf die politische Tagesordnung zurückgekehrt. 1995 hält Huffschmid – im Gegensatz zu 1988 – „weitere Abstriche von [der] Radikalität“ der RA für notwendig (Huffschmid 1995: 170) Heute hat dagegen angesichts von Krisenerscheinungen eine prinzipielle und meist ziemlich abstrakte Kapitalismuskritik wieder Hochkonjunktur. Für den Ansatz der RA, der im Kern auf eine am Keynesianismus orientierte Abkehr von neoliberalen, markt-radikalen Steuerungskonzepten hinausläuft, hat dies einschneidende Konsequenzen: Der erklärte „beschämend bescheiden“ erscheinende Reformansatz der RA gerät in Widerspruch zu dem verbreiteten – wenn auch völlig vagen – Gefühl, dass viel radikalere Änderungen nötig wären, ja, ein völliger Systemwechsel, um die wirtschaftliche und gesellschaftliche Steuerungsfähigkeit wieder herzustellen – eine bloße Änderung des Steuerungskonzepts (d.h. ein Variantenwechsel) erscheint heute als unzureichend.

Wer allerdings meint, damit gewännen sozialistische Orientierungen für unmittelbare politische Strategien wieder an Gewicht, der übersieht, dass diese nicht nur nach wie vor durch die Erfahrungen des ‚realen Sozialismus‘ desavouiert sind, sondern dass auch konkrete Lösungsvorschläge für die erwähnten Menschheitsprobleme und dafür durchsetzungsfähige Akteure benannt werden müssten. Eine geradezu klassische Position formuliert Conrad Schuhler: Es gelte, die verschiedenen und zersplitterten Bewegungen, die sich gegen einzelne Erscheinungen des krisenhaften Kapitalismus richten und die durchaus die wirtschaftlich Mächtigen als Gegner erkennen, zusammenzuführen und „zu einer in Grundzügen einheitlichen antikapitalistischen Bewegung zu machen.“ (Schuhler 2014: 181-184) Diese Position bleibt allerdings doppelt abstrakt, da sie weder wahrnimmt, dass „Antikapitalismus“ eine durchaus zweideutige Position sein kann (Antikapitalismus kann reaktionäre Formen annehmen), noch sagt sie, auf welchem Weg die Erkenntnis heute wachsen soll, dass „das Privateigentum an Produktionsmitteln ... die letzte Ursache der vielfältigen Probleme und Widersprüche“, dass „seine Überwindung ... die wesentliche Voraussetzung einer solidarischen, dem Menschen verpflichteten Gesellschaft“ sei. (184)

Dass bloße machtpolitisch gestützte Systemveränderungen konkrete Probleme lösen könnten, ohne dass gezeigt wird, auf welchem Weg, ist heute nicht mehr glaubwürdig. Vor diesem Hintergrund gewinnen Ansätze wieder an Bedeutung, die exemplarisch auf alternative Produktions- und Konsumtionsmodelle setzen, was allerdings nichts an den systemischen Rahmenbedingungen ändert. Auch die Hoffnung auf die Möglichkeiten neuer Technologien, wie es insbesondere in den Arbeiten von Rifkin und Mason zum Ausdruck kommt, reflektiert den Bedarf an konkreten Problemlösungen. Die aktuelle Transformationsdiskussion

trägt dem insofern Rechnung, als sie versucht, alternative Szenarien auszumalen.

## **Verlust der Steuerungsfähigkeit**

Die Krisenerfahrungen haben das Vertrauen in die Steuerungsfähigkeit von Wirtschaft und Gesellschaft erschüttert, was vor allem die Gestaltungsfähigkeit der staatlich-politischen Ebene in Frage stellt. Damit aber ist gerade jene Ebene betroffen, die als Hebel zur Umsetzung der reformistisch-etatistischen Entwicklungsvariante im Mittelpunkt steht, die den Kern der RA ausmacht. Dies betrifft gleichfalls das, was z.B. Dieter Klein als „kleine Transformation“ bezeichnet, als „Transformation im Rahmen des Kapitalismus“ (Klein 2013: 13). Die Vorstellung, die den Kern der RA ausmacht, d.h. ein relativ stabiles, demokratisch organisiertes Regulierungsmodell innerhalb des Kapitalismus, erscheint heute ähnlich wenig glaubwürdig wie das Versprechen der neoliberalen Varianten, dass der Markt es schon richten werde, die Politik nur dafür zu sorgen habe, dass die zum Gleichgewicht strebenden Marktgesetze nicht gestört werden.

Die Transformationsstrategie, wie sie hier in Rede steht, geht ähnlich wie die RA der späten 1980er Jahre davon aus, der heutige Kapitalismus sei grundsätzlich politisch regulier- und steuerbar. Dabei stützen sich ihre Vertreter u.a. auf die Mitte der 1970er Jahre entstandene Regulationstheorie, z. B. die Arbeiten von Alain Lipietz (Klein 2013: 128). Der Blick auf den heutigen globalen Kapitalismus lässt aber, wie gezeigt, starke Zweifel an diesem Ansatz aufkommen. Kann sich der Reformoptimismus des Transformationsansatzes auf eigene, überzeugende Kapitalismusanalysen stützen?

## **Defizitäre Kapitalismusanalyse**

Brie lobt einerseits die „ungebrochene Fähigkeit“ des Kapitalismus zur „ständigen Erneuerung und Steigerung der Produktivität“. Andererseits sei auch der „Verweis auf die Kehrseiten kapitalistischer Produktivität und Erneuerungsfähigkeit ... zwingend erforderlich“ (Brie 2014: 170). Das ist eine nahezu zeitlos gültige Aussage, aber kein Ausdruck konkreter Analyse. Auch Klein zufolge haben die „bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften“ einen „Produktivkraftfortschritt ohne gleichen erreicht“. In den gegenwärtigen „Herrschaftsverhältnissen“ gebe es trotz „der Häufung von Katastrophen“ eine „erstaunliche Stabilität“ (Klein 2013: 9). Daher sei anzunehmen, dass der heutige Kapitalismus „nach wie vor reformfähig ist“ – wenn auch in Grenzen (ebd.: 15).

Klein zeichnet fünf mögliche Szenarien für die Entwicklung des Kapitalismus (ebd.: 34-54): Das neoliberale „Weiter so“, das „Weiter so“ in verschärfter Form – autoritärer und entzivilisierter, drittens das Szenario eines „staatsinterventionistisch modifizierten und grün modernisierten neoliberalen Kapitalismus“. Elemente davon steckten in der „Politik Angela Merkels, stärker im Kurs der SPD“. Dieses Szenario, verbunden mit Tendenzen des ersten, beschreibe „eine wahrscheinliche Entwicklung der kommenden Zeit“ (ebd.: 41).

Das vierte Szenario sei ein sozial und ökologisch regulierter postneoliberaler Kapitalismus, der nur bei „einer wesentlichen Veränderung der Kräfteverhältnisse eine Chance“ hätte. Dafür könnte auch der „flexible Teil der Machteliten“ gewonnen werden. Das fünfte Szenario bildet die „solidarische gerechte Gesellschaft im Einklang mit der Natur“, eine Art „demokratischer grüner Sozialismus“. (Ebd.: 53) Vorsichtiger Akzente setzt Judith Dellheim in ihrer Analyse der tiefgreifenden Wandlungen und Transformationen, die sich seit Beginn der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise in den Kapitaloligarchien und den kapitalistischen Gesellschaften – hier insbesondere in der EU – vollzogen haben. Vor allem „im Rahmen des geltenden EU-Rechts und der vorhandenen Institutionen“ könne es keine Problemlösungen geben (Dellheim 2014: 358f.). Transformatorische Potenzen seien aber dennoch vorhanden.

Die RA von damals war der Versuch, die umfassende Erforschung der kapitalistischen Macht- und Klassenverhältnisse in eine realistische politische Strategie zu übersetzen. Der Erforschung der Klassenstrukturen im SMK beispielsweise oder der Strukturen und Ausformungen des kapitalistischen Staates hatte das IMSF umfangreiche Forschungsprojekte gewidmet. Insofern war die RA ein Klassenkonzept. Dass dieses Konzept Illusionen aufwies, ist im Rückblick gut sichtbar und ernüchternd. Umso mehr muss aber der Optimismus erstaunen, der das Reformkonzept der Transformationsdebatte von heute prägt – auch wenn hier und da betont wird, es werde gewiss heftige Konflikte geben. Das Transformationskonzept wird auf ein bestimmtes Kapitalismusbild aufgesetzt, das mehrere Szenarien, auch durchaus barbarische aufweist. Aber es ist nicht Ergebnis einer gründlichen Kapitalismusanalyse. Erstaunen muss deshalb, wie unpolitisch manche der hier skizzierten Analysen sind, wie wenig sie politische Kräfteverhältnisse und Interessenstrukturen näher untersuchen oder sich auf sie beziehen. Zwar ist hier und da von den „konservativsten Fraktionen der Machteliten“ (Klein 2013: 20), von den „beweglicheren Fraktionen des herrschenden Blocks“ (ebd.: 40) oder dem „flexiblen[n] Teil der Machteliten“ (ebd.: 46) die Rede. Es wird aber nicht genauer untersucht, gegen welche Interessengruppen des Kapitals – und ggf. mit welchen als Verbündeten – die bestimmte fortschrittliche gesellschaftlichen Veränderungen durchgesetzt werden sollen. Es läge doch nahe, hierfür eine Analyse der Verflechtungen von Kapital und Staat, der Struktur der Macht- und Herrschaftsapparate einschließlich der ideologischen Apparate heranzuziehen. Anders als die RA ist die Transformationsstrategie sehr viel weniger aus konkreten Analysen der kapitalistischen Macht- und Klassenstrukturen abgeleitet.

Auch Kommentatoren, die die Transformationsdebatte durchgängig positiv sehen, äußern Bedenken. „Es ist aber meiner Ansicht nach bisher noch nicht ausreichend gelungen, die neue Qualität und Dimension der realen Veränderungen des Kapitalismus, die insbesondere seit der Krise 2007ff. eingetreten sind, hinsichtlich ihrer Konsequenzen für eine mögliche Transformation deutlich zu machen.“ (Steinitz 2015: 45) Das Entwickeln von Szenarien mag für das Abklopfen von politischen Handlungsmöglichkeiten produktiv sein. Es ersetzt jedoch keine Analyse der tatsächlichen Entwicklungstendenzen im Kapitalismus.

Frank Deppes Ansatz eines autoritären Kapitalismus erscheint hier überzeugender. „Der Zyklus der neoliberalen Hegemonie hat seit der Jahrtausendwende seinen Höhepunkt überschritten. Mit der Entfaltung der inneren Widersprüche wird Hegemonie, die auf Konsens beruht, mehr und mehr durch Elemente des Zwangs ersetzt“. Dies sei insbesondere seit der Großen Krise nach 2008 der Fall (Deppe 2014: 166; Deppe 2013; vgl. auch den Beitrag von Frank Deppe in diesem Heft). Die Transformation von Hegemonie und Zwang realisiert sich vor allem in drei Dimensionen: die sozialen Spaltungen spitzen sich zu; die Demokratie gerät in eine tiefe Krise; in der internationalen Politik nehmen die Gewaltverhältnisse zu (ebd.: 167). Eine überzeugende Transformationsstrategie müsste Wege zeigen, die aus dieser multiplen Krise herausführen können. Sie müsste zugleich Reformschritte und mögliche Akteure benennen.

### **Szenarien transformatorischer Umgestaltung**

Huffschnid/Jung legten 1988 relativ detaillierte „Konturen der Reformalternative“ vor (Huffschnid/Jung 1988: 61-104). Es handelte sich um ein politisch-ökonomisches und ökologisches Umbauprogramm, das auch die Hebel der für möglich gehaltenen politisch-ökonomischen Steuerung benannte. Diese Liebe zum Detail zeichnet auch die Transformationsdebatte aus. Besonders deutlich wird das in Kleins Konzept der „Vier U“ (Klein 2013: 67-109). Zusammengefasst: „Wer über Transformation spricht, muss Auskunft darüber geben, wohin sie denn führen soll. Eine moderne Linke, die anstelle der Profitdominanz die Orientierung aller gesellschaftlichen Entwicklung an der Persönlichkeitsentfaltung der Einzelnen zum Wohle Aller erstrebt, könnte nach der hier präsentierten Auffassung dieses Ziel mit vier Leitideen verfolgen, die als die ‚Vier U‘ bezeichnet wurden, und die den Inhalt einer zweiten Großen Transformation markieren: gerechte Umverteilung von Lebenschancen und Macht, sozial-ökologischer Umbau, demokratische Umgestaltung der Wirtschaft und Gesellschaft, umfassende Friedenssicherung und internationale Solidarität.“ (Klein 2013: 109) Brie meint, es gebe „nicht mehr die eine große Frage“, die die Auseinandersetzungen in der Gesellschaft prägt (Brie 2014b: 202). Er nennt die vier miteinander zusammenhängenden Felder transformatorischer Umgestaltung die „vier Sphären des Reichtums“: Natur; gemeinschaftlich-individuelle Lebenswelten; die gesellschaftlichen Institutionen (die Sicherheit, Vertrauen, Gerechtigkeit und demokratische Selbstbestimmung ermöglichen) und die Welt des Kulturell-Öffentlichen (ebd.). Dies könne eine befreiende Vision sein für die Kämpfe „gegen Profitdominanz, Verteidigung der Privilegien, imperiale Anmaßung, gegen Angst und Gier“ (ebd.: 234). An anderer Stelle erweitert Klein noch die Liste der Reformprojekte (Klein 2013: 165ff.).

Die Formulierung „gegen Profitdominanz“ lässt aufhorchen. In den Transformationskonzepten heißt es häufig, es gehe darum, die „Profitdominanz“ zu überwinden (Klein 2013: 15, 21, 49, 114). Die sei „nicht identisch mit der Verdichtung der unumkehrbaren Einschnitte zu einem einzigen, zeitlich gerafften Großereignis des revolutionären Umsturzes“ (ebd. 2013: 114). Profitdominanz ist hier ein unklarer Begriff (manchmal auch synonym: Profitlogik), der auch

nicht definiert wird. Soll das bedeuten, diese sei auch innerhalb noch bestehender – wenn auch modifizierter – kapitalistischer Verhältnisse zu überwinden? Aus Sicht der marxistischen politischen Ökonomie geht es nicht einfach um Profite großer kapitalistischer Konzerne, sondern ist das „einzig Entscheidende ... , ob der Profit das vorherrschende, regelnde Prinzip ökonomischer Entwicklung ist oder nicht.“ So lange also kapitalistisches Eigentum die herrschende Eigentumsform ist, bleibt die „Profitdominanz“ als Zielstellung und regelndes Prinzip wirtschaftlicher Entwicklung erhalten. Soll „Profitdominanz“ eingeschränkt oder überwunden werden, muss das mit „Eingriffen in die kapitalistischen Eigentumsverhältnisse verbunden“ sein (Heininger 2000: 20-32, hier: 28). Hier bleibt der Transformationsansatz undeutlich.

Insgesamt wird das Transformationskonzept durch das immer breitere Aufzählen und Ausmalen von (wünschbaren) Zukunftsszenarien kaum überzeugender. Es fehlt die Zuspitzung auf zentrale Bruchpunkte, die die gesellschaftsverändernden Kräfte interventionsfähig machen könnten, wo Mobilisierung möglich und wahrscheinlich wird. Hier war die RA weiter – zumindest was ihren Anspruch betraf. „Erst wenn Vorstellungen darüber, was ‚eigentlich‘ notwendig wäre, um eine tragfähige Reproduktion zu steuern (und das ist nicht einfach ‚der Sozialismus‘), und die Kenntnis der realen Klassen-, Macht- und Interessenkonstellationen zusammenkommen, lassen sich politische Projekte mit der realistischen Perspektive fortschrittlicher Veränderung entwickeln, Projekte nämlich, die in die Richtung des ‚eigentlich Notwendigen‘ gehen und gleichzeitig so stark und mobilisierungsfähig sind, dass sie gegen die Profitinteressen des Kapitals oder einzelner Kapitalgruppen durchgesetzt werden können.“ (Huffs Schmid 1995: 172)

## **Transformation braucht handelnde Subjekte**

Eine Reformdebatte kann nicht geführt werden, ohne die Frage zu klären, wer die Akteure der Umgestaltungen sind oder sein könnten. Der Text der RA widmet diesem Problem ein umfangreiches Kapitel (Huffs Schmid/Jung 1988: 105-144). Die Autoren klopfen die vielfältigen denk- und wünschbaren Gegenkräfte auf ihre Interessenlagen und Mobilisierbarkeit ab – einschließlich der Kapitalfraktionen, der Gewerkschaften und der politischen Parteien. Sie sehen schon in den späten 1980er Jahren Fragezeichen hinsichtlich des Postulats einer einheitlich handelnden Arbeiterklasse und betonen die durch die Produktivkraftentwicklung bewirkten Differenzierungen „der Klassen- und subjektiven Interessenstrukturen, die die Bildung eines einheitlichen Blocks der Systemopposition erheblich erschweren“ (ebd.: 15). Der „Klassenkampf auf der ökonomischen Ebene“ erweitert sich um neue Kampffelder (ebd.: 109). Und die differenzierte Struktur der Arbeiterklasse erfordert unterschiedliche Zugänge für Mobilisierung. Zusammengefasst: Die Träger der Reformalternative sahen sie nicht schlicht als reines Nebeneinander unterschiedlichster Akteure, sondern als ein komplexes Gebilde mit klar zu definierenden unterschiedlichen Interessen. Unverändert aktuell ist ihr Hinweis, es handle sich bei den in Rede stehenden Reformen „um unterschiedliche Problemkomplexe, deren Lösung ansteht, und um unterschiedliche Eingriffsebenen und

Ansätze. Deshalb ergeben sich unterschiedliche Kräftegruppierungen, Interessenkonstellationen und Bündnismöglichkeiten“ (Huffschmid/Jung 1988: 107).

Auch die Vertreter der Transformationsdebatte befassen sich mit der Frage, wer Träger von Transformation sein könnten. „Und dies, nachdem sich die ‚menschheitsbefreiende Mission des Proletariats‘ nicht erfüllte und die ‚avantgardistischen Ersatzlösungen‘ in den staatssozialistischen Transformationen sich in ihr Gegenteil verkehrten“ (Reißig 2015: 82). Daher fehle es heute „an einem solch eindeutig fixierbaren Subjekt der Transformation“ (ebd.). Aus dieser Not macht Reißig eine Tugend: „Angesichts der Ausdifferenzierung moderner Gesellschaften kann es ein einheitliches, geschlossenes Subjekt der Transformation auch nicht mehr geben. Transformation heute ist nur als kooperatives Handeln pluraler sozialer und politischer Kräfte der Arbeit, der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Öffentlichkeit und der Politik denkbar“ (ebd.) Von der Pluralität zur Kooperation ist allerdings ein weiter Weg. Brie erwartet die Strukturierung dieser pluralen Transformationskräfte durch ein „Mitte-Unten-Bündnis“ (Brie 2014: 173). Wie auch Dieter Klein bezieht er sich auf Hans-Jürgen Urbans Begriff der „Mosaik-Linken“ (ebd.: 172; Klein 2013: 54; s. Urban 2009), die sich durch „eine bunte Palette von Zukunftsvorstellungen“ auszeichne (Klein 2013: 54). „Die Linke braucht eine Erzählung, die ihre Einheit in der Vielfalt fördert“ (ebd. 61). „Kein Teil der pluralen Linken“ könne eine alleinige Führungsrolle beanspruchen (Brie/Candeias/Klein 2015: 17).

Anders als bei Huffschmid/Jung ist bei der Transformationsdebatte aber der Hinweis auf plurale Kooperationen und Bündnisse kaum mit der konkreten Analyse der kapitalistischen Klassen-, Macht- und Interessenkonstellationen verbunden. Hinweise auf Interessendifferenzierungen und Bruchpunkte auf der Seite des Kapitals sind vage, das Spektrum der politischen Parteien wird zu wenig auf Interessenlagen und -divergenzen abgeklopft, die Gewerkschaften als wichtiger Akteur werden nur oberflächlich betrachtet. Der Verweis auf die unterschiedlichen Reformkräfte ist kaum verbunden mit Analysen, an welchen Punkten es auch auf Seiten des Kapitals Bruchpunkte und Eingriffsmöglichkeiten geben könnte.

## Die Mosaik-Linke

Urban spricht unter dem inzwischen weithin populären Label „Mosaik-Linke“ von einem „gegenhegemonialen Block“, der „neben den Gewerkschaften die globalisierungskritischen Bewegungen, weitere Nichtregierungsorganisationen, die diversen sozialen Selbsthilfeinitiativen und nicht zuletzt die kritischen Teile der kulturellen Linken“ umfassen müsste (Urban 2009: 77). Jedenfalls sei die Mosaik-Linke „nicht mit klassisch-linken Vorstellungen von Bündnispolitik eines mit hegemonialen Kapazitäten ausgestatteten Teilakteurs in eins zu setzen“ (Urban 2010: 21). Vielmehr bildet sie eine Vielfalt von Akteuren, die wie bei einem Mosaik in ihrem Gesamtzusammenhang eine neue Qualität bilden (können). Das Ganze ist dann mehr als die Summe seiner Teile. In diesem Konzept widerspiegelt sich die inzwischen sehr weitgehende soziale Differenzierung der kapitalistischen Gesellschaft selbst. Ein solcher Kol-

lektivakteur, so er denn zustande kommt, sollte sich „vor einem überzogenen Vereinheitlichungsanspruch hüten“ (ebd.: 24).

Die Kräfte der Mosaik-Linken müssen die Flexibilität aufbringen, unerwartete Konflikte und Krisen produktiv aufzunehmen. Sie müssen fähig sein, Impulse aus der Gesellschaft aufzunehmen und in politische Initiativen zu übersetzen. Und sie müssen Impulse und Entwürfe für kapitalismuskritische Korrekturprojekte anbieten (Urban 2010: 26). Zentrale Projekte in diesem Sinne gibt es mehrere. Immer geht es dabei um gesellschaftliche und politische Machtfragen (ebd.: 28) „Damit geht es um Demokratie ... In diesem Sinne wäre die Demokratisierung wirtschaftlicher Entscheidungsprozesse als weiteres, vielleicht wichtigstes Kernprojekt der Mosaik-Linken ... zu begreifen“ (Urban 2010: 28). In einem weiteren Sinne ist es „zentrale strategische Aufgabe der Linken geworden, die Auseinandersetzungen mit den verschiedenen Formen dieser Herrschaft – Klassenherrschaft und Ausbeutung in der Produktion der Gesellschaft, patriarchalische Herrschaft und rassistische Diskriminierung – zusammenzuführen“ (Deppe 2014: 169).

Vieles spricht dafür, dass sich die gesellschaftliche Linke darauf konzentrieren muss, auf einzelnen Konfliktfeldern Bewegungen zur Durchsetzung konkreter, als umsetzbar erkannter einzelner Reformen voranzutreiben oder auch „nur“ Verschlechterungen und Rückschritte abzuwehren. Ob Erfolge bei solchen Bewegungen – für die Energiewende, gegen Freihandelsabkommen, für Austrocknung von Steueroasen, für eine Finanztransaktionssteuer – dazu führen, dass gesamtgesellschaftliche Alternativen wieder attraktiver werden, bleibt abzuwarten. Dass die Feinzeichnung einer alternativen Regulationsweise oder eines reformorientierten Gesellschaftsmodells – das offenbar meist als harmonisch und widerspruchsfrei, auf jeden Fall krisenresistent daherkommen muss – die Linke politisch glaubwürdiger macht, darf in einer Situation bezweifelt werden, in der die politische Ebene – und damit auch eine demokratische Regulierungsform – als machtlos erfahren wird. Wie die Debatten über TTIP und CETA zeigen, ist es der Linken durchaus möglich, in konkreten Fragen ideologische Hegemonie zu erreichen und Veränderungen durchzusetzen. Wenn Huffschmid am Ende seiner Bilanz einräumt: „Der umfassende Charakter der Reformalternative als Konzept gesellschaftlichen Fortschritts in schwieriger Zeit mag durch die noch schwieriger gewordenen Zeiten unterhöhlt worden sein“, so trifft dies heute mehr als 1995 zu. Andererseits gilt aber auch, dass „der harte Kern des politischen Konzepts Bestand (hat): die Aufforderung nämlich, linke Politik auf die theoretische Ausarbeitung und politische Durchsetzung praktischer Veränderungen zu konzentrieren...“ (173) Diese vorab zu skizzieren dürfte angesichts heute herrschender Krisen noch schwieriger sein. Dies stellt hohe Anforderungen an die Flexibilität von Bewegungen und die Fähigkeit linker Organisationen und Gruppen, sich auf kaum vorhersehbare Dynamiken rasch einstellen zu können.

## Literatur

Brie, Michael (2014): Die „Produktivität“ des Kapitalismus und Optionen der Linken, in: Z 100, Dezember, S. 170-175

- Brie, Michael (Hrsg., 2014a): *Futuring. Perspektiven der Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus*, Münster
- Brie, Michael (2014b): Transformationen des Reichtums – Reichtum der Transformationen. Eine Vier-in-einem-Perspektive. In: Ders. (Hrsg.): *Futuring. Perspektiven der Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus*, Münster, S. 194-241
- Brie, Michael/Candeias, Mario/Klein, Dieter (2015): Genügt es Euch, „im Herrschenden System mitzutanzten, statt es aktiv zu verändern“? Die Transformationsforscher Michael Brie, Mario Candeias und Dieter Klein befragt. In: Michael Brie (Hrsg.): *Lasst uns über Alternativen reden. Beiträge zur kritischen Transformationsforschung 3*, Hamburg, S. 12-35
- Candeias, Mario (2014): Szenarien grüner Transformation. In: Brie, Michael (Hrsg.): *Futuring. Perspektiven der Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus*, Münster, S. 303-329
- Dellheim, Judith (2014): Kapitaloligarchien und Transformation. Zur Entwicklung der Europäischen Union. In: Brie, Michael (Hrsg.): *Futuring. Perspektiven der Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus*, Münster, S. 332-367
- Deppe, Frank (2013): *Autoritärer Kapitalismus. Demokratie auf dem Prüfstand*, Hamburg
- Deppe, Frank (2014): Die Linke in der Großen Transformation. In: *Z 100*, Dezember, S. 162-169
- Goldberg, Jörg/Leisewitz, André (2016): Studien zum Staatsmonopolistischen Kapitalismus (SMK) am IMSF 1968-1990. In: Schreiber, Wilfried (Hrsg.): *Staatsmonopolistischer Kapitalismus*, Potsdam, S. 111-128
- Heininger, Horst (2000): Ist die „Profitdominanz“ innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung zu überwinden? In: *Z 43*, September, S. 20-32
- Huffschmid, Jörg/Jung, Heinz (1988): *Reformalternative. Ein marxistisches Plädoyer. Arbeitsmaterialien des IMSF 28*, Frankfurt/Main; Nachdruck 2010
- Huffschmid, Jörg (1990): „Antimonopolistische Strategie“ – eine tragfähige Orientierung kommunistischer Politik heute? Vorläufige Thesen. In: *Z 1*, März, S. 74-78
- Huffschmid, Jörg (1986): Vor dem Übergang zur reformistischen Entwicklungsvariante des staatsmonopolistischen Kapitalismus der Bundesrepublik? In: *Marxistische Studien. Jahrbuch des IMSF 11*, Frankfurt am Main, S. 42ff.
- Huffschmid, Jörg (1995): Reformalternative – Noch ein Abschied von noch einer Illusion? In: Huffschmid/Jung: *Reformalternative*, Nachdruck von 2010, S. 157-173
- Jung, Heinz (1986): Zum Konzept der Entwicklungsvarianten des SMK heute. In: *Marxistische Studien. Jahrbuch des IMSF 11*, Frankfurt am Main, S. 65ff.
- Jung, Heinz (1990): Abschied von einer Realität. Zur Niederlage des Sozialismus und zum Abgang der DDR. Ein politisches Tagebuch – Sommer 1989 bis Herbst 1990. Eine Veröffentlichung des IMSF, Frankfurt am Main
- Jung, Heinz (1991): Defizite und Positionen marxistischer Kapitalismusanalyse. Kontinuitäten, Brüche und neue Herausforderungen. In: *Z 6*, Juni, S. 6-21
- Jung, Heinz (1994): Denkgebote statt beifällheischer Selbstinszenierung! In: *Z 18*, Juni, S. 198-201
- Klein, Dieter (2013): *Das Morgen tanzt im Heute. Transformation im Kapitalismus und über ihn hinaus. Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung*, Hamburg

- Klein, Dieter (2014): Doppelte Transformation. In: Brie, Michael (Hrsg.): *Futuring. Perspektiven der Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus*, Münster, S. 101-125
- Meißner, Herbert (2015): *Transformationsillusionen und linke Strategie. Vortrag zur Veranstaltung „Das Ostdeutsche Kuratorium von Verbänden diskutiert“*, 20. 6.; Manuskript
- Polanyi, Karl (1977): *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Wien
- Reißig, Rolf (2014): Transformation – ein spezifischer Typ sozialen Wandels. Ein analytischer und sozialtheoretischer Entwurf. In: Michael Brie (Hrsg.): *Futuring*, Münster, S. 50-100
- Schuhler, Conrad (2014): Transformation heißt: den Kapitalismus überwinden. In: *Z 100*, Dezember, S. 181-184
- Steigerwald, Robert (2013): Über einige revolutionstheoretische Probleme. In: Manuel Kellner/Ekkehard Lieberam/Robert Steigerwald (Hrsg.): *Reform und Revolution. Revolutions- und Klassentheorie im 21. Jahrhundert*, Hamburg, S. 25-41
- Streeck, Wolfgang (2015): Wie wird der Kapitalismus enden? Teil 1 und 2. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Hefte 3 und 4, S. 99-111 und 109-120
- Thesen 2015: *Tanzend zum Sozialismus 2.0. Thesen des Ostdeutschen Kuratoriums von Verbänden*. In: *junge Welt* 18.6.
- Urban, Hans-Jürgen (2009): Die Mosaik-Linke. Vom Aufbruch der Gewerkschaften zur Erneuerung der Bewegung. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Heft 3, S. 71-78
- Urban, Hans-Jürgen (2010): Lob der Kapitalismuskritik. Warum der Kapitalismus eine starke Linke braucht. In: *Luxemburg*, Heft 1, S. 18-29

*Christina Kaindl*

## **Pfade der Transformation<sup>1</sup>**

Transformation ist ein relativ neuer Begriff in der linken Theorie- und Strategiebildung. Das Problem, das er zu fassen versucht, ist dagegen alt, mindestens so alt wie der „Revisionismusstreit“: Wie lässt sich der Übergang in eine andere Gesellschaft, eine andere Zukunft denken und gestalten? Woran lässt sich ansetzen, was muss zerschlagen werden, was sind die Elemente einer zukünftigen Gesellschaft, die im Schoße der alten entstehen?

### **Reform und Revolution**

Transformation bearbeitet das Verhältnis von Reform und Revolution. Diese beiden Großtheoreme gesellschaftlicher Veränderung im linken Denken sind beide unterschiedlich, doch gleichermaßen an ihre historischen Grenzen gestoßen. Dabei sollten wir vorsichtig sein, von ihrem „Scheitern“ zu sprechen. Durchaus sind sie gescheitert an ihrem eigenen Anspruch, die Welt auf Dauer und unumkehrbar von Ausbeutung und Unterdrückung zu befreien. Einige Jahrzehnte allerdings haben linke Revolutions- und Reformkonzepte das Leben für einen beträchtlichen Teil der Weltbevölkerung strukturiert, ihren Lebensstandard verbessert, Zugang zu Bildung, Gesundheitsversorgung ermöglicht und auf eine Humanisierung der Arbeit hingewirkt. Beide hatten beträchtliche – unterschiedliche – Kosten, wie eine Externalisierung der gesellschaftlichen wie ökologischen Widersprüche, Ausbeutung der so genannten Dritten Welt und ihrer Bevölkerung, Einschränkung von Menschen- und Freiheitsrechten, eine eigentümliche Mischung von individueller Entwicklungsfreiheit und erwartbaren Lebensläufen, eine Delegation von Handlungsfähigkeit an staatliche Instanzen und Großorganisationen. Gemeinsam war ihnen, dass sie gegen die Kapitalstrategien der Globalisierung und die kulturellen Versprechungen der Individualisierung keine wirksamen Gegenstrategien gefunden hatten, die die sozialen Grundlagen bewahrt hätten. Eine Transformation innerhalb des realexistierenden Sozialismus oder des reformistisch-sozialdemokratischen Projekt, ein Reformismus oder Kommunismus 2.0 sind nicht gelungen. Was vielfach geblieben ist, sind die Ansprüche der Menschen, Erwartungen, was gerecht und ungerecht ist, was gesellschaftlich „zurückgezahlt“ werden sollte für die Bereitschaft zu harter Arbeit. Und die Erfahrung, dass diese Erwartungen im neoliberalen Kapitalismus, im sozialdemokratischen „Neue Mitte“-Projekt und seiner Fortsetzung in Merkels Regierungen permanent verletzt werden.

---

<sup>1</sup> Der Text beruht auf einem Gespräch mit Armen Avanesian auf der Tagung „Richtige Literatur im Falschen II“. Unser Thema lautete: „Futuring oder Akzeleration? Revolutionäre Realpolitik oder forcierte technologische Evolution?“ <http://fbrecht.de/event/futuring-oder-akzeleration-revolutionaere-realpolitik-oder-forcierte-technologische-evolution/>

## Was heißt „Transformation“?

Transformation sitzt als Begriff auf der Schnittstelle von Wünschbarkeiten und Fernzielen einerseits – fast alle linken Organisationen und Cluster haben eine hohe Neigung zu programmatischen Debatten und eine Leidenschaft für Details der Fernziele – und dem Machbaren, Pragmatischen, reinen Durchwurschteln, und damit „verlässlichen“ Veränderungen andererseits. So sehr dieser Streit im Inneren linker Diskussionen als „urlinks“ erscheint, beides – abstrakte Utopien wie die kleinen Reformen – ist auch Teil des bürgerlichen Repertoires: Die Sehnsucht nach dem ganz anderen, das die Jugend zu Widerspruch reizt und bald in Bahnen gelenkt ist. Auch die konkrete Negation, die Kritik, aus der die Geschichte ihre Dynamik erhält. Das „Andere äußert sich in konkreten Alternativen, in kleinen und großen Änderungen. So wie es ist, muss es nicht sein. Man muss nicht befürchten, die Kritik stürbe aus“.<sup>2</sup> „Optimistisch und Zukunftsfroh“ wird an Veränderungen und Verbesserungen gearbeitet, „während gleichzeitig – wie bei einer Wanderdüne – hinter dem Rücken der Beteiligten sich die herrschenden Verhältnisse in neuer und noch schrecklicherer Gestalt wieder einrichten.“<sup>3</sup> Im bürgerlich-romantischen Denken sind Alternativen nur gänzlich anders und daher kaum vorstellbar. Dagegen hilft, nicht nur die konkreten Verhältnisse, die akuten Probleme in den Blick zu nehmen, sondern auch die Voraussetzungen, aus denen sie – immer wieder neu – entstehen.

Links und transformatorisch wird das Denken, wenn die Verbindung von Reformen und grundlegenden Strukturveränderungen hergestellt, mit politischen Strategien und mit der Frage nach eingreifendem Handeln verbunden wird. Veränderung denken, das klingt unspektakulär. Doch unser Denken, auch unsere Fantasien der Aufhebung von Unterdrückung und Ausbeutung, sind notwendig auf dem Boden der heutigen Gesellschaft, Klassenherrschaft und Zeitlichkeit basiert. Unser Verständnis von Zeit als linearer Ablauf ist selbst Teil unserer gesellschaftlich geprägten Denk-Voraussetzung. Wie lässt sich das Andere denken, die bessere Zukunft, weder als Wiederaufruf von Vergangenen, aber eben auch nicht als bloße Fortschreibung/Extrapolation des Gegebenen? Klaus Holzkamp, Begründer der Kritischen Psychologie, bindet die Möglichkeit, die Zukunft nicht nur als Fortsetzung des Bekannten zu denken, an reale Veränderungsperspektiven, an eine wie immer geartete gesellschaftliche Gegenmacht. Nicht unbedingt im Sinne persönlicher Organisation, aber doch „in Richtung“ auf eine kollektive Verfügung über die Lebensbedingungen.<sup>4</sup>

---

<sup>2</sup> Alex Demirovic, Zur Dialektik von Utopie und bestimmter Negation. In: Christina Kaindl (Hg.), *Kritische Wissenschaften im Neoliberalismus*, BdWi Marburg 2005, S. 143-7, hier: S.145.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Vgl. Klaus Holzkamp, 1983: *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt/M. 1983, S. 397ff.

## Kritik des Akzelerationismus

Wenn im Akzelerationismus<sup>5</sup> auf die systemsprengende Kraft der Beschleunigung gesetzt wird, auf die Hoffnung, dass durch Fortschritt die Grundlagen des Kapitalismus verschoben werden können – dann steht in Frage, wie auf diese Weise die Grundlagen des Kapitalismus ange-/begriffen werden. Fortschritt und Beschleunigung steht im Herzen der kapitalistischen Logik, das „akzelerationistische Manifest“ erwähnt es selbst.<sup>6</sup> Finanzgeschäfte werden im Nanosekundentakt abgewickelt; die Produktionsweise betreibt Wertschöpfung in immer kleineren Poren im Arbeitsablauf. Die Akzelerationisten verweisen auf Beschleunigung, „die auch navigiert, die ein experimenteller Entdeckungsprozess in einem universellen Möglichkeitsraum ist“<sup>7</sup> anstelle der stillgestellten politischen Optionen des Neoliberalismus.

Wenn Beschleunigung Strategie wird und die Beschleuniger zum historischen Subjekt – auf welchem Feld, mit welchen Akteuren kann Veränderung stattfinden? Der Aufruf, dass alle programmieren lernen sollen – verbunden mit der Ironie über die veralteten Formen von Flugblättern und Demonstrationen –, um sich die neuen Veränderungsperspektiven in der Beschleunigung zu erarbeiten, schweigt über die Ernährung, auf die die Programmierer angewiesen sind, die öffentlichen Verkehrsmittel, mit denen sie zu ihrer Genossenschaftswohnung kommen, die Produktionsbedingungen ihrer Computer, die Eigentumsverhältnisse der Telefonnetze und Satteliten, über die die Informationen immer schneller kursieren sollen. Ganz abgesehen davon, dass er nicht wirklich ein Konzept von Herrschaft und der Verbindung von wirtschaftlicher und politischer Macht hat, das z.B. darüber informieren könnte, wie die als unzureichend kritisierten Bewegungen der Platzbesetzungen gescheitert sind. Reformismus hat von jeher versucht, sich in Logik und Dynamik des Fortschreitens einzuschreiben. Mit dem Schwung der Dynamik sollen die negativen Folgen der kapitalistischen Produktionsweise beseitigt werden. Gewissermaßen ist der Akzelerationismus die hochtechnologische Entsprechung davon. Doch in den Fortschrittsoptimismus sind so viele Katastrophen eingeschrieben: Benjamin wusste, dass Fortschritt von Anfang an in der Katastrophe gründet. Heute sollte nicht nur die Barbarsierung des Fortschritts im Faschismus uns von einem solchen Fortschrittsglauben abhalten, auch der Umstand, dass mit der neoliberalen Globalisierung Wachstum und Wertschöpfung entkoppelt sind von zunehmender Verfüngung der Menschen über ihre Lebensbedingungen. Die Schere von arm und

<sup>5</sup> Akzelerationismus ist eine neuere Entwicklung der politischen Philosophie, die sich u.a. auf „spekulativen Realismus“ beruft. Im Kern steht der Gedanke, dass der Kapitalismus „mit seinen eigenen Waffen“ geschlagen werden muss: mit Beschleunigung, nicht mit Entschleunigung, mit Technikkompetenz, nicht mit Technikverweigerung, mit einer großen Utopie und Strategie, die den Gesamtzusammenhang in den Blick nimmt, nicht mit lokalen und horizontalen Politiken wie etwas bei Occupy. Vgl. <http://akzelerationismus.de/beschleunigungsmanifest.pdf> und Armen Avanesian (Hg.): #Akzeleration. Berlin 2013.

<sup>6</sup> <http://akzelerationismus.de/beschleunigungsmanifest.pdf>, S. 4.

<sup>7</sup> Ebd.

reich klafft auseinander. Im Bewusstsein schlägt sich das nieder in Hoffnungslosigkeit und Zweifel an der Machbarkeit politischer Veränderung. Kaum jemand glaubt, dass hinter der Fortschrittshetorik ein besseres Leben für die Vielen steht. Die Gewissheit, dass es den Kindern einmal besser gehen wird, ist verloren und das ist ganz realitätsgesättigt. Veränderung muss mehr sein als eine Denksportaufgabe. Es mag nicht ganz falsch sein, wenn akzelerationistisch argumentiert wird, dass die einfache Negation der Beschleunigung den Kapitalismus nicht überwinden wird. Aber ohne (bestimmte) Negation wird es auch nicht gehen. Transformatorischer Fortschritt müsste mit dem ständigen Vorwärtsdrängen brechen und gemeinsame Kriterien, Ansprüche und Bedürfnisse in den Vordergrund stellen. Sie muss sich im Prozess der Veränderung entwickeln und sie braucht sicher mehr und größere Strategie, als die politischen Bewegungen in ihrem Hang zu programmatischen Debatten bisweilen produzieren. Um nicht in die Falle zu gehen, dass mit einem Rezept, das gesättigt ist mit den Erfahrungen und Beschränkungen der Gegenwart, die Zukunft beschränkt wird. Mit der Bewegung, mit dem Beginn von Veränderung wandelt sich das Terrain, verändern sich die Kämpfe, verändern sich auch die Subjekte. Der Horizont verschiebt sich. Der Weg entsteht im Gehen. Die Vorstellung von Befreiung muss sich mit dem Prozess der Kämpfe verändern. „Transformation“ greift auf, dass Veränderungen der Gesellschaft schrittweise, in einem Prozess erfolgen, der mit notwendig beschränkten, reformerischen Schritten im Heutigen beginnen muss, aber die Perspektive einer Befreiung, einer grundlegenden Umgestaltung der zentralen Verkehrsformen, der Art zu leben und zu produzieren bedarf. Die Schritte der Veränderung sind nicht linear, es geht nicht einfach immer weiter auf den besseren Horizont zu, es wird auch ein Bruch notwendig. An welchen Punkten sich die Kämpfe verdichten, ist kaum vorherzusagen; mit großer Wahrscheinlichkeit ist die Gegenwehr aber dort besonders gewaltsam, wo Eigentumsverhältnisse und die politische Macht der führenden Kapitalfraktionen angegriffen werden.

### „Revolutionäre Realpolitik“ (Luxemburg)

Wichtige Paten für die Transformationskonzepte sind Rosa Luxemburg und Antonio Gramsci. Luxemburg will mit dem Begriff der „revolutionären Realpolitik“ Kämpfen um konkrete Verbesserungen mit einer Perspektive über den Kapitalismus hinaus verbinden. „Die proletarische Realpolitik ist aber auch revolutionär, indem sie durch alle ihre Teilbestrebungen in ihrer Gesamtheit über den Rahmen der bestehenden Ordnung, in der sie arbeitet, hinausgeht, indem sie sich bewusst nur als das Vorstadium des Aktes betrachtet, der sie zur Politik des herrschenden und umwälzenden Proletariats machen wird.“<sup>8</sup> Für Rosa Luxemburg war diese Verbindung – in einer Zeit, als Revolutionen in Russland, Deutschland, Italien realistisch erscheinen – noch recht unmittelbar: Der Kampf um den 8-Stunden-Tag, um Sozialreformen, Demokratisie-

<sup>8</sup> Rosa Luxemburg, Karl Marx (1903), in: Dies., *Gesammelte Werke* Bd. I/2, Berlin 1983, S. 374.

rung, wichtige reformistische Kämpfe, sie werden nicht additiv zu „Sozialismus“. Sie müssten sich wie Metallspäne am Magneten der Revolution ausrichten, d.h. sie müssen mit der Perspektive der Überwindung der kapitalistischen Produktionsweise geführt werden. Die Kämpfenden lernen darin Wichtiges: dass Kämpfe erfolgreich sein können, dass sie selbst die Verhältnisse gestalten können und müssen. Heute sind die Kräfteverhältnisse und die Zeitlichkeit zwischen Reform und tatsächlicher Überwindung der kapitalistischen Gesellschaft ganz andere. Die Verbindung mit einer Transformation über den Kapitalismus hinaus<sup>9</sup> muss immer wieder mit den Transformationen des Kapitalismus selbst abgeglichen werden, mit den Bestrebungen, sich Kritik und Innovation einzuverleiben. Die Frage, ob ein Projekt „Einstieg“ in eine Transformation über den Kapitalismus hinaus sein kann, ist schwer am Anfang des Weges zu bestimmen. Einstiegsprojekte werden immer wieder eingehegt. Ob das eine Niederlage ist, die Erschöpfung und Desorganisation nach sich zieht, oder ob daraus Neugruppierung, Bündnisse und ein Zuwachs an Strategien erwächst lässt sich oft nicht im Vorhinein sagen.

Die Occupy-Bewegung wird im Akzelerationistischen Manifest eher als Bewegung naiver Horizontalisten ironisiert, die sich um die Beschaffenheit der Welt zu Gunsten von lokalistischen Kleinräumen nicht wirklich Gedanken machen und die „Konfrontation mit dem Feind“ scheuten. „Der wichtigste Unterschied innerhalb der zeitgenössischen Linken verläuft zwischen Vertretern einer Politik des folkloristischen Lokalismus, der direkten Aktionen und des grenzenlosen Horizontalismus und denen, die eine Politik entwerfen, die als Beschleunigungspolitik bezeichnet werden sollte.“<sup>10</sup> Letztere mit bedingungslosem Grundeinkommen, einer postkapitalistischen Planung, die sich die technischen, noch unerforschten Möglichkeiten erschließt – die Vorschläge formulieren übergreifende Konzepte. Der Weg dahin bleibt rätselhaft: Direkte Aktion, Plakate hochhalten, Marschieren werden als rein selbstbezügliche Handlungen verworfen, neue Strategien würden gebraucht. Medienreform und eine Wiederherstellung der Klassenmacht sei dringlich. Der Vorstellung eines demokratischen Königsweges auf dem Weg zur kollektiven Bestimmung über die Lebensmöglichkeiten erteilen die Akzelerationisten eine Absage: „Geheimhaltung, Vertikalität und Exklusion haben genauso ihren Platz in wirksamer politischer Handlung (wenn auch selbstverständlich keinen ausschließlichen).“<sup>11</sup>

Bei aller Skepsis gegenüber rein lokalistischen Zugriffen wird hier ziemlich kurz gesprungen: Occupy hat ja doch die gesellschaftliche Reichumsverteilung und die Finanzwirtschaft als Triebkraft des globalen neoliberalen Kapitalismus in den Mittelpunkt ihrer Kritik gestellt. Sie begann symbolisch an der

<sup>9</sup> Vgl. Michael Brie (Hg.): *Futuring. Perspektiven der Transformation über den Kapitalismus hinaus*, Münster 2014.

<sup>10</sup> Akzelerationistisches Manifest, a.a.O., S. 5.

<sup>11</sup> Ebd., S. 9. Diese Elemente politischer Organisation werden nicht weiter erläutert. Sie sind wohl als Gegenmodell zum transparenten und demokratischen Organisationsmodell vieler transformatorischer Gruppen, Bewegungen und Organisationen gemeint und wollen vor Naivität warnen.

Wall Street, verband verschiedene Organisationen, Individuen, Intellektuelle, ganz wie es die Akzelerationisten fordern. Occupy ist nicht etwa an der Unattraktivität lokaler Reformbestrebungen eingegangen, sondern von einer hochgerüsteten Polizei von den Straßen und Plätzen gefegt worden. Die Erfahrungen, die dort gemacht wurden, haben viele Menschen verändert. Sie haben dazu beigetragen, dass das Imaginäre vor allem der Jüngeren in den USA wenige Jahre später eine Massenbewegung für eine „politische Revolution“, die Bewerbung eines bekennenden Sozialisten als Präsidentschaftskandidaten umfasste.

### „Stellungskrieg“ (Gramsci)

Der zweite Pate linker Transformationskonzepte ist Antonio Gramsci mit seinem Konzept des „Stellungskrieges“. Angestachelt von der Niederlage der italienischen Kommunisten und dem Aufstieg der Faschisten denkt Gramsci über die Grenzen des Bewegungskrieges, der Strategie einer ruckartigen Eroberung der Macht nach: Die europäischen Kommunisten seien daran gescheitert, dass sie sich zu sehr auf die Machtergreifung im Staat konzentriert haben und nicht gesehen haben, dass ihre Gegenkräfte sich noch in ganz anderen Rückzugsräumen, in anderen „Stellungen“ organisieren: von der ökonomischen Struktur über die Kirchen, Sportvereine, Universitäten. (Auch) Hier gelte es den Kampf aufzunehmen, den „Stellungskrieg“, der nicht mit einem Schwung und einer Front entschieden wird. Dessen Terrain besteht nicht nur aus den verschiedenen Schützengraben, sondern aus dem gesamten Geflecht von Nachschublinien, taktischen Rückzugslinien usw. Die kriegerischen Metaphern sind uns fremd; auch Gramsci betrachtete sie etwas distanziert. Sie sind vor allem dies: Metaphern, die die Herausforderungen verdeutlichen sollen, auch die existenzielle Gefahren.

Linke Politik der Transformation kann als eine Reihe von Stellungskriegen verstanden werden: Das Feld wird nach jedem Kampf neu strukturiert, was gestern noch wie der Einstieg in eine Transformation über den Kapitalismus hinaus erschien, kann heute schon von der Gegenseite angeeignet, zu einer Modernisierungsstrategie geworden sein. Nicht umsonst kennt Gramsci den Begriff des „Transformismus“, der passiven Revolution, in der die Akteure und Topoi der Bewegung von der Gegenseite angeeignet, beigeordnet werden. Kompromisse auf unangetasteter kapitalistischer Grundlage werden geschlossen<sup>12</sup> oder die Felder der Auseinandersetzung verschoben. Doch das gilt auch in die andere Richtung: Was gestern noch lokalistisch aussah, kann das Feld verschoben haben, Nachahmer gefunden haben, den Horizont für neue Forderungen geöffnet haben und Menschen herausgebildet haben, die bereit sind, die Führung zu übernehmen.

Übergänge können nicht abstrakt definiert werden, auch Einstiegsprojekte sind nicht objektiv, sondern werden dazu durch Verbindung der Akteure. Es braucht auch ein Verständnis der Handlungsformen der Übergänge – wie

<sup>12</sup> Luc Boltanski und Eve Ciapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2003.

werden grundlegend andere gesellschaftliche Formen denkbar, wünschbar, wie verändern sich die Menschen in den Auseinandersetzungen?

„Der ‚Kollektivwille‘ von Unten ‚bildet‘ sich nicht einfach, er wird organisiert, gewebt, Interessen und Individuen, Gruppen und Diskurse werden verbunden, Repräsentationen geschaffen. In die Form der Organisation gebracht, verfügt er über erweiterte Handlungsmacht.“<sup>13</sup> Wer kann diese Verdichtung leisten? Gramsci hat den Begriff der „gesellschaftlichen Partei“: das sind die Kräfte der Gesellschaft, die gegen die Block an der Macht stehen, die als Strömung und ganz unterschiedliche Akteure nebeneinander wirken. Sie könnten Verdichtungen und (Gegen-)Hegemonien bilden – wenn eine Organisation gelingt. Selbst ausgesprochene „Anti-Parteien“ können dazugehören.<sup>14</sup> Der Blick wird verstellt durch unterschiedlichen (Organisations-)Kulturen, politische Traditionen und „issues“, um die herum organisiert wird. „[S]jektiererisches Denken ist dasjenige, das einem nicht erlaubt zu sehen, dass die politische Partei nicht nur die technische Organisation der Partei selbst, sondern der ganze aktive gesellschaftliche Block ist [...]“.<sup>15</sup>

## Politische Aufgaben

Die Herausforderung für linke Politik, auch für die LINKE Partei: in diesem Sinne Verbindungen der Akteure herzustellen, das Feld zu organisieren, ohne es zu dominieren. Mimmo Porcaro hat den Begriff der „verbindenden Partei“ gefunden. DIE LINKE bzw. ihre Vorsitzenden haben ihn sich zu Eigen gemacht.<sup>16</sup> DIE LINKE muss Formen finden, mit denen die durch die Agenda 2010 Politik entstandenen und vertieften Spaltungen – etwa der Beschäftigten in exportorientierten Kernbelegschaften und dem Niedriglohn, zwischen Erwerbslosen und Beschäftigten, quer durch die Prekären mit unterschiedlichem sozialen Kapital – bearbeitbar gemacht werden können. Dabei geht es darum, gemeinsame Interessen und Perspektiven deutlich zu machen, Forderungen, um die gemeinsam gekämpft werden kann. Dabei geht es nicht nur um die Formulierung „richtiger“ Forderungen, sondern auch darum, Praxis zu entwickeln: die eigene Politik stärker auf Organisieren und die Selbstorganisation von Betroffenen auszurichten. Und wo sie bestehen, sich mit den Auseinandersetzungen zu verbinden und gemeinsame Strategieentwicklung anzubieten. Dass Menschen ihre Handlungsfähigkeit entwickeln und sich selbst als „geschichtsmächtig“ erleben, kann nicht per Deklamation geschehen oder (nur) als Bildungsauftrag verstanden werden. Der Zusammenhang von großen und kleinen Fragen muss

<sup>13</sup> Christina Kaindl und Rainer Rilling: „Eine neue gesellschaftliche Partei? Linke Organisation und Organisation“, in: LuXemburg Heft 4/2011, S. 16-27.

<sup>14</sup> Antonio Gramsci: Gefängnishefte, Hg. von Klaus Bochmann und WF Haug, Hamburg 1991, S. 1715.

<sup>15</sup> Ebd., S. 1774.

<sup>16</sup> Katja Kipping und Bernd Riexinger (2013): Verankern, verbreiten, verbinden. <https://www.die-linke.de/partei/parteientwicklung/projekt-parteientwicklung/texte/verankern-verbreiten-verbinden/>

von den Akteuren selbst erlebt, durchdacht und entwickelt werden. Deshalb entwickelt DIE LINKE etwa Modellprojekte in so genannten Sozialen Brennpunkte, schafft Verbindung mit gewerkschaftlichen Kämpfen in und am Rande des Niedriglohns. Am Gesundheitswesen lässt sich der Zusammenhang von ungerechter Finanzierung des (Sozial)Staates, Privatisierung der öffentlichen Daseinsvorsorge, schlechten Arbeitsbedingungen und erodierender Versorgung der Bevölkerung zeigen – und bekämpfen. Keine dieser Auseinandersetzungen ist ein „Hebel“, keiner kann für das Ganze stehen. Aber noch immer gilt Luxemburgs Erkenntnis, dass in Einstiegsprojekten um die Verbesserung des alltäglichen Lebens die Akteure lernen können, wie sich die eigene Macht anfühlt, wie sich die Gegenkräfte formieren, wie Verbindungen geknüpft werden können. Die Herausforderung besteht darin, dass die Auseinandersetzungen nicht isoliert bleiben, sondern eine organische Plattform entsteht, mit der sie politische Macht und Durchsetzung erhalten. Die Zukunft kommt nicht auf uns zu, wir bewegen uns auf sie zu, indem wir uns bewegen.

## Finanzkrise! Systemkrise! Allgemeine Krise des Kapitalismus?

**Mit Beiträgen von Wolfram Elsner:** Finanzkrise, Systemkrise – und welches Ende der Geschichte? ☆ **Andreas Fisahn:** Krise der Demokratie – Demokratie in der Krise ☆ **Paul Mason (GB):** »Der Kapitalismus ist ein komplexes, anpassungsfähiges System, das jedoch an die Grenzen seiner Anpassungsfähigkeit gestoßen ist.« ☆ **Thomas Kuczynski:** Eugen Vargas Begriff »allgemeine Krise des Kapitalismus« ☆ **Wolf-Dieter Gudopp von Behm:** Überlegungen zum Charakter der Allgemeinen Krise des Kapitalismus

**Weitere Themen:** Die SED-Gründung in heutiger Sicht, *Günter Benser* | Revolutionsstrategien der schlesischen Demokraten 1848/49, *Walter Schmidt* | Beccarias Beitrag zur Zivilisierung des europäischen Rechtswesens, *Hans-Otto Dill* | Zur Bedeutung der portugiesischen Verfassung, *Jeronimo de Sousa (PCP)* | Aktuelles: Türkei, *Murat Cakir*; Frankreich, *Georg Polikeit*; Bewegung gegen TTIP, *Jürgen Maier*; Österreich, *Anne Rieger*; US-Wahlen, *Ed Grystar*; Parteitag in Cuba, *Günter Pohl*



Einzelpreis 9,50 €  
Jahresabo 48,00 €  
ermäßigtes Abo 32,00 €

**Neue  
Impulse  
Verlag**

Hoffnungstraße 18  
45127 Essen  
Tel. 0201 | 23 67 57

*Michael Zander*

## **Wer gegen wen und wofür?**

### **Ein Kommentar zur Transformationsforschung der Rosa-Luxemburg-Stiftung**

„Eine entscheidende Frage gesellschaftlicher Veränderung ist und bleibt die Eigentumsfrage. Wirtschaftliche Macht bedeutet auch politische Macht. Solange die Entscheidungen großer Unternehmen sich an den Renditewünschen statt am Wohl der Allgemeinheit orientieren, ist Politik erpressbar (...). Eine (...) demokratische Gesellschaft erfordert, dass die ökonomische Macht derer, die an Armut, Ausbeutung, Naturzerstörung, Rüstung und Kriegen verdienen, zurückgedrängt und überwunden wird. (...) Wir wollen eine radikale Erneuerung der Demokratie, die sich auch auf wirtschaftliche Entscheidungen erstreckt und sämtliche Eigentumsformen emanzipatorischen, sozialen und ökologischen Maßstäben unterwirft.“ So steht es im Programm der Partei Die Linke.<sup>1</sup> Die Partei, heißt es, „kämpft in einem großen transformatorischen Prozess gesellschaftlicher Umgestaltung für den demokratischen Sozialismus des 21. Jahrhunderts“.

Die Frage, wie dieser „transformatorische Prozess“ näher zu charakterisieren sei, beantwortet das an der parteinahen Rosa-Luxemburg-Stiftung (RLS) angesiedelte Institut für Gesellschaftsanalyse mit seinem Ansatz der „Transformationsforschung“, zu dem mittlerweile eine umfangreiche Literatur vorliegt. Der vorliegende Beitrag diskutiert einige Aspekte dieser Transformationsvorstellungen anhand ausgewählter Beiträge; ein Anspruch auf Vollständigkeit wird nicht erhoben. Zentrale Gedanken werden u.a. in den politischen Grundsatzreden der Parteivorsitzenden Katja Kipping und Bernd Rixinger aufgegriffen (s.u.).

## **1. Krisendiagnose und Transformationsszenarien**

Mit dem Begriff der Transformation bezieht sich Dieter Klein (2013, 2014) auf höchst unterschiedliche gesellschaftliche Prozesse, einerseits auf den Übergang osteuropäischer Staaten zum Kapitalismus, andererseits auf den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Im Gegensatz dazu soll nun eine langfristige „zweite große Transformation“ zu einer „solidarischen und gerechten Gesellschaft im Einklang mit der Natur“ (Klein 2014, 102) führen. Dieser „großen“ Transformation geht eine „kleine“ voraus, die noch innerhalb des Kapitalismus verbleibt und deren Notwendigkeit sich für Klein zum einen aus der jüngsten Weltwirtschaftskrise ergibt, zum anderen aus der Bedrohung der natürlichen Lebensgrundlagen sowie aus dem Erfordernis, die Art der globalen Energiegewinnung umzustellen. Der Begriff wird also für Systembrüche wie für Veränderungen innerhalb des Kapitalismus verwendet.

---

<sup>1</sup> [https://www.die-linke.de/fileadmin/download/dokumente/programm\\_der\\_partei\\_die\\_linke\\_erfurt2011.pdf](https://www.die-linke.de/fileadmin/download/dokumente/programm_der_partei_die_linke_erfurt2011.pdf)

Ausgangspunkt der Transformationsszenarien der RLS, die sich vorwiegend auf Entwicklungsrichtungen des Kapitalismus in der BRD und über ihn hinausweisende Tendenzen beziehen, ist die seit 2007 anhaltende Weltwirtschaftskrise, die in eine Reihe mit den „organischen“ Krisen des Kapitalismus gestellt wird, die 1873 bzw. 1929 begannen. „Transformation kapitalistischer Gesellschaften“, schreibt Mario Candeias, „meint dabei zunächst eine Veränderung aller gesellschaftlichen Verhältnisse. (...) Unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen und Klassenfraktionen formieren sich in Auseinandersetzung mit anderen zu neuen gesellschaftlichen Blöcken (...) um konkrete strategische Projekte herum.“ (Candeias 2014, 304f, vgl. Klein 2013, 34ff)

Analysiert werden sollen „vier im Entstehen begriffene konkurrierende strategische Projekte – kein Szenario, wie es künftig aussehen könnte, sondern ein Versuch der Bestimmung empirischer Tendenzen“ (Candeias a.a.O.). Diese sind:

- Autoritärer Neoliberalismus und restriktive Austeritätspolitik, getragen von Finanzkapital und Kapitalfraktionen, die auf fossile Energieträger setzen.
- Grüner Kapitalismus, getragen von Kapitalfraktionen aus dem Bereich nicht-fossiler Energien und unter Einbindung von Gewerkschaften und Bündnis90/Die Grünen.
- Sozial-libertärer Green New Deal mit mehr öffentlichen Investitionen und Finanzmarktregulation im Interesse des am Binnenmarkt orientierten Kapitals.
- Grüner Sozialismus, mit Wirtschaftsdemokratie und „grün-sozialistischer Reproduktionsökonomie“, getragen allein von einer „Mosaik-Linken“ (s.u.).

Candeias räumt ein, dass der Green New Deal unwahrscheinlich und der Grüne Sozialismus nur eine „politische Interventionsstrategie“ ist. Die nähere Bestimmung des Transformationsprozesses bleibt in der hier besprochenen Literatur weitgehend vage. Die Linke, heißt es etwa, müsse „Umriss möglicher Transformationspfade, Kippunkte, Brüche und Übergänge ausarbeiten“ (Rilling 2014, 43). Die Datengrundlage und Methode für die Identifizierung der genannten Trends bleiben unklar. Klaus Steinitz vermerkt unter anderem, dass Konsequenzen der neoliberalen Globalisierung im Szenario-Ansatz der Stiftung zwar aufgegriffen würden, aber „hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit ihres Eintretens“ nicht ausreichend bewertet worden seien (Steinitz 2015, 46). Ergänzen ließe sich, dass die Grundstrukturen und Entwicklungstendenzen der Wirtschaft und Kapitalverwertung ebenso wie der Produktivkraftentwicklung stärker zu berücksichtigen wären, etwa hinsichtlich der Digitalisierung oder Produktivitätssteigerung (vgl. Klein 2013, 68f).

## **2. Mosaik-Linke und Mitte-Unten-Bündnisse**

Die Frage, wer die von der Linken gewünschte Transformation durchsetzen solle, beantwortet die RLS politisch und soziologisch. Von Hans-Jürgen Urban übernimmt sie das Konzept der „Mosaik-Linken“ (vgl. Candeias 2010). Diese „müsste neben den Gewerkschaften die globalisierungskritischen Be-

wegungen, weitere Nichtregierungsorganisationen, die diversen sozialen Selbsthilforganisationen und nicht zuletzt die kritischen Teile der kulturellen Linken, also Wissenschaftler, Intellektuelle und andere umfassen“ (Urban 2009, 77). Eine „neue Kultur der wechselseitigen Toleranz und der Akzeptanz“ müsse die „Schlüsselressource eines solchen Bündnisses darstellen“ (ebd., 78); wie ein „Mosaik seine Ausstrahlungskraft als Gesamtwerk entfaltet, obwohl seine Einzelteile als solche erkennbar bleiben, könnte eine neu gegründete Linke als Kollektivakteur wahrgenommen und geschätzt werden“ (ebd.). Zusammengehalten werden soll das Mosaik durch gemeinsame „Einstiegsprojekte“ (s.u.).

Michael Brie und Cornelia Hildebrandt betonen die Notwendigkeit einer Klassenanalyse und greifen insbesondere auf die Milieutheorie des Arbeitskreises um Michael Vester zurück. Die „horizontale Differenzierung“ unter den abhängig Beschäftigten beschreiben sie so: „Den einen gelingt es, Einkommen, Bildung, Status und soziale Sicherheit zu verbessern. Sie verfügen über global gefragte Qualifikationen, arbeiten in Kernsektoren der boomenden deutschen Exportindustrien oder sind im höheren öffentlichen Dienst tätig. Andere kämpfen um die Aufwertung ihrer Löhne und Arbeitsbedingungen, um bescheidenen Wohlstand. (...) Wieder andere (...) sind das Dienstleistungsproletariat – sie putzen und lagern, transportieren und bewachen, liefern aus, räumen ein und kassieren in den Discountern, sie kellnern und erledigen die Routinearbeiten des digitalen Zeitalters.“ (Brie/Hildebrandt 2015) Klein spricht von Unten-Mitte-Bündnissen, die aus einer „sozial-libertären Mittelschicht“, „bedrohten Kernbelegschaften“ und „subproletarischen Gruppen“ bestehen (vgl. Klein 2013, 163). Ungeachtet dessen vermisst man allerdings eine systematische Sozial- und Klassenstrukturanalyse. Weitgehend unklar bleibt, gegen welche Interessenlagen und Koalitionen die „strategischen Projekte“ und die erwarteten gesellschaftlichen Veränderungen durchgesetzt werden müssen. Untersuchungen zu den Verflechtungsstrukturen von Kapital und Staat, zu den Macht- und Herrschaftsapparaten einschließlich der ideologischen Apparate (Medien z.B.) fehlen weitgehend. Linke nehmen Brie und Hildebrandt anscheinend nur in der „Mitte“ wahr. „Viele Linke leben selbst in Milieus der gehobenen Mittelschichten. Dies macht blind, verführt oder korrumpiert sogar. Wie sozial gemischt sind zum Beispiel die Freundeskreise dieser Linken?“ Ihnen wird empfohlen, „den Blick von unten zu trainieren“.

Dass es das Phänomen gibt, ist unbestritten (vgl. Merkel 2016), aber die Art der Beschreibung zeigt eine starke Identifikation mit den akademischen Mittelschichten. Linke, die den „Blick von unten“ nicht trainieren müssen, weil sie ihn aus ihrer Alltagserfahrung kennen, kommen nicht vor. Verstärkt wird dieser Eindruck, wenn das „Unten“-Lager hinsichtlich seines Wahlverhaltens als problematisch dargestellt wird – seine Mitglieder wählen nicht oder wählen angeblich rechts (vgl. Brie 2014b, 173). Teile der Mittelschichten könnten ebenfalls als politisch unzuverlässig betrachtet werden: Sie wählen FDP, AfD und Grüne oder plädieren für Bürgerbeteiligung (Brangsch 2016, kritisch dazu: Wagner 2016), und eine „Teilhabegesellschaft“ (s.u.).

Nichts gegen Bündnisse mit der Mittelschicht, aber man muss deren Einfluss begrenzen. Erfolgreich war die Partei unter Arbeitslosen und abhängig Beschäftigten mit geringen Einkommen zu ihren Anfangszeiten, als sie mit deutlichen Worten Hartz IV und Sozialabbau angriff und konfrontativ gegenüber allen Parteien und insbesondere SPD und Grünen auftrat. Es mag sein, dass dieser Erfolg nicht zu wiederholen ist. Jedenfalls haben die Lager „Unten“ und „Mitte“ tendenziell unterschiedliche Probleme und Interessen, und das eine wird nicht aktiv werden, solange das andere die Forderungen und den Diskurs bestimmt.

Die „Mosaik-Linke“ beschreibt einen Kooperationsmodus, die Notwendigkeit von deutlichen Abgrenzungen bleibt jedoch unterbelichtet. Ebenso unterbelichtet bleibt, aus welchen Elementen das Mosaik eigentlich genau bestehen soll. Die Partei Die Linke habe sich, so die Einschätzung Urbans (2010), erfolgreich als „Sammlungsbewegung der Krisenopfer“ im Parteiensystem etabliert, mit der Rolle eines „Motors“ kapitalismuskritischer Bewegungen sei sie derzeit jedoch überfordert. Im Rahmen einer Mosaik-Linken kämen ihr drei Funktionen zu: Erstens als „Vetospierer“ gegen „finanzmarktkapitalistische Zumutungen“, zweitens als parlamentarische Kraft für außerparlamentarische Bewegungen, drittens als Ideengeberin für diese Mosaik-Linke. Die Partei müsse sich, so Urban weiter, „in ihrer Parlaments- und Regierungsarbeit der zu beobachtenden Verselbstständigung des politischen Systems und seiner Abschottung gegenüber der Gesellschaft entgegenstemmen“ (ebd.). Wie das gehen soll, bleibt unklar, solange die Partei für Koalitionen auf die SPD angewiesen ist, die, wie Urban selbst sagt, in einer Sackgasse gelandet ist, ohne Aussicht auf Verwandlung in eine kapitalismuskritische Kraft. Klein setzt auf eine rot-rot-grüne Koalition bei einer „gravierenden Veränderung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse nach links“ (Klein 2013, 89). Woher diese Veränderung kommen soll, bleibt ebenso offen wie die Frage, warum sich SPD und Grüne grundsätzlich ändern sollten. Bis jetzt ist die Linkspartei eher geschwächt aus Koalitionen auf Landesebene hervorgegangen.

### **3. Linke Parteien für die EU und gegen das Kapital?**

Erstaunlicherweise kommen linke Parteien in der Literatur zur Transformationsforschung eher selten vor. Die „Krisen führen heute (...) zu neuen Protest- und Teilnehmungsformen“ sowie zu „vielfältigen Suchprozessen von gesellschaftlichen Bewegungskräften, von kommunalen Bewegungen und überregionalen Bürgerinitiativen, von Aktivitäten der Nichtregierungsorganisationen, aber auch von kritischen Intellektuellen und Journalisten, Teilen des Unternehmertums und selbst von aufgeschlossenen Kreisen im politisch-administrativen System“ (Reißig 2014, 83).

Die parteipolitischen Optionen scheinen eher als begrenzt wahrgenommen zu werden. Katja Kipping und Bernd Riexinger (2015) reden vom „endgültigen Scheitern aller rot-grünen Vorstellungen von kosmetischen Veränderungen im Rahmen des Bestehenden“; SPD und Grüne „sind von sozialer Gerechtigkeit

derzeit weiter entfernt als je zuvor, es gibt kein linkes Lager der Parteien mehr“ (Kipping & Riexinger 2016). Sie setzen einerseits auf ein neu zu schaffendes „Lager der Solidarität“, andererseits auf einen „grundlegenden Kurswechsel bei SPD und Grünen“. Letzteres klingt eher unrealistisch, bereiten sich Bündnis90/Die Grünen doch derzeit auf eine mögliche Koalition mit CDU/CSU vor.

Cornelia Hildebrandt (2015) konstatiert eine Zersplitterung der Linksparteien und zählt die deutsche Linke zu den „linkslibertären Parteien mit sozialökologischem Anspruch“, die im Euro verbleiben wollen (Hildebrandt 2015, 204). Die strategischen Überlegungen, die sie aus der Niederlage von Syriza ableitet, sind überraschend: „Es kommt jetzt gerade darauf an, in den wirtschaftlich-politisch starken Ländern der EU die nationalen Mehrheitsverhältnisse zu verändern, um von dort aus auch die europäische Politik zu verändern.“ (Ebd., 214) Überraschend ist diese These aus zwei Gründen: Zum einen sind Widerstandsbewegungen gerade in den politisch-ökonomisch starken Ländern weniger wahrscheinlich, zum anderen wird damit den Linksparteien dieser Länder, zum Beispiel Deutschlands, implizit eine Führungsrolle zugeschrieben. Insgesamt schätzt Hildebrandt die europäische Linke als eher schwach ein, Transformation wäre für deren Politik wohl ein eher zu großes Wort.

Zwar ist viel vom Konfliktpotenzial kapitalistischer Gesellschaften die Rede, nur werden die Konflikte wie die Akteure – etwa die großen Konzerne und ihre Interessenpolitik – selten konkret benannt.

Unter den Ausnahmen ist besonders Judith Dellheims Aufsatz (2014) über die europäischen Kapitaloligarchien hervorzuheben. Die Autorin schätzt die Spielräume der Linken als eher gering ein und plädiert zunächst für eine Konzentration auf Abwehrkämpfe gegen Verschlechterungen. Recht unvermittelt skizziert sie dann eine langfristige Perspektive. Es müssten „die Netzwerke der Eliten demontiert, das Finanzkapital ‚seziert‘ und tatsächlich vergesellschaftet werden. Das setzt deutlich veränderte Machtkonstellationen voraus (...). Sie wären die Bedingung dafür, dass koordiniert handelnde staatliche und EU-Institutionen zustande kommen, die eine sozialökologische Transformation befördern. Allerdings müssten zunächst die bisherigen zivilen Institutionen, die Wirtschafts- und Währungsunion erhalten und eine Wirtschaftsregierung geschaffen werden.“ (Dellheim 2014, 363) Mit Blick auf das Schicksal Griechenlands fragt man sich jedoch, wer bis dahin den Preis für eine von Deutschland dominierte EU zu zahlen hat. Aufstieg und Niederlage von Syriza haben zumindest zweierlei gezeigt: Zum einen können besondere Umstände die politische Landschaft umpflügen und es einer linken (und über lange Zeit eher unbedeutenden) Partei ermöglichen, beachtlichen gesellschaftlichen Einfluss zu gewinnen und stärkste Regierungspartei zu werden. Die im Mosaik-Konzept beklagte „Zersplitterung der Linken“ im Land war jedenfalls nicht Syrizas Hauptproblem. Zum anderen wurde offensichtlich, dass der europäischen Linken bislang die Mittel fehlen, um gegenüber dem Kapital internationalistisch handeln zu können. Der vielleicht einzige Mobilisierungserfolg waren die Proteste gegen die Europäische Zentralbank im März 2015.

#### 4. „Einstiegsprojekte“ und Ziele

Generell besteht ein großer Widerspruch zwischen den in der Literatur skizzierten weitreichenden Transformationsvorstellungen einerseits und den relativ begrenzten mittelfristigen strategischen Optionen der Linken andererseits. Verschärft wird dieser Widerspruch, wenn von den so genannten Einstiegsprojekten die Rede ist. „Einstiegsprojekte“, schreibt Lutz Brangsch (2014, 379), „müssen dadurch gekennzeichnet sein, dass sie die gebotenen Möglichkeiten des bürgerlich-demokratischen Systems nutzen und sie zugleich kritisieren, indem sie sie zu sichtbaren radikaldemokratischen Konsequenzen treiben. Insofern verstehe ich Demokratisierung auch als ‚Achse der Transformation‘.“ Als ein Beispiel nennt Brangsch den von der in Berlin mitregierenden PDS ins Leben gerufenen Öffentlichen Beschäftigungssektor (ÖBS). Es handelte sich um ein Arbeitsbeschaffungsprojekt. Im Rahmen des ÖBS wurden Stellen für Erwerbslose geschaffen, indem der Senat das Arbeitslosengeld und/oder andere Leistungen auf minimal 1.300 Euro aufstockte. Brangsch (ebd., 381) schreibt dazu: Der ÖBS stand „unter Kritik von links wie auch unter Beschuss von rechts (...). Die Befragungen in ÖBS-Projekten ergaben aber generell eine hohe Zustimmung (...) seitens der Betroffenen. Neben der Stärkung des Selbstwertgefühls stand aber auch das Empfinden, vom ‚Amt‘ abhängig zu sein. (...) Obwohl mit dem ÖBS ein ganzes Bündel von Problemen (...) sichtbar wurde, fehlte in der politischen Landschaft die Fähigkeit, diese in wirksame politische Veränderungen umzusetzen.“ Angesichts dessen scheint die Charakterisierung als Einstiegsprojekt in eine Transformation, die irgendwann zum Sozialismus führen soll, als wohl doch etwas zu hoch gegriffen. Hier zeigt sich die Begrenztheit und Ambivalenz solcher Reformvorschläge, die nicht aus sich heraus, sondern nur im Kontext einer Gesamtbewegung zu Elementen einer progressiven Gesellschaftsveränderung werden können.

Das gilt auch für andere Einstiegsprojekte, die hier hier nur in Stichpunkten genannt seien: Vermögensabgabe und temporäre Millionärssteuer, Einführung einer BürgerInnenversicherung, einschließlich Gesundheit und Pflege, 30-Stundenwoche, Rekommunalisierung der Stadtwerke, erweiterte betriebliche Mitbestimmung, Rüstungskonversion, Auflösung der NATO (vgl. Institut für Gesellschaftsanalyse 2011, Klein 2013, 196ff). Die entscheidende Frage in allen Fällen bleibt die nach den gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen, die die ange-deuteten Reformschritte ermöglichen und in eine Richtung lenken können, die sie zu Ausgangspunkten weitergehender Veränderungen machen können. Die antimilitaristischen Ziele werden übrigens von Teilen der eigenen Partei, dem Forum Demokratischer Sozialismus, konterkariert. Moritz Kirchner und Christopher Neumann (2016) fordern eine „gemeinsame Europäische Armee“ als „Schule europäischer Identität“, da bloße Landesverteidigung einem „kognitiven Nationalismus“ verhaftet sei.

Die verschiedenen Ziele der „Einstiegsprojekte“ müssten stärker nach ihrer zeitlichen Priorität, Verwirklichungswahrscheinlichkeit und Bündnispartnern gegliedert werden. Forderungen nach einer „solidarischen Teilhabegesellschaft“ (Reißig 2014, 77) bleiben Schlagworte und bedürften einer Abgren-

zung gegenüber ähnlichen Termini „grüner“ Politik (vgl. Heinrich-Böll-Stiftung 2015).

Der Sozialismus, verstanden als langfristig anzustrebendes ökonomisch-politisch egalitäres Gesellschaftssystem, wird in der Literatur zur Transformationsforschung stark relativiert. Klein (2013, 16) begreift Sozialismus „nicht als ein fertiges ganz anderes Gesellschaftssystem“, sondern nennt ihn ein „Wertsystem“ und unter Berufung auf Karl Polanyi eine „Tendenz“, die in Europa „stets mit christlichen Traditionen“ (Polanyi) verbunden gewesen sei. Die abstrakte, rein normative Bestimmung des Sozialismus als „gerechte Gesellschaft des inneren und äußeren Friedens im Einklang mit der Natur“ entzieht sich der Frage nach den Strukturmerkmalen und den Widersprüchen sozialistischer Gesellschaften – etwa zwischen Naturschutz und notwendigen Produktivitätsfortschritten. An anderer Stelle ist von einer Bewegung die Rede, die „die Gesellschaft ein Stück menschlicher und solidarischer“ mache (Klein 2013, 122). Dieses Verständnis von Sozialismus ist allein deshalb problematisch, weil in ihm nichts Kämpferisches oder auch nur Konfrontatives anklingt.

## **5. Terminologie und Sprache: Per Revolution zum Infrastruktursozialismus?**

Die Sprache von Analysen sollte im Idealfall präzise, verständlich und anziehend sein. In der Literatur der Transformationsforschung scheint sich ein bestimmter Stil herausgebildet zu haben, der diese Kriterien nicht immer erfüllt. Die folgenden Beispiele sollen nur das Problem verdeutlichen, nicht die jeweiligen Autoren vorführen.

Unter dem Anglizismus „Futuring“ versteht Rainer Rilling im gleichnamigen Band *Zukunftsgestaltung* (vgl. Rilling 2014, 25). Keiner der folgenden Beiträge bezieht sich aber explizit darauf. In den Texten finden sich zahlreiche Aufzählungen, die redundant und vage bleiben. Es geht beispielsweise um „individuelle Verfügungs-, Teilhabe- und Emanzipationsmöglichkeiten“ (ebd., 67), um „soziale Teilhabe und demokratische Teilnahme“ (Reißig 2014, 73) sowie um „soziale Teilhabe- und demokratische Beteiligungs- und Lebensweiseformen“ (S. 86). Zukunft beschreiben könne man durch „Sprechen, Texte, Bilder, Hoffnungen, Wünsche, Träume, durch Vorstellungen, Diskurse, Simulation, Imagination oder Spiel, aber auch durch Kritik, Visionen (...), Utopien (...), Dystopien, Katastrophen, Apokalypsen“ (Rilling 2014, 42f.).

Ein anderes, offenbar bewusst eingesetztes Stilmittel besteht darin, Neologismen zu verwenden oder bereits bekannte Begriffe mit neuer Bedeutung zu versehen oder in einen ungewohnten Zusammenhang zu stellen. Das bereits erwähnte „Futuring“ ist ein Beispiel dafür. Als „Infrastruktursozialismus“ bezeichnet Bernd Riexinger eine „öffentliche soziale und bedarfsorientierte Infrastruktur für gute Bildung, Gesundheitsversorgung, Pflege, Mobilität, Energieversorgung und Wohnen für alle“ (Riexinger 2015). Dies waren einmal im guten Sinne klassisch-sozialdemokratische Forderungen. Es sollte aber dazugesagt werden, welche weitgehenden Veränderungen notwendig wären, um ihre Verwirklichung zu ermög-

lichen. Einerseits ist es zu begrüßen, wenn der lang gebrandmarkte Begriff des Sozialismus in der politischen Sprache rehabilitiert wird, andererseits riskiert man eine Beliebigkeit der Sprache und eine Schwächung des Ausdrucks. Bekanntlich bedeutet Sozialismus Kollektiveigentum der Produktionsmittel in den Händen der bisher (potentiell) abhängig Beschäftigten, was hier allerdings nicht gemeint zu sein scheint. Ähnlich verhält es sich mit der „Revolution für soziale Gerechtigkeit und Demokratie“, die Katja Kipping und Riexinger fordern. Auch hier wird Richtiges formuliert. „Wir sind uns bewusst, was ‚soziale Revolution‘ bedeutet: radikale Umwälzung der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse und aller gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen Menschen ausgebeutet, erniedrigt und unterdrückt werden. Eine solche Umwälzung steht in Deutschland derzeit nicht auf der Tagesordnung.“ (Kipping/Riexinger 2016). Trotzdem halten sie fest: „Eine Revolution für soziale Gerechtigkeit und Demokratie fängt an mit einer Kampfansage an die Wenigen, die unermesslichen Reichtum, Vermögen und Macht auf Kosten der Mehrheit der Menschen angehäuft haben. Wir nennen die Namen derjenigen, die von prekärer Arbeit, Armutslöhnen, steigenden Mieten und Pflegenotstand in den Krankenhäusern profitieren.“ (Ebd.) Inhaltlich umfasst diese „Revolution“ insbesondere eine Umverteilung im Sinne des Infrastruktursozialismus, zugunsten von Armutsbekämpfung und sicheren Arbeitsverhältnissen. Eine „Kampfansage“ an die Verantwortlichen ist allerdings nur ein erster Schritt, leitet aber noch keine „Revolution“ ein. Es besteht die Gefahr, dass solche großen Begriffe nicht ernst genommen werden und – im ungünstigen Fall – von enttäuschten Wählerinnen und Wählern als bloße Propaganda wahrgenommen werden.

## 6. Fazit

Friedrich Engels empfahl einmal, die Mittel zur Beseitigung gesellschaftlicher Missstände „nicht etwa aus dem Kopfe zu *erfinden*, sondern vermittelst des Kopfes in den vorliegenden materiellen Tatsachen der Produktion zu *entdecken*“ (MEW 19, 210). In gewisser Weise folgt die Transformationsforschung diesem Rat, indem sie versucht, Entwicklungstendenzen des Kapitalismus zu identifizieren, um daraus Verwirklichungschancen für den „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“ abzuleiten. Engels hatte die großen und konfliktreichen Vergesellschaftungstendenzen des Kapitalismus im Auge. Für ihn lag, wie Brecht es ausgedrückt hat, die Hoffnung in den Widersprüchen. Wünschenswert wäre, dass gerade diese Widerspruchskonstellationen in ihrer ganzen Vielfalt und Kompliziertheit ausgeleuchtet würden. Datengrundlagen und Methoden der Konstruktion von Szenarien müssten ausführlicher dargestellt bzw. stärker ausgearbeitet würden, wenn Szenarien und Zielvorstellungen wären hinsichtlich ihrer Realisierungschancen nüchterner zu bewerten. Das setzt aber voraus, dass die Macht- und Herrschaftsverhältnisse dieser Gesellschaft gründlich unter die Lupe genommen werden.

## Literatur

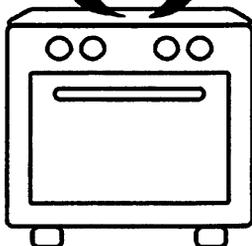
Brangsch, L. (2014): Transformationsprozesse und ihre Politisierung in Einstiegsprojekten. In M. Brie (Hrsg.), *Futuring* (368-391), Münster.

- Brangsch, L. (2016): Bürgerbeteiligung als Neuvermessung des Demokratischen. In A. Demirović (Hrsg.), Transformation der Demokratie – demokratische Transformation (84-103). Münster.
- Brie, M. (Hrsg.) (2014a): Futuring. Perspektiven einer Transformation im Kapitalismus und über ihn hinaus. Münster.
- Brie, M. (2014b): Die „Produktivität“ des Kapitalismus und die Optionen der Linken. Z – Zeitschrift Marxistische Erneuerung, 100, 170-175
- Brie, M./ Hildebrandt, C. (2015): Solidarische Mitte-Unten-Bündnisse. Luxemburg, 2/2015, <http://www.zeitschrift-luxemburg.de/solidarische-mitte-unten-buendnisse/>
- Candeias, M. (2010): Von der fragmentierten Linken zum Mosaik. Luxemburg, 1/2010, 6-17.
- Candeias, M. (2014): Szenarien grüner Transformation. In M. Brie (Hrsg.), Futuring (303-331), Münster.
- Dellheim, J. (2014): Kapitaloligarchien und Transformation. Zur Entwicklung der Europäischen Union. In M. Brie (Hrsg.), Futuring (332-367), Münster.
- Engels, F. (1973): Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. Marx-Engels-Werke 19, 210-228.
- Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.) (2015): Inklusion. Wege in die Teilhabegesellschaft. Frankfurt/M..
- Hildebrandt, C. (2015): Linksparteien in Europa als Subjekte der Transformation. In M. Brie (Hrsg.), Lasst uns über Alternativen reden (190-219). Hamburg.
- Institut für Gesellschaftsanalyse (2011): Eine offene historische Situation. Konfliktlinien, Szenarien, Eingriffsmöglichkeiten. Standpunkte 38/2011. [https://www.rosalux.de/fileadmin/rls\\_uploads/pdfs/Standpunkte\\_38-2011\\_web.pdf](https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Standpunkte_38-2011_web.pdf)
- Kipping, K. & Riexinger, B. (2015): Die kommende Demokratie: Sozialismus 2.0. <http://www.katja-kipping.de/de/article/887.die-kommende-demokratie-sozialismus-2-0.html>
- Kipping, K. & Riexinger, B. (2016): Revolution für soziale Gerechtigkeit und Demokratie! <https://www.die-linke.de/nc/die-linke/nachrichten/detail/artikel/revolution-fuer-soziale-gerechtigkeit-und-demokratie/>
- Kirchner, M./ Neumann, Ch. (2016): These 11: „Eine gemeinsame Europäische Armee ist ein Friedensprojekt“. In: Forum Demokratischer Sozialismus (Hrsg.), Für ein demokratisch-sozialistisches Europa, 47-50, <http://forum-ds.de/wp-content/uploads/2016/05/Brandenburg-Europa-RZweb.pdf>
- Klein, D. (2013): Das Morgen tanzt im Heute. Transformation im Kapitalismus und über ihn hinaus. Hamburg.
- Klein, D. (2014): Doppelte Transformation. In M. Brie (Hrsg.), Futuring (101-125), Münster.
- Merkel, W. (2016): „Junge Linke haben den Bezug zur Unterschicht verloren“. <http://www.zeit.de/campus/2016-06/politisches-engagement-junge-linke-studenten-parteizugehoerigkeit>
- Reißig, R. (2014): Transformation – ein spezifischer Typ sozialen Wandels. Ein analytischer und sozialtheoretischer Entwurf. In M. Brie (Hrsg.), Futuring (50-100), Münster.

- Riexinger, B. (2015): Wege zum Infrastrukturozialismus. Luxemburg, Dez. 2015, <http://www.zeitschrift-luxemburg.de/wege-zum-infrastrukturozialismus/>
- Rilling, R. (2014): Transformation als Futuring. In M. Brie (Hrsg.), Futuring (12-49), Münster.
- Steinitz, K. (2015): Überlegungen zu einer kritischen linken Transformationsforschung. In M. Brie (Hrsg.), Lasst uns über Alternativen reden (36-56). Hamburg.
- Urban, H.-J. (2009): Die Mosaik-Linke. Vom Aufbruch der Gewerkschaften zur Erneuerung der Bewegung. Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 5, 71-78.
- Urban, H.-J. (2010): Lob der Kapitalismuskritik. Warum der Kapitalismus eine starke Mosaik-Linke braucht. Zeitschrift Luxemburg, Heft 1, <http://www.zeitschrift-luxemburg.de/lob-der-kapitalismuskritik-warum-der-kapitalismus-eine-starke-mosaik-linke-braucht/>
- Wagner, Th. (2016): Der Mitmachfalle den Kampf ansagen. Eine bewegungsnahe Politik muss aus der wachsenden Kritik an Bürgerbeteiligungsverfahren Konsequenzen ziehen. In A. Demirović (Hrsg.), Transformation der Demokratie – demokratische Transformation (122-134). Münster.

# FORUMRECHT

**Ausgabe 2/16:**  **Krisenherd angelassen**  
**Europäische Zustände**



Onlineshop,  
ältere Ausgaben  
und call for papers:

[www.forum-recht-online.de](http://www.forum-recht-online.de)  
[twitter.com/\\_ForumRecht](https://twitter.com/_ForumRecht)

Dieter Kramer

## Machtgestützte Selbstorganisation Eine Skizze zu Commons und Gemeinnutzen

### Ein Modethema

Über Gemeinnutzen und *Commons* wird in den letzten Jahren intensiv diskutiert. Barbara Unmüßig betont im Vorwort einer von der Heinrich-Böll-Stiftung herausgegebenen Sammelpublikation: „Die Commons eignen sich für eine große Erzählung. Ihr Potential besteht darin, soziale Innovation als entscheidenden Hebel gesellschaftlicher Transformation zu entwickeln.“ (Helfrich 2012: 13; Ostrom 1999) Die Commons, Gemeinschaftsgüter, meint Rainer Rilling, „beziehen sich auf gemeinschaftlich besessene, geteilte oder genutzte Naturgüter und materielle Ressourcen (Wasser, Fischbestände, Rohstoffe, Wald, Land, Luft, Wildbestände) oder auch auf gemeinschaftliche soziale und kulturelle Ressourcen (Plätze, Wissen, Ideen, Traditionen).“ Und er setzt fort: „Die Commons stehen somit für vielfältige Facetten einer anderen Ökonomie und Kultur als der politischen Ökonomie des Privaten.“ (Rilling 2009: 175/176) Ähnlich argumentiert Dieter Klein: „Bedroht sind die ‚Commons‘, sind *elementare öffentliche Güter*. Als natürliche öffentliche Güter gelten zunächst gemeinschaftlich besessene und nutzbare Naturgüter, zu denen grundsätzlich alle Menschen freien Zugang ohne Zahlung haben (Wasser, Land, Luft, belebte Natur).“ (Klein 2009, 158)

Will man Commons in aktuelle politische Überlegungen einbeziehen, bringt es wenig, so unpräzise zu definieren. Zu längst nicht allen dieser genannten Commons haben alle Menschen ohne Begrenzung Zugang: Es gibt ihn zu Luft und Sonnenlicht (auch nicht immer!), aber in den meisten anderen Fällen handelt es sich um Güter mit geregelter Zugang. Garrett Hardin, der die Formel von der „Tragödie der Gemeindewiesen“ eingeführt hat und vorschlug, Commons zu privatisieren oder zu verstaatlichen, musste zugeben, dass er sich nur auf unregelte und nicht verwaltete Gemeingüter bezog. Commons sind heute noch wichtig und werden in Zukunft eine Rolle spielen, weil auch der freieste Markt nicht ohne Ressourcen aus vormarktwirtschaftlichen Zeiten existieren kann. Für eine „Transformationsgesellschaft“ aber können, müssen und werden sie eine viel wichtigere Rolle spielen, wenn man genauer definiert und eingrenzt.

Commons sind für Kulturwissenschaften wie die Europäische Ethnologie (früher „Volkskunde“) ein altes Thema (Kramer 2012), und es ist schade, dass Kultur- und Sozialwissenschaften so wenig Kenntnis voneinander nehmen. Nur mit einigen Aspekten erinnert der Sammelband von Silke Helfrich (2012) an die historische Dimension. Aber eigentlich ist vor der „Entbettung“ (Polanyi) des wirtschaftlichen Lebens aus sozialkulturellen Bindungen das gesamte Leben der „vormodernen“ europäischen und außereuropäischen Gemeinschaften ohne die Selbstorganisation von Nutzergemeinschaften und Zwangskorpo-

rationen nicht vorstellbar. Immer gab es zwar auch Märkte, aber ihre Prinzipien dominierten nicht das gesamte gesellschaftliche Leben. In Dorf und Stadt regelten die Gemeinschaften die meisten ihrer Angelegenheiten selbst, freilich nicht ohne Organisation und Kontrolle, und die gesellschaftlichen Machtstrukturen („Obrigkeiten“, Grundherren und Staat) müssen diese Selbstorganisation aus eigenem Interesse auf allen Ebenen anerkennen, stützen und fördern. „Machtgestützte Selbstorganisation“ ist ein geeigneter Ausdruck für diese Strukturen, angelehnt an die Formel von der „machtgeschützten Innerlichkeit“ für die Intellektuellen des fin de siècle.

Das staatszentrierte Denken des Marxismus, bereits in den Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts Position für die uneingeschränkte Übernahme der Staatsmacht beziehend, ist ein Hindernis, die Bedeutung der Selbstorganisation im dynamischen Fließgleichgewicht des gemeinschaftlichen Lebens anzuerkennen. Die Selbstorganisation war immer auch für die Arbeiterbewegung unerlässlich, aber sie wurde weitgehend nur als Vorstufe zum endlich zu erkämpfenden sozialistischen Staat verstanden, der dann alles regelt. Die Linken sind (verkürzt gesprochen) orientiert an Zielen wie „Fortschritt“ und „Modernisierung“, übernommen aus dem evolutionistischen Geschichtsbild der Aufklärung. Sie sind ferner meist überzeugt, die Zukunftsgesellschaft könne erst nach Überwindung des Kapitalismus erreicht werden, und dieser wiederum wachse nur auf den Trümmern der Ständegesellschaft, die deshalb mit all ihren Institutionen überwunden werden müsse. Die meisten von ihnen halten auch Wachstum für unentbehrlich, und das muss in der Krise der Wachstumsgesellschaft mühsam mit dem Etikett der Nachhaltigkeit versehen werden. Aber „Wege aus der Wachstumsfalle“ sind am ehesten zu finden mit Gemeinuten, Selbstorganisation und Commons, die nicht wie die kapitalistische Wirtschaft ständig wachsen müssen und bei denen Suffizienz (Selbstbegrenzung) eine Rolle spielt (schon 1993 konnte darauf hingewiesen werden, Kramer 1993 und 2016).

## **Ein historisch-systematischer Exkurs**

„Von der Versorgungs- zur Produktionswirtschaft“ (Reinhard in Iriye 2014: 753) verläuft der Weg zur Marktwirtschaft, der im Rahmen einer „Fortschrittsgeschichte“ wertend beurteilt wird, aber keineswegs alternativlos und zwangsläufig ist.

Für die europäische Landgemeinde der frühen Neuzeit und ihre politische Rolle lesen wir: „Die wesentlichen Aufgaben der Gemeinde gründeten im Organisations- und Regelungsbedarf, der zum einen aus dem Zusammenleben der Nachbarn und der gemeinsamen Nutzung der Flur durch die bäuerlichen Familienwirtschaften, zum anderen aus der autonomen oder von herrschaftlicher Seite übertragenen Wahrnehmung herrschaftlich-politischer Funktionen resultierte. ... Sie koordinierte die Arbeiten der Höfe in der Flur, ... die Benutzung und den Unterhalt von Weg und Steg, die Weiderechte ..., die Allmend- und Holznutzung sowie die Wasserversorgung ...; sie war zuständig für den Feuerschutz

und die Baupolizei sowie die Durchsetzung entsprechender Verordnungen; sie kontrollierte das Wirtschaftsgebaren der Haushalte und bestrafte schädigendes Verhalten (z. B. Grenzverletzungen).“ „Gemeindeaufgaben (Brunnen-, Bach- und Grabenfege, Unterhalt von Weg und Steg u.a.)“ wurden häufig im Gemeinwerk (Scharwerk) organisiert. Karl Polanyi erinnert daran, dass Symbolwelten zu dieser Organisation der gemeinschaftlichen Lebensverhältnisse gehören, Künste eingeschlossen: „Brauch und Gesetz, Magie und Religion wirkten zusammen, um den einzelnen zu Verhaltensformen zu veranlassen, die letztlich seine Funktion innerhalb des Wirtschaftssystems sicherten.“ (Polanyi 1978: 87). Mit den Grundherrschaften (Obrigkeiten), die meist auch für die Sicherung gegen äußere Feinde sorgen mussten, wurden in „Weistümern“ („Teidingen“ in Österreich) wechselseitige Rechte und Verpflichtungen ausgehandelt. Das Leben in diesen Zeiten war kein Paradies, war auch meist patriarchalisch organisiert und immer wieder durch Fehden und Kriege gestört, hatte aber seine Dauerhaftigkeit, und es gab immer auch Glückschancen, nicht zuletzt wegen der Verbindung von Suffizienz und temporärem Exzess (Kramer 2016).

„Herrschaft mit Bauern“ nennt die Kasseler Historikerin Heide Wunder dies mit Bezug auf die Dorfgemeinde. Nach Bauernkriegen, Religionskriegen und Dreißigjährigem Krieg werden die Eingriffe und Bevormundungen der Herrschaft stärker, und im bürokratischen Feudalismus kommt es zur „Herrschaft über Bauern“ (Lesarten der Geschichte: 3).

Nicht nur für die Dörfer, erst Recht für die Städte galten solche Formen. Dort organisierten Patriziat, Zünfte, Brunnengemeinschaften, Bruderschaften usw. das gemeinschaftliche Leben (in den Freien Reichsstädten mit Privileg des Kaisers, sonst mit dem der Grundherren). Auch die lebensnotwendige Versorgung mit Trinkwasser wurde in den Städten so organisiert (Rauchegger).

Paul Mason interpretiert unangemessen, wenn er schreibt: „Der Feudalismus war ein ökonomisches System, das auf nichtökonomischen Faktoren basierte, in erster Linie auf Verpflichtung und Gewalt.“ (Mason 2016: 71) Damit werden, wenn man unter „Verpflichtung“ den außerökonomischen Zwang versteht, die zwischen Nutzergemeinschaften und Obrigkeiten ausgehandelten wechselseitig bindenden Vereinbarungen der Ständegesellschaft ausgeblendet.

Immer wieder gab es Streitigkeiten um Gemeinnutzen, zu denen sich die Grundherren mehr Zugriff sichern wollten (Troßbach 1987: 2004). Erst allmählich und in vielen Stufen werden die Elemente der gemeinschaftlichen Organisation der Lebensverhältnisse aufgehoben. Es ist ein Prozess, der bis weit ins 19. Jahrhundert dauert, und noch im 20. Jahrhundert werden aus den Zunftstrukturen stammende Privilegien einzelner Berufsgruppen wie z. B. der Schornsteinfeger beseitigt – unter dem Beifall aller liberalen und linken Intellektuellen. Als der Taxidienst über die Privilegien der zunftähnlich öffentlich konzessionierten Taxibetreiber im Rahmen der „Privatisierung des Privatlebens“ aushebeln will, da erst gibt es Widerstand.

## Die Dorfgemeinde im Marxismus

Die Physiokraten erklären die Landwirtschaft zur alleinigen Quelle des Reichtums; „im Schoße einer feudalen Gesellschaft“ vollziehen sie die „Unterwerfung der Agrarordnung unter Marktprinzipien“ (Kuczynski 1955: 53). Die Gemeinnutzen, wie die Zunftverfassung hinderlich für die Entfesselung des Marktes, werden den Bauern entzogen. Damit wird ihnen die Fähigkeit der „machtgestützten Selbstorganisation“ genommen, und sie sind den anderen Mächten, auch dem Markt, hilflos ausgeliefert. Nur die Genossenschaften, von Wilhelm Raiffeisen angestoßen, helfen ihnen im 19. Jahrhundert noch, ähnlich die Sparkassen in den Städten. Mit neuen „Finanzinstrumenten“ wie den Mikrokrediten der „Grameen Bank“ von Yunus wird anstelle der Genossenschaftsidee ein noch leichter missbrauchbares marktwirtschaftliches Instrument als nützliche Hilfe empfohlen.

Bei Marx und Engels ist die Auseinandersetzung mit der kulturellen Lebenswelt des Dorfes widerspruchsvoll. Im Kommunistischen Manifest liest man zu den Leistungen der Bourgeoisie: „... sie hat die Zahl der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen in hohem Grade vermehrt und so einen bedeutenden Teil der Bevölkerung dem Idiotismus des Landlebens entrissen“ (MEW 4: 466 – wobei wir unter „Idiotismus“ die „Vereinzelung“ verstehen wollen). Es ist dies die Perspektive von „urbane(n), eurozentrische(n) Kosmopoliten“ (Wielenga: 826). Das Bild von den Bauern, die wie einzelne Kartoffeln in einem „Kartoffelsack“ zusammengebunden sind (18. Brumaire, MEW 8, 198) und kollektiv nicht handlungsfähig sind, setzt diese Einschätzung fort (Wielenga: 827). Sie mag nicht ganz falsch sein: Seit die dörfliche Selbstverwaltung mit den „machtgestützten Gemeinnutzen“ in Mitteleuropa zerstört ist, gibt es keine organisierenden Strukturen mehr. Aber bei Marx und Engels fehlt jede „Einsicht in die Funktionsweise des Dorfes in ökonomischer und sozialer [und kultureller, wäre zu ergänzen, DK] Hinsicht“ (ebd.). In den 1870er Jahren schätzt Marx in den Briefen an Vera Sassulitsch „die russische Agrarkommune als ‚die erste gesellschaftliche Gruppierung freier Menschen, die nicht durch Blutsbande eingeengt war‘“ (MEW 19, 403). Aber in der russischen Revolution werden solche Einschätzungen nicht übernommen. Lenin hat „die sozialen Formen und Strukturen der gegenseitigen Verpflichtung und der Solidarität“ (Wielenga: 827) nicht berücksichtigt; Stalin schon gar nicht. Erst José Carlos Mariátegui hat sie für die „Comunidad“ in den indianischen Dörfern Perus wieder gewürdigt.

Die „Reformen“ des frühen 19. Jahrhunderts haben fortgesetzt, was der „aufgeklärte Absolutismus“ an „rationaler“ Bürokratisierung in der Herrschaft über die „gewachsenen“ Strukturen des „historischen Rechts“ der Gemeinschaften der Bauern und Städte etabliert hat. Zünfte und Gemeinnutzen wurden unter dem Beifall der Marxisten als Hindernis des Fortschritts abgeschafft; gleichwohl ermöglichten die Organisationsformen der Zunftgesellen für die frühen Gewerkschaften einen nahezu nahtlosen Übergang in die Arbeiterbewegung. Durch Aufklärung und liberales Fortschrittsdenken haben die

Marxisten sich verleiten lassen, in der Hoffnung auf die Erschließung des „Springquells menschlichen Reichtums“ und auf „Zuckererbsen für Jedermann“ den wettbewerbswirtschaftlich organisierten Fortschritt als Vorbereitung der klassenlosen Zukunftsgesellschaft rückhaltlos zu unterstützen – in einer Zeit, in der an Grenzen des Wachstums niemand dachte.

## **Molekulare Wandlungen und Informationstechnologien**

Dieter Klein meint, dass neue Commons dank „molekularer Wandlungen“ Teil einer „kleinen Transformation“ sein können, mit der die Selbstverständlichkeiten der Marktgesellschaft relativiert werden (Klein 2013; Kramer 2016). Ähnlich wie Jeremy Rifkin und andere setzt Paul Mason (2016) auf die Veränderungen durch Informationstechnologien, auf „Informationsvergesellschaftung“ und auf Grundeinkommen, und er meint: Wenn wir die „neuen, kooperativen Peer-to-Peer-Geschäftsmodelle im Zusammenhang mit den schon länger existierenden Modellen der Sozialwirtschaft betrachten – mit Genossenschaftsbanken oder Kreditgenossenschaften, realwirtschaftlichen Kooperativen und lokalen Währungen oder mit von Freiwilligen betriebenen Bio-Bauernhöfen –, wenn wir all diese gewissenhaft dokumentieren und verstehen, wie diese Peer-to-Peer-Modelle neben der Sozialwirtschaft existieren, dann sehen wir einen schon jetzt gewichtigen Wirtschaftsbereich, der weder marktwirtschaftlicher noch staatlicher Art ist.“ Man kann, meint er, die neue durch die Informationsrevolution entstandene „gemeinschaftliche Wirtschaft“ auch „als Beginn von Etwas Neuem begreifen“ (ebd.: 55).

Zur großen Familie der Gemeinnutzen gehören von Nutzergemeinschaften geregelte Allmenden, Almweiden, Waale oder Sionen als Bewässerungseinrichtungen, ebenso Genossenschaften. Sie stehen der großen Familie der Gemeinnutzen näher als dem Staat. Aber die aktuelle Hegemonie des Privaten im liberalen Marktradikalismus zwingt auch den Genossenschaften die Handlungslogiken der Profitmaximierung und die „marktlichen Operations- und Denkweisen wie Zielwerte“ (Rilling 183) weitgehend auf. Die „aktuelle Genossenschaftsgesetzgebung“ höhlt „die Alleinstellungsmerkmale der Genossenschaften“ aus; erkennbar dominant ist der „seit circa vier Jahrzehnten anhaltende Trend die Genossenschaften durch die Gesetzgebung den Kapitalgesellschaften in ihrer Struktur anzugleichen“ (Henry 2012: 69).

Aber hier gibt es z. B. in Österreich Versuche der Reform (Kramer 2016: 130/131). Sie sind in der aktuellen gesellschaftlichen Situation als soziale (soziokulturelle) Innovationen ähnlich wichtig wie Aktivitäten der „Collaborative Consumption“ oder die „Gemeinwohlbilanzen“.

Für die „Ausarbeitung eines post-neoliberalen Weltmodells“ und „das Projekt eines mit langem Atem betriebenen Übergangs zu einer auf Kooperation basierenden Gesellschaft“ (Mason 2016: 58) muss auch eine „anti-neoliberale Linke“ entstehen. Ferdinand Lassalle und seine Genossenschaften mit Staatshilfe sind Mason als Anregung für eine „alternative Form des Wirtschaftens“ ebenso wie die von dieser Arbeiterbewegung geschaffenen Institutionen (ebd.:

81) wichtig (ebd.: 59). Auch damit wird angedeutet, dass manche festgefahrene Interpretationen der Linken zur Disposition gestellt werden müssen.

Immer geht es darum, ansatzweise aus den Umklammerungen des Marktsystems herauszukommen. Je mehr Menschen das tun, desto brüchiger wird es. Das Marktsystem wird sich dagegen zu wehren versuchen: Wenn keine neuen Märkte erschlossen werden können, dann werden die alten durch Zwang oder künstliche Obsoleszenz zerstört und neue eröffnet (in der Computerwelt werden die meisten Geräte wegen neuer Programme unbrauchbar). Dem können die Nutzer sich verweigern – massenhaft aber nur, wenn kulturelle Öffentlichkeiten und politische Ebenen von der Gemeinde an aufwärts dies stützen.

Ein Effekt der neuen Gemeinnutzen und ihrer Ubiquität ist Krisenelastizität: Je mehr Menschen sich so orientieren, desto eher können sie Krisen, wodurch auch immer sie eintreten mögen, überstehen (und wenn sie das Gefühl haben, dies zu können, reagieren sie auch weniger hysterisch auf Einschränkungen).

## **Werte, soziale Grundrechte und Infrastruktur**

Eine andere Form von Gemeingütern sind im Wertesystem verankerte gemeinschaftlich geteilte und eingeforderte Grundregeln des Miteinander (der Sozialkultur), wie sie in der Sozialisation und im alltagskulturellen Leben vermittelt werden. Ohne sie kann keine Gemeinschaft existieren (eingeschlossen sind z. B. Verkehrsregeln, bei denen es ein Gemeingut ist, dass die meisten Menschen sich daran halten). Der soziale demokratische Rechtsstaat ist nicht denkbar ohne diese Werte. Die sozialen oder materiellen Grundrechte der Verfassungen sind die intensivste, den Staat verpflichtende Form des Gemeingutes (Wolfgang Abendroth empfahl uns einst, daran zu denken, dass wir sie auch verteidigen werden müssen gegen Angriffe der Gegner). Die materielle Infrastruktur gehört in den gleichen Zusammenhang.

Um Gemeinnutzen heute in linke Politik einzubeziehen, müssen sie angemessen interpretiert werden. In der historischen Entwicklung des liberalen Staates und der Arbeiterbewegung wie der Linken treten Staat und Gebietskörperschaften als allumfassende Fürsorger programmatisch an die Stelle der Nutzergemeinschaften der kommunalen und korporatistischen Selbstorganisation der Ständegesellschaft. Heute kann „progressive Entstaatlichung“ mit dem reaktivierten Gemeinnutzen und der Selbstorganisation in der Arbeiterbewegung zusammen gedacht werden. Mit ausgeprägter historischer und institutionengeschichtlicher Erfahrung (die Sackgassen des Anarchismus eingeschlossen) kann man zu mehr Bodenhaftung, Akzeptanz, Dauerhaftigkeit und Festigkeit für eine einschlägige Politik gelangen.

## **Literatur**

Bergmann, Theodor: Art. Agrarfrage. In: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus Bd. 1 Sp. 77.

Helfrich, Silke; Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld 2012.

- Henry, Hagen: Genossenschaften und das Konzept der Nachhaltigkeit. Pflichten und Möglichkeiten des Gesetzgebers. In: Miribung, Georg: Internationale Tagung: Der Beitrag von Genossenschaften zur nachhaltigen regionalen Entwicklung - Prämissen, Möglichkeiten, Ausblicke. Bozen 2012, S. 67 -74.
- Holenstein, André: Bauern zwischen Bauernkrieg und Dreißigjährigem Krieg. München 1996 (EdG Enzyklopädie deutscher Geschichte 38).
- Klein, Dieter: Das Morgen tanzt im Heute. Transformationen im Kapitalismus und über ihn hinaus. Hamburg 2013 (Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg Stiftung).
- Klein, Dieter: Das Öffentliche – verstrickt in die Verknüpfung von Großkrisen. In: Candeias; Rilling, Rainer; Weise, Katharina (Hrsg.): Krise der Privatisierung. Rückkehr des Öffentlichen. 2009 (Rosa-Luxemburg-Stiftung Texte rls 53), S. 157 - 173.
- Kramer, Dieter: Konsumwelten und die Krise der Wachstumsgesellschaft. Vorwort: Ulrich Brand, Professor für Politikwissenschaft an der Universität Wien. Marburg 2016.
- Kramer, Dieter: Kulturelle und historische Dimensionen der Diskussion um Gemeinnutzen. Ein Beispiel für die Aktualität von Themen der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 2012, H. 2, S. 265 - 285.
- Kuczynski, Jürgen: Zur Theorie der Physiokraten. In: Grundpositionen der französischen Aufklärung. Berlin 1955 (Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft, hrsg. v. Werner Kraus und Hans Mayer Bd. 1, S. 27-53, 53).
- Lesarten der Geschichte. Ländliche Ordnungen und Geschlechterverhältnisse. Festschrift für Heide Wunder zum 65. Geburtstag. Kassel 2004.
- Mason, Paul: Nach dem Kapitalismus?! In: Blätter für deutsche und internationale Politik 5/2016, S. 45-60, und die Diskussion dazu: Für einen radikalen Neuanfang. Paul Mason in der Debatte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 5/2016 S. 62 – 82.
- Ostrom, Elinor: Die Verfassung der Allmende: Jenseits von Staat und Markt. Tübingen 1999.
- Polanyi, Karl: The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaft und Wirtschaftssystemen. Frankfurt am Main 1978.
- Rauchegger, Andreas: Wasserträger, Wasserverkäufer, Wasserschenker. Der Homo aquamportans. Ein Beitrag zur historischen Trink- und Nutzwasserversorgung im europäischen Kulturraum. Innsbruck 2014.
- Rilling, Rainer: Plädoyer für das Öffentliche. In: Candeias, Mario; Rilling, Rainer; Weise, Katharina (Hrsg.): Krise der Privatisierung. Rückkehr des Öffentlichen. Berlin 2009 (Rosa-Luxemburg-Stiftung Texte rls 53), S. 175-190.
- Wielenga, Bastiaan: Art. Dorfgemeinschaft. In: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus Sp. 825 – 830.

## „Eine Art ‚Commonismus‘“<sup>1</sup>? Varianten des ‚Postkapitalismus‘

### Ein Literaturbericht – Teil I

Die Spatzen pfeifen es von allen Dächern: Das Ende des Kapitalismus ist nah.<sup>2</sup> Nicht nur Zyniker, sondern auch besorgte Umwelt- und Tierschützer mögen sich fragen, wer zuerst stirbt, der Kapitalismus oder die Spatzen. Ähnlich äußert sich der keineswegs zynische, wohl aber skeptische Michael Mann in einem Gemeinschaftswerk mit Immanuel Wallerstein u.a., in dem die Autoren der Frage nachgehen: ‚Stirbt der Kapitalismus?‘<sup>3</sup> In einem ist M. Mann sich mit seinen Kollegen einig: Wir stehen vor der ‚nächsten großen Wende‘. Wohin die Wende führen wird, darüber sind sich die Autoren hingegen uneins. Einig sind sie sich indessen darin, dass ‚der Kommunismus [wie er ‚real‘ in Form des Sowjetsystems existierte – WG] keine gangbare Alternative zum Kapitalismus‘<sup>4</sup> war, aber auch, dass der ‚Kapitalismus wie wir ihn kennen‘<sup>5</sup> keine Zukunft hat.

Diese für Linke heute an sich keineswegs beunruhigende Diagnose fällt freilich ausgerechnet in eine historische Phase, in der sich die politischen Perspektiven der Linken weltweit verdüstern. Rechte Stimmungen, rechtspopulistische, reaktionäre bis neofaschistische Bewegungen und Parteien – die bewusst oder unbewusst das ökonomische System kapitalistischer Gesellschaften stabilisieren – scheinen unaufhaltsamen Auftrieb zu erhalten, während linke, kapitalismuskritische bis antikapitalistische Bewegungen, Parteien und Regime an Einfluss verlieren. Am dramatischsten sichtbar ist dieser Trend in Lateinamerika, einem Kontinent, der für viele Linke, auch in den kapitalistischen Zentren Nordamerikas und Westeuropas, lange Zeit als Hoffnungsträger

---

<sup>1</sup> R. Misik, Kaputtalismus. Wird der Kapitalismus sterben, und wenn ja, würde uns das glücklich machen? Berlin 2016, S. 208.

<sup>2</sup> Die Zahl der entsprechenden Publikationen mit z.T. wissenschaftlichem, z.T. aufklärerisch-populärem Anspruch ist inzwischen Legion. Darunter eine von U. Herrmann mit dem Titel ‚Der Sieg des Kapitals. Wie der Reichtum in die Welt kam: Die Geschichte von Wachstum, Geld und Krisen‘, Frankfurt/M. 2013, die ‚unterhaltsam und anschaulich‘ zu erklären verspricht, ‚wie der Kapitalismus funktioniert‘. Das Buch endet mit dem ‚Ausblick: Der Untergang des Kapitals‘. Hier kann nur eine relativ kleine Zahl dieser Texte bzw. Textgattungen berücksichtigt werden.

<sup>3</sup> M. Mann, Das Ende ist vielleicht nah – aber für Wen?, in: I. Wallerstein, R. Collins, M. Mann, G. Derlugian, C. Cahlhoun, Stirbt der Kapitalismus? Fünf Szenarien für das 21. Jahrhundert, Frankfurt/New York 2014, S. 89-122.

<sup>4</sup> Die nächste große Wende. Gemeinsame Einleitung. A.a.O., S. 9-15, hier S. 10.

<sup>5</sup> E. Altvater, Das Ende des Kapitalismus wie wir ihn kennen. Eine radikale Kapitalismuskritik. Münster 2005.

galt. Die hochfliegenden Träume oder gar konkrete Pläne für einen ‚Sozialismus des 21. Jahrhunderts‘<sup>6</sup> sind – voraussichtlich für einen längeren Zeitraum – weitgehend zerstoßen.<sup>7</sup>

Worauf also stützen sich die – angesichts dieser aktuellen politischen Tatsachen – erstaunlich zahlreichen, vielfältigen und zumeist optimistischen Prognosen oder Visionen von einem bevorstehenden Ende des Kapitalismus? Und, was kaum weniger oder eher noch wichtiger ist, welche Vorstellungen enthalten sie darüber, wie man sich eine zukünftige, postkapitalistische Gesellschaftsformation vorstellen kann, samt ihren möglichen Übergangsstadien<sup>8</sup> usw.? Worauf gründen sie sich ökonomisch, sozial, kulturell und nicht zuletzt – alles zusammenfassend – politisch, objektiv und subjektiv?

Aus dieser Fragestellung ergibt sich ein Kriterium, das die Auswahl der in diesem Literaturbericht zu besprechenden Arbeiten mitbestimmt hat. Es sollen vor allem solche Beiträge berücksichtigt werden, in denen, wie Dieter Klein es formuliert hat, das ‚Morgen im Heute tanzt‘, die sich also auf spontane Entwicklungen und/oder bewusste bzw. gezielte Transformationen im Kapitalismus‘ stützen, die ‚über ihn selbst hinausweisen‘.<sup>9</sup> Dieses Prinzip immanenter Kapitalismuskritik entspricht Marx‘ grundlegender Einsicht, dass sich aus der inneren ‚Logik‘ der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft bestimmte Produktivkräfte, Produktions- und Verkehrsverhältnisse entwickeln, „die ebenso viele Minen sind, um sie [die kapitalistische Gesellschaft – WG] zu sprengen“, denn „wenn wir nicht in der Gesellschaft, wie sie ist, die materiellen Produktionsbedingungen und ihnen entsprechende Verkehrsverhältnisse für eine klassenlose Gesellschaft verhüllt vorfinden, wären alle Sprengversuche Donquichoterie.“<sup>10</sup>

Zu diesen der kapitalistischen Entwicklung inhärenten ‚Sprengkräften‘ zählte Marx (1) zunächst und vor allem die seiner Auffassung nach innerhalb des Kapitalismus „stets anschwellende(.) und durch den Mechanismus des kapitalisti-

<sup>6</sup> Pars pro toto: H. Dieterich, *Der Sozialismus des 21. Jahrhunderts. Wirtschaft, Gesellschaft und Demokratie nach dem globalen Kapitalismus*, Berlin 2006. Zur theoretischen Kritik vgl. S. Wenzel, *Sozialismus des 21. Jahrhunderts?*, in: *UTOPIE kreativ*, H. 191 (Sept. 2006), S. 811-822.

<sup>7</sup> Vgl. D. Boris, *Linksregierungen in der Defensive. Zehn Thesen zur politischen Entwicklung Lateinamerikas*, in: *Supplement der Zeitschrift Sozialismus* 12/2015, S. 1-13; U. Brand, *Lateinamerika: Das Ende der linken Epoche?* In: *Blätter f. dt. u. intern. Politik*, 61. Jg. (H. 5) 2016, S. 93-100.

<sup>8</sup> „Zweifellos wird jeder neue Versuch des Übergangs zum Sozialismus in einer mehr oder minder langen Übergangsphase von der Koexistenz verschiedener Produktionsformen geprägt sein.“ T. Sablowski, *Die Produktionsweise eines Vereins freier Menschen*, in: *Luxemburg* 4/2010, S. 129.

<sup>9</sup> D. Klein, *Das Morgen tanzt im Heute. Transformationen im Kapitalismus und über ihn hinaus*. Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung (unter den Bedingungen einer Creative Commons License veröffentlicht: Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 3.0 Germany License (abrufbar unter [www.creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/legalcode](http://www.creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/legalcode)), Hamburg 2013.

<sup>10</sup> *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, in: *MEW* 42, 93. (Im Folgenden kurz ‚Grundrisse‘)

schen Produktionsprozesses selbst geschulte(.), vereinte(.) und organisierte(.) Arbeiterklasse“<sup>11</sup> als Subjekt der revolutionären Umwälzung. Dann aber auch (2) die ‚materiellen Produktionsbedingungen‘ des sich entwickelnden Kapitalismus und (3) die dementsprechenden ‚Verkehrs- bzw. Produktionsverhältnisse‘ als objektive Voraussetzungen für eine „auf Grundlage der Errungenschaften der kapitalistischen Ära“ fußende Transformation über den Kapitalismus hinaus, in eine zukünftige klassenlose Gesellschaft „der Kooperation und des Gemeinbesitzes der Erde und der durch die Arbeit selbst produzierten Produktionsmittel.“<sup>12</sup>

Wie steht es damit heute? Müssen wir nicht – mit, ggf. aber auch ohne Marx – ‚über Marx hinaus‘<sup>13</sup>, oder sollten wir – wie Antonio Negri es einst vorgeschlagen hatte – auf ‚Marx beyond Marx‘ zurückgreifen und also Marx mit Marx kritisieren?<sup>14</sup> Immerhin hatten die Autoren des ‚Kommunistischen Manifests‘ selbst schon 1872, fünfundzwanzig Jahre nach dessen erstem Erscheinen, mit Blick auf die ‚immense Fortentwicklung der großen Industrie‘, die ‚fortschreitende(.) Parteiorganisation der Arbeiterklasse‘ und die ‚praktischen Erfahrungen‘ mit der 1848er Revolution und der Pariser Kommune darauf hingewiesen, dass das ‚Manifest‘ nun ‚stellenweise veraltet‘ sei. Wie steht es damit knapp 150 Jahre nach dem Erscheinen des 1. Bandes des ‚Kapital‘ – und manche würden hinzufügen, 25 Jahre nach der Öffnung des Internets für private und kommerzielle Zwecke?<sup>15</sup> Ist nun nicht mehr nur das ‚Manifest‘, sondern auch das ‚Kapital‘ möglicherweise sogar mehr als ‚stellenweise‘ veraltet – insbesondere was die darin explizit oder implizit enthaltene ‚Revolutionstheorie‘<sup>16</sup> anbetrifft (einschließlich der These vom ‚Zusammenbruch‘ oder wenigstens vom ‚Ende‘ des Kapitalismus, der Rolle der Arbeiterklasse, des Sozialismus/Kommunismus usw.)?

Was die eingangs erwähnte Literatur betrifft, so fällt auf, dass die überwiegende Zahl der Autoren, die derzeit das ‚Ende des Kapitalismus‘ in der einen oder anderen Form diagnostizieren oder prognostizieren, sich nur selten und

---

<sup>11</sup> Kapital, Bd. 1, MEW 23, 790f.

<sup>12</sup> A.a.O., 791.

<sup>13</sup> Erstens weil Marx' Werk selbst unvollendet und wichtige Probleme auch von nachfolgenden 'orthodoxen' oder 'heterodoxen' Marxisten ungelöst geblieben waren und die teilweise auch heute noch umstritten sind, und zweitens, weil die gesellschaftliche Wirklichkeit, d.h. die Entwicklung des Kapitals, der Arbeit und der sozialen Kämpfe, die Fragen der Kultur, die Rolle der Wissenschaft, der sozialen Lebenswelt usw., weit über die Marx bekannten Verhältnisse hinausgewachsen ist und vielfältige neue Probleme aufgeworfen hat. Dies einzusehen bedarf es freilich keiner spezifischen 'Lagermentalität', wie es vorausgesetzt scheint in: M. von der Linden, K. H. Roth (Hg.), Über Marx hinaus: Arbeitsgeschichte und Arbeitsbegriff in der Konfrontation mit den globalen Arbeitsverhältnissen des 21. Jahrhunderts, Berlin-Hamburg 2009; vgl. dort S. 24-27.

<sup>14</sup> A. Negri, Marx beyond Marx. Lessons on the Grundrisse, South Hadley/Mass. (USA), 1984. Ein Text, dessen engl./am. Ausgabe einen internationalen Hype um die 'Grundrisse' hervorrief. (Vgl. Teil II dieses Textes)

<sup>15</sup> M. Castells, Die Internet-Galaxie – Internet, Wirtschaft und Gesellschaft, Wiesbaden 2005.

<sup>16</sup> Schon der junge Gramsci hatte die Revolution der Bolschewiki als „Revolution gegen das Kapital von Karl Marx“ bezeichnet. Vgl. Antonio Gramsci – vergessener Humanist?, Politische Schriften, zusammengestellt und eingeleitet von H. Neubert, Berlin 1991, S. 36.

dann zumeist eher beiläufig auf Marx oder den Marxismus beziehen. (Vgl. hier Teil I) Daneben gibt es aber auch eine Reihe – mit Ausnahme etwa von Antonio Negri und Michael Hardt, ggf. auch noch Elmar Altvater – zumeist weniger prominenter Autoren, die zu ähnlichen Resultaten wie die erstgenannte Gruppe kommen, sich dabei aber explizit auf Marx beziehen. (Vgl. Teil II im nächsten Heft von ‚Z.‘) Auch diese Autoren – vielleicht mit Ausnahme von Robert Kurz<sup>17</sup> – wenden sich gegen jede Art von ‚Zusammenbruchstheorie‘, wie sie bestimmten Theoretikern der II. und III. Internationale (R. Luxemburg, H. Grossmann, E. Varga u.a.) zugeschrieben wird.<sup>18</sup>

Zugleich wenden sie sich unisono gegen den ‚orthodoxen‘ Marxismus, wie er etwa in Form des ‚Marxismus-Leninismus‘ aufgetreten war, einige auch gegen Marx selbst, dessen Kritik der politischen Ökonomie (des Kapitalismus) sie zwar grundsätzlich teilen, regelmäßig aber nicht die im ‚Kapital‘ ohnehin nur sehr knapp und allgemein gehaltenen Vorstellungen vom Ende des Kapitalismus und der Rolle der (industriellen) Arbeiterklasse. Stattdessen rekurrieren nicht wenige von ihnen auf z.T. unabgeholte Probleme dieser Thematik, wie sie vor allem in den marxischen Manuskripten von 1857/58 (‚Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie‘) angedeutet waren. Dabei geht es vor allem um die Schranken der Verwertung des Kapitals, des Wertgesetzes usw., wie sie durch die Verwissenschaftlichung der Produktion im Laufe der kapitalistischen Entwicklung, und heute insbesondere durch die ‚dritte‘ oder ‚vierte‘ industrielle resp. informationstechnische Revolution ihren Höhe- und zugleich Umschlagpunkt erreicht habe, und nicht zuletzt um die Rolle und den Formwandel der Arbeit und der Arbeiterklasse im Prozess des Übergangs zu einem höheren Stadium der gesellschaftlichen Produktion, der durch „schneidende Widersprüche, Krisen und Krämpfe“ geprägt sei.<sup>19</sup> Dabei ist sich die Gruppe dieser Autoren mit den hier (Teil I) zunächst behandelten explizit nicht-marxistischen Autoren weitgehend einig, dass es sich bei der vorhergesagten und/oder angestrebten ‚postkapitalistischen‘ Gesellschaftsformation keinesfalls um eine staatszentrierte Form des Sozialismus (oder gar Kommunismus) handeln werde. Stattdessen sprechen die meisten von einer dezentral-netzwerkartig organisierten, solidarischen Ökonomie und Lebensweise, die auf einer gemeinsam-kooperativen Verwaltung von Gemeingütern (Commons) basiere.<sup>20</sup>

<sup>17</sup> R. Kurz, Schwarzbuch Kapitalismus. Ein Abgesang auf die Marktwirtschaft, 2. Aufl., München 2002; ders., Der Tod des Kapitalismus. Marxsche Theorie, Krise und Überwindung des Kapitalismus, Hamburg 2013.

<sup>18</sup> Vgl. zur klassischen Diskussion: P. M. Sweezy, Theorie der kapitalistischen Entwicklung, Köln 1959, 149-187. Zur neueren Diskussion: R. Diederichs, Die Dritte Industrielle Revolution und die Krise des Kapitalismus – Zusammenbruchstheorien in der neomarxistischen Diskussion, Marburg 2004.

<sup>19</sup> Vgl. K. Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, MEW 42, 642.

<sup>20</sup> Das Konzept der Allmende-Verwaltung wurde ursprünglich von der späteren (2009) Ökonomie-Nobelpreisträgerin Elinor Ostrom entwickelt (Die Verfassung der Allmende. Jenseits von Staat und Markt, Tübingen 1999. Dieses Konzept ist inzwischen vor allem um die Dimension der Produktiv-

Die anti-etatistische Position, die bei den meisten Autoren beider Gruppen vorherrscht, betrifft freilich nicht nur deren Vorstellungen über die soziale Organisation einer ‚postkapitalistischen‘ Gesellschaftsformation, sie macht sich auch durch eine bemerkenswerte Ausblendung des Politischen, der Frage der Macht – und zwar sowohl des Kapitals als auch des Staates wie der internationalen politischen Organisationen – sowie deren Verbindung untereinander geltend. Auf diesen Hauptmangel der zu behandelnden Texte wird am Ende dieses Berichtes zurückzukommen sein (vgl. Teil II).

## I

Niemand wird bezweifeln, dass die ökonomischen, sozialen, politischen und kulturellen Verhältnisse in der kapitalistisch globalisierten Welt zu Beginn des 21. Jahrhunderts sich gegenüber der Mitte des 19. Jahrhunderts dramatisch verändert haben. Zugleich aber werden viele (heute wieder) zugestehen, dass wir noch immer und vielleicht noch tiefgreifender, bis in die letzten Winkel unserer Lebenswelt, von der kapitalistischen Kommerzialisierung und Entfremdung betroffen, ja das heute weltweit sogar mehr Menschen als je zuvor unmittelbar oder mittelbar der kapitalistischen oder semi-kapitalistischen Ausbeutung ihrer körperlichen, nervlichen und/oder geistigen Arbeitskraft unterworfen sind. Von daher stellt sich immer noch und immer wieder die Frage: Wie lässt sich dieses ökonomisch bestimmte Gesellschaftssystem überwinden und welcher Gesellschaftsform gehört die Zukunft?

### **Immanuel Wallerstein – Wolfgang Streeck**

Einig sind sich fast alle Kritiker darin, dass die Überwindung des Kapitalismus weder durch Beschluss des Zentralkomitees einer sich revolutionär verstehenden Avantgarde-Partei<sup>21</sup> noch durch einen demokratischen Volksentscheid für den ‚Kexit‘ gelingen wird – wie man sich überhaupt die Überwindung einer sich über Jahrhunderte hinaus entwickelnden Produktionsweise und Gesellschaftsform realistischer Weise nicht in Form einer Revolution (als historisches Ereignis), etwa vom Typ der französischen oder russischen Revolution, vorstellen kann, sondern nur als einen historischen Prozess der Transformation von langer Dauer (*longue durée*).<sup>22</sup>

---

kraftrevolution erweitert und umgestaltet worden, so dass die Konzeption der ‚Commons‘ – trotz vieler Unterschiede – als gemeinsame Basis zahlreicher Theoretiker und politischer ‚Militanten‘ in der Auseinandersetzung um die postkapitalistische Gesellschaft gilt.

<sup>21</sup> „Durch Beschluss abschaffbar war nur der Kommunismus, zentralisiert wie er in Moskau war“, bemerkt Wolfgang Streeck, in: ders., *Wie wird der Kapitalismus enden?*, Teil I, in: *Blätter f. dt. und int. Politik*, 60. Jg., H. 3/2015, S. 106. Dass es sich dabei freilich um alles andere als um Kommunismus handelte, vernachlässigt diese ansonsten spitze Pointe.

<sup>22</sup> Das bedeutet keineswegs, dass die klassischen Revolutionen der letzten drei Jahrhunderte für den gesellschaftlichen Formationswechsel, etwa vom Feudalismus zum Kapitalismus etc., keinerlei Bedeutung gehabt hätten. Im Gegenteil, Marx hatte gewiss guten Grund zu behaupten, Revolutionen seien die ‚Lokomotiven der Geschichte‘ (MEW 7, 85), aber das bedeutet lediglich, dass sie die langfristigen Transformationen beschleunigen, keineswegs aber deren Demiurg oder Kai-

Es wäre freilich ebenso verfehlt anzunehmen, solche Prozesse struktureller Umwandlungen vollzögen sich – etwa wegen ihrer Langfristigkeit – ohne identifizierbare historische Subjekte. Stets sind sie mit Kämpfen real existierender Menschen, Individuen oder Menschengruppen, Klassen, Ständen, Schichten etc. verknüpft, auch wenn diese Subjekte im historischen Verlauf selbst einen sozialen Formwandel erfahren.<sup>23</sup> Und schließlich – auch dies belegt die Geschichte – verlaufen solche konfliktreichen Transformationsprozesse selten gradlinig, bisweilen sogar gegenläufig, also häufig zickzackförmig. Jedenfalls „dürfen wir uns in keiner Weise dem Gefühl hingeben, die Geschichte sei auf unserer Seite, die gute Gesellschaft werde so oder so kommen. Die Geschichte ist auf der Seite von niemanden.“<sup>24</sup>

Damit verweist Immanuel Wallerstein auf die reale Möglichkeit des Scheiterns einer progressiven Überwindung des Kapitalismus. Dass nämlich die von manchen – auch ‚führenden‘ bürgerlichen – Ökonomen, wie etwa Larry H. Summers, diagnostizierte ‚säkulare Stagnation‘<sup>25</sup> des globalisierten Kapitalismus politisch und kulturell in ein postdemokratisch-autoritäres, von mafiosen Strukturen, imperialem Vorherrschaftsstreben, militärischen Konflikten um Wasser, Rohstoffe und andere Ressourcen sowie durch ethnische und religiöse Konflikte, und durch all dies ausgelöste Massenmigrationen bisher unbekanntes Ausmaßes geprägten Weltsystems oder vielmehr ‚Weltchaos‘ münden könnte.

Es ist eines der Hauptverdienste Immanuel Wallersteins, nicht nur auf die lange Dauer, sondern auch auf die enormen Schwierigkeiten des Übergangs zu einem postkapitalistischen Weltsystem hingewiesen zu haben: „... bei all dem müssen wir dem Kampf gegen drei grundlegende Ungleichheiten auf der Welt in unserem Bewusstsein und in unseren Aktionen oberste Priorität einräumen – den Ungleichheiten von Gender, Klasse und Rasse/Ethnie/Religion. Das ist die schwierigste aller Aufgaben, weil niemand von uns schuldlos und rein ist. Und weil die gesamte Weltkultur, die sich uns allen vererbt hat, dem entge-

---

ros waren. Vgl. dazu etwa I. Wallerstein, *Utopistik. Historische Alternativen des 21. Jahrhunderts*, Wien 2002, S. 15ff. Vgl. auch H. Müller, Von der Revolutionsidee zum Transformationskonzept, in: I. Wallerstein, H. Müller, *Systemkrise: Und was jetzt? Utopistische Analysen*, Supplement der Zeitschrift ‚Sozialismus‘ 4/2010, S. 28f. Zur geschichtsmethodologischen Bedeutung der Begriffs der ‚longue durée‘ vgl. F. Braudel, *Geschichte und Sozialwissenschaften. Die longue durée*, in: U. Wehler (Hg.), *Geschichte und Soziologie*, Köln 1972.

<sup>23</sup> Weder die Volksmassen der französischen und der russischen Revolution, noch das Proletariat des 19. noch die Arbeiterklasse(n) und die sonstigen ‚Verdammten dieser Erde‘ (Fanon) des 20. Jh., und schließlich auch nicht die ‚Multitude‘ des 21. Jahrhunderts – wie sie etwa in Hardt/Negris Ontologie des ‚Gemeinen‘ erscheinen – sind sozial identische Subjekte der Transformationsgeschichte in dieser gesamten Periode.

<sup>24</sup> I. Wallerstein in, ders., H. Müller, a.a.O., S. 16.

<sup>25</sup> L. Summers, *Why stagnation might prove to be the new normal*, abrufbar unter <http://larrysummers.com/commentary/financial-times-columns/why-stagnation-might-prove-to-be-the-new-normal/> Vgl. Auch: Ders. u.a., *Secular Stagnation: Facts, Causes and Cures*, ed. C. Teulings/R. Baldwin, Centre for Economic Policy Research, London 2014.

gensteht.“<sup>26</sup> Hinsichtlich der Subjekte im Kampf um den Übergang zu dieser ‚demokratisch egalitären‘ Weltordnung bleibt Wallerstein allerdings eher vage. Als Protagonisten des Kampfes zwischen der alten und der neuen Ordnung benennt er die – inzwischen selbst schon fast wieder Geschichte gewordenen – Anhänger des ‚Geistes von Davos‘ (Weltwirtschaftsforum) auf der Seite der kapitalistisch-hierarchischen, die Anhänger des ‚Geistes von Porto Alegre‘ (Weltsozialforum) auf der Seite der demokratisch-egalitären Ordnung. Letztere müssten sich zu einer ‚Regenbogenkoalition‘ zusammenfinden. Ihre Chancen, eine bessere Welt zu schaffen, stünden bei 50 Prozent. „Aber 50 Prozent sind nicht wenig. Auch wenn Fortuna uns entflieht, müssen wir versuchen, sie zu fassen zu bekommen. Was kann es für irgendjemanden von uns sinnvolles geben, als das zu tun?“<sup>27</sup>

Dem makroskopischen Blick Wallersteins entgeht naturgemäß das Detail der widersprüchlichen sozialen Phänomene, die der Kapitalismus in seiner jüngsten postfordistisch-neoliberalen Phase hervorgebracht hat. Hierin ist ihm etwa Wolfgang Streecks mesoskopische Perspektive deutlich überlegen, insbesondere was die Analyse der konkreten Widersprüche des globalisierten Kapitalismus seit Beginn der 1980er Jahre anbelangt.<sup>28</sup> Streeck stützt sich dabei weniger auf Marx oder vermeintliche Marxisten wie Kondratjew u.a. – die für Wallersteins Langfristanalyse von hervorragender Bedeutung sind –, sondern vor allem auf Karl Polanyis Kritik des (neo)liberalen Grundlagentheorems sich selbst regulierender Märkte und auf die These vom ‚fiktiven‘ Warencharakter der Arbeit, des Bodens (Natur) und des Geldes.<sup>29</sup>

Polanyis Konzeption lautete, knapp zusammengefasst, dass der kapitalistische Weltmarkt bis zum frühen 19. Jahrhundert auf einer ‚Doppelbewegung‘ von Freihandel für ‚echte Waren‘ und Beschränkung (oder Einhegung) für die von ihm so genannten ‚fiktiven‘ Waren ‚Arbeit, Boden und Geld‘ beruhte. Damit schützte die Gesellschaft (gemeint sind die damals ‚fortgeschrittenen‘, aber noch nicht vollindustrialisierten europäischen Gesellschaften) sich selbst „gegen die verderblichen Auswirkungen einer von Märkten beherrschten Wirtschaft.“<sup>30</sup> Erst in den darauffolgenden Jahrzehnten wurde das Prinzip des Freihandels (Laissez-faire) durch den Staat (!) etabliert – und nicht dadurch, „dass man den Dingen ihren Lauf ließ“. „Alle westlichen Staaten folgten demselben Trend, unabhängig von der nationalen Mentalität und Geschichte ... Welthandel bedeutete nun die Organisierung des Lebens auf diesem Plane-

<sup>26</sup> Ebenda. Vgl. auch I. Wallerstein, *Utopistik*, a.a.O., Kap. II: Der schwierige Übergang oder die Hölle auf Erden. S. 43-75, 95.

<sup>27</sup> A.a.O., S. 16 und Wallerstein, *Utopistik*, a.a.O., S. 101.

<sup>28</sup> W. Streeck, *Wie wird der Kapitalismus enden?*, 2 Teile in: *Blätter f. dt. und int. Politik*, 60. Jg., H. 3/4 2015. Vgl. auch ders., *Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus*, Berlin 2013.

<sup>29</sup> Vgl. K. Polanyi, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Frankfurt/M. 1978, S. 102-112; 182-293.

<sup>30</sup> A.a.O., S. 112.

ten im Rahmen eines selbstregulierenden Marktes, der Arbeit, Boden und Geld umfasste.“ Es war nun aber gerade das politisch durchgesetzte Laissez-faire-Prinzip, das auf dem Weltmarkt schließlich den ‚Zusammenbruch der Marktwirtschaft‘, durch die entgegengesetzte Reaktion des Protektionismus, den Imperialismus, die große Weltwirtschaftskrise 1929ff und in letzter Instanz die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts hervorgebracht habe. „In dieser letzten Phase ... spielte der Konflikt der Klassenkräfte die entscheidende Rolle“, und der endete – vorerst – im Faschismus.<sup>31</sup>

Für Streeck stellt sich die historische Situation des Kapitalismus in freier Anknüpfung an Polanyi etwa wie folgt dar: Nach einer längeren Periode des ‚re-embedding‘ der Nachkriegszeit (Fordismus, Sozialstaat) sei der seit den 1980er Jahren wiederum neoliberal-politisch ‚entbettete‘ Kapitalismus erneut in eine strukturelle sozial-ökonomische Krise geraten, die sich durch drei sich wechselseitig verstärkende Langzeittrends auszeichne: Rückgang des Wachstums, Anstieg der privaten und staatlichen Verschuldung und fortschreitende Ungleichheit von Einkommen und Vermögen. Das wäre an sich keineswegs neu, „doch was wir derzeit erleben, erscheint im Rückblick als ein kontinuierlicher Prozess schrittweisen Niedergangs, der sich zwar hinzieht, aber umso unerbittlicher durchsetzt.“<sup>32</sup>

Begleitet sei dieser ökonomische Prozess säkularer Stagnation von einer schleichenden Aushöhlung der politischen Demokratie, wie sie sich in den ersten Nachkriegsjahrzehnten in Form des fordistisch-keynesianischen Sozialstaats einigermaßen stabil etabliert zu haben schien. Nach der neoliberalen Wende seien aber „die Zweifel an der Vereinbarkeit einer kapitalistischen Wirtschaftsweise mit demokratischer Politik mit aller Wucht zurückgekehrt.“<sup>33</sup> An die Stelle des Sozialstaats sei die neoliberale Utopie einer ‚marktkonformen Demokratie‘ (Angela Merkel) getreten, die sich in ihrer realen Gestalt mehr und mehr als bürokratisch-autoritäre ‚Postdemokratie‘ (Colin Crouch) erweise, der es aber gerade deshalb nicht gelänge, die kumulierten Krisenphänomene zu regulieren, sondern sie im Gegenteil durch eine spezifisch neoliberale Austeritätspolitik noch verstärke.

„Geht es also mit dem Kapitalismus zu Ende?“<sup>34</sup> Streeck hat daran kaum einen Zweifel. Allerdings bemerkt er – abweichend von Polanyi<sup>35</sup>: „Wir sollten ... lernen, über ein Ende des Kapitalismus nachzudenken, ohne uns dabei die Beantwortung der Frage aufbürden zu lassen, was denn an seine Stelle treten solle. Es ist ein marxistisches – oder besser: modernistisches – Vorurteil, dass der Kapitalismus als historische Erscheinung nur dann enden könne, wenn eine neue, bessere Gesellschaft in Sicht ist – und mit ihr ein revolutionäres Sub-

<sup>31</sup> A.a.O., 293, 312-329.

<sup>32</sup> Streeck I, a.a.O., 99f. (Hervorh. WG)

<sup>33</sup> A.a.O., 103.

<sup>34</sup> A.a.O., 106.

<sup>35</sup> Zu Polanyis Sozialismus-Konzeption vgl. M. Brie (Hg.) Polanyi neu entdecken, Hamburg 2015.

jekt, bereit und in der Lage, diese um des Fortschritts der Menschheit willen zu verwirklichen.<sup>36</sup> Vielmehr werde der neoliberal desorganisierte, anomische Kapitalismus an sich selbst zugrunde gehen, ohne dass sich eine neue, postkapitalistische Gesellschaft als Alternative anbiete. „Man könnte meinen, dass sich im Verlauf einer lang anhaltenden Krise dieser Art immer wieder Gelegenheitsfenster für reformistisches oder revolutionäres Handeln öffnen werden. Es sieht jedoch so aus, als desorganisiere der desorganisierte Kapitalismus nicht nur sich selbst, sondern gleichzeitig auch seine Gegenkräfte, wodurch er diese der Fähigkeit beraubt, ihn entweder zu überwinden oder, alternativ, zu retten. Damit der Kapitalismus sein Ende findet, muss er deshalb selbst für seine Zerstörung sorgen – und genau das erleben wir heute.“<sup>37</sup>

Wallersteins vorsichtiger und Streecks expliziter Agnostizismus hinsichtlich der Alternativen zum untergehenden Kapitalismus beruht vor allem auf ihrer methodisch begründeten und durch Erfahrung belehrten Skepsis gegen allzu forsche Spekulationen über die Zukunft, in mancher Hinsicht nicht unähnlich der marxischen Weigerung „Rezepte (...) für die Garküche der Zukunft zu verschreiben“.<sup>38</sup>

## Jeremy Rifkin – Paul Mason

Wissenschaftliche Skrupel dieser Art kennen die beiden international prominentesten Vertreter der These vom „Ende des Kapitalismus“ kaum. Jeremy Rifkin<sup>39</sup> und Paul Mason<sup>40</sup> sind – entgegen aller postmodernen Kritik<sup>41</sup> – nach wie vor von der kulturell-politischen Wirkung ‚großer Erzählungen‘ überzeugt.

Sie wenden sich an eine breite Öffentlichkeit, Rifkin als ‚Visionär‘, ‚Missionar‘ oder ‚Guru‘<sup>42</sup> des techno-sozialen Fortschritts, Mason eher als politisch links engagierter Demokrat. Und beide schreiben – was man ihnen nicht vorwerfen sollte – gut verständlich, Mason sogar ‚populär‘ im durchaus positiven Sinne. Und beiden wird man auch nicht vorwerfen können, sie verfügten über

<sup>36</sup> Streeck I, a.a.O., 107.

<sup>37</sup> A.a.O., 109 (Hervorh. WG).

<sup>38</sup> K. Marx, Das Kapital, Bd. 1, MEW 23, 23. Gegen dieses ‚Bilderverbot‘ protestiert – ausgerechnet unter Bezug auf Adorno – St. Meretz in einem Vortrag der Marxistischen Abendschule Hamburg vom 15. 9. 2012. Inwiefern die nachfolgend thematisierten ‚Narrative‘ dieser Forderung entsprechen, soll hier nicht entschieden werden.

<sup>39</sup> J. Rifkin, Die Nullgrenzkosten-Gesellschaft. Das Internet der Dinge, kollaboratives Gemeingut und der Rückzug des Kapitalismus, Frankfurt/M. 2016.

<sup>40</sup> P. Mason, Postkapitalismus. Grundrisse einer kommenden Ökonomie, Berlin 2016.

<sup>41</sup> F. Lyotard, Das postmoderne Wissen, 7. Aufl., Wien 2012. Darin wird zwischen wissenschaftlichem und narrativem Wissen unterschieden. Letzteres fuße auf einem Bedürfnis nach einem Bild der Welt als Ganze (Weltanschauung), das keiner weiteren wissenschaftlichen Legitimation bedürfe; dazu zählte Lyotard u.a. die ‚modernen‘ Ideen der Aufklärung, des Fortschritts, des Humanismus, kurz: alle (progressive) Geschichtsphilosophie.

<sup>42</sup> Wie ihn die Medien teils bewundernd, teils kritisch bezeichneten.

wenig Sachkenntnis. Rifkins Texte sind, auch wenn man seinen Interpretationen kritisch gegenübersteht, reich an konkretem Anschauungsmaterial, das für politische Diskussionen über Alternativen zum ‚Kapitalismus wie wir ihn kennen‘, Stoff liefern kann.<sup>43</sup> Bei Mason findet man darüber hinaus bemerkenswerte, durch sozialgeschichtliche Reflexionen zu den Kämpfen der Arbeiterklasse im Kapitalismus des 19. Und 20. Jahrhunderts fundierte Überlegungen zu den Subjekten des Übergangs und zur sozial-ökonomischen Organisation einer demokratisch-postkapitalistischen Gesellschaft.

Für beide steht fest, dass es sich in der Zukunft um eine Weltgesellschaft jenseits von ‚marktwirtschaftlichem Kapitalismus‘ und ‚staatszentriertem Sozialismus‘ handeln wird, und beide finden die materiellen, sozialen und kulturellen Voraussetzungen – teilweise sogar schon realisierte Ansätze – dieser zukünftigen Gesellschaftsformation in der gegenwärtig sich voll entfaltenden ‚Dritten Industriellen Revolution‘<sup>44</sup> vor. Schließlich gehen beide von einer längerfristigen Transformationsperiode aus, in der unterschiedliche Wirtschafts- und Gesellschaftsformen mehr (bei Mason) oder minder (bei Rifkin) konfliktreich neben- und gegeneinander existieren (Hybridgesellschaft). In der Auseinandersetzung zwischen dem Alten und dem Neuen würde sich schließlich – darin sind sich beide einig – die neue, auf ‚kollaborativer‘ Verwaltung von Gemeingütern (Commons) basierende Wirtschafts- und Gesellschaftsformation als überlegen durchsetzen, nicht zuletzt, weil sie in Übereinstimmung mit der eigentümlichen Natur der Produktivkräfte in der entfalteten ‚Dritten Industriellen Revolution‘ stünden.<sup>45</sup>

Worauf stützen sich Rifkin und Mason bei ihrem Optimismus? Zunächst einmal gehen beide von der generellen Annahme aus, dass es sich bei der kapitalistisch organisierten Gesellschaftsformation um ein historisches Phänomen handelt, was ein Werden und ein Vergehen impliziert, im Unterschied zum quasi religiösen und/oder liberalen, von Hegel bis zu Hayek und Fukuyama vertretenen ‚Narrativ‘ vom ‚Ende der Geschichte‘. Zum zweiten aber stimmen sie auch darin überein, dass der Kapitalismus – bei allem technisch-wissenschaftlichem, politischen und teilweise auch kulturellem Fortschritt – nicht nur ökonomische Ungleichheit erhalten oder gar gesteigert, sondern auch grundlegende soziale Bedürfnisse der Menschen vernachlässigt und soziale Institutionen zerstört hat, die die Arbeit und das Alltagsleben in vorkapitalistischen (feudalen) Verhältnissen noch bestimmt hatten (Gemeinschaftsformen wie Allmende, Zünfte etc.), und was insbesondere von den sozialen Unterschichten schon beim Übergang zur industriell-kapitalistischen Produk-

<sup>43</sup> Vgl. etwa die Darstellung des seit mehr als drei Jahrzehnten anhaltenden Kampfes gegen die Patentierung (Einhegung) des genetischen Codes der belebten Welt und um ihre Erklärung zum gemeinsamen Welterbe. In Rifkin, a.a.O., S. 243-250.

<sup>44</sup> J. Rifkin, Die Dritte Industrielle Revolution, Die Zukunft der Wirtschaft nach dem Atomzeitalter, Frankfurt, New York 2011.

<sup>45</sup> Rifkin sieht den Umschlag von der Dominanz der marktwirtschaftlich-kapitalistischen zur kollaborativ-gemeinnützigen Formation etwa um die Mitte des 21. Jahrhunderts voraus. A.a.O., S. 10:

tionsweise als Verlust empfunden worden war und heute weitgehend unbekanntem Widerstand hervorgerufen hatte.<sup>46</sup>

Rifkin und Mason betonen, dass der sich seit der Wende zum 21. Jahrhundert erneut artikulierende, in der Folge der Weltwirtschaftskrise seit 2008 noch zugespitzte Widerstand sozialer Bewegungen gegen das globale System des neoliberalen Finanzkapitalismus sich nicht nur gegen die in den letzten Jahrzehnten sprunghaft angestiegene ökonomische Ungleichheit<sup>47</sup>, sondern gleichermaßen auch gegen die Zerstörung der natürlichen Umwelt wie der sozialen Beziehungen in der Arbeits- und Lebenswelt der Menschen, die mangelhafte – hinter den realen Möglichkeiten weit zurückbleibende – kulturelle Entwicklung gerichtet hat. Und dies, obwohl infolge der ‚Dritten Industriellen Revolution‘ alle diese durch die spezifischen Schranken des globalisierten Kapitalismus erzeugten und zahlreiche Menschen in aller Welt empörenden Mängel beseitigt werden könnten, ja dass das dominierende Profit- und Konkurrenzmotiv die volle Entfaltung der emanzipativen Möglichkeiten dieser Produktivkraftrevolution geradezu behindert.

Weder Rifkin noch Mason kann man ernsthaft den Vorwurf eines ‚technologischen Determinismus‘ machen<sup>48</sup>; vorzuhalten wäre ihnen allenfalls eine Art von naivem ‚Sozialökonomismus‘, der – wie eingangs erwähnt – weitgehend blind ist für die Fragen der politischen Macht. Beide betonen – vermutlich übermäßig – die Bedeutung von Wissenschaft und allgemeinem Wissen, von individueller Kreativität, sozialer Kooperationsfähigkeit usw. der lebendigen Arbeitskraft als grundlegende Bedingung der ‚Dritten Industriellen Revolution‘ und nur auf diesem, als systemisch verstandenen Zusammenhang gründen sie ihre Erwartungen bzw. Hoffnungen auf Überwindung des Kapitalismus, weil er sich seinerseits in wachsendem Maße als Schranke dieser Entwicklung erweise. Die Aufgabe, diese Schranke und damit den ‚marktwirtschaftlichen Kapitalismus‘ als dominante Produktions- und Verteilungsweise (Rifkin) oder

---

<sup>46</sup> Dass es sich hierbei nicht bloß um romantische Verklärungen der Vergangenheit handelt, belegen zahlreiche sozial-historischen Untersuchungen zu Lage, Bewusstsein und Abwehrkämpfen der sozialen Unterschichten im Übergang zum industriellen Kapitalismus. Vgl. etwa E. P. Thompson, *Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1980; A. Griebinger, *Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewusstsein deutscher Handwerksgelesen im 18. Jahrhundert*, Frankfurt/M., Berlin 1981; Allgemeiner: J. Kuczynski, *Geschichte des Alltags des deutschen Volkes* (hier Bd. 2, 1650-1810), Köln 1981.

<sup>47</sup> Th. Piketty, *Das Kapital im 21. Jahrhundert*, München 2014. Vgl. dazu etwa G. Fülberth, *Piketty: Verteilungsgeschichte des 20. Jahrhunderts*, in: *Z 100* (Dez. 2014), S. 61-68.

<sup>48</sup> Auch wenn einzelne Formulierungen, insbesondere bei Rifkin, in diese Richtung gedeutet werden könnten. Der Vorwurf, nicht nur gegen Rifkin, beruht aber häufig selbst auf einem technizistischen Missverständnis des Begriffs der Produktivkräfte, der nicht nur die ‚Natur‘ (Boden, Bodenschätze etc.) und die sachlichen Produktionsmittel (Werkzeuge, Maschinen, Automaten, Roboter, Computer, 3D-Drucker etc.), sondern auch die menschliche Arbeitskraft und ihre spezifischen körperlichen, nervlichen, emotiven und geistigen Fähigkeiten in einem durch Organisation, Wissenschaft, allgemeinem Wissen und Information vermittelten System der Produktivkräfte mit einschließt.

als Gesellschaftsformation insgesamt (Mason) aktiv zu überwinden, bleibt bei beiden selbstverständlich den lebendigen Individuen vorbehalten, die durch ihr entwickeltes technisches, soziales und kulturelles Wissen, ihre kooperative Kompetenz und ihre netzwerkartige Verflechtung auf diese Aufgabe – zumindest potentiell – immer besser vorbereitet seien.<sup>49</sup> Diese subjektiven Momente erlangen in der objektiven Verwertungskrise des Kapitals im Rahmen der ‚Dritten Industriellen Revolution‘ sowohl nach Rifkin als auch nach Mason ihre eigentümliche historische Sprengkraft. Sie stehen für einen tief greifenden gesellschaftlichen Umbruch, der wahrscheinlich nicht weniger bedeutend und dauerhaft sein wird als der, der die Gesellschaft zu Beginn der kapitalistischen Ära aus einer theologischen in eine ideologische Weltsicht katapultiert hat.<sup>50</sup>

Rifkin beruft sich bei seiner Krisenanalyse auf Oskar Lange, J. M. Keynes und ausführlicher auf die oben erwähnte Hypothese von Larry Summers<sup>51</sup>, wonach der technologisch fortgeschrittene ‚Kapitalismus des Informationszeitalters‘ mangels Verwertungsmöglichkeiten auf eine ‚säkularen Stagnation‘ zusteuere, da die ‚Grenzkosten für Informationsgüter‘ gegen Null tendierten und damit auf lange Sicht die Preise unter Wettbewerbsbedingungen für die Unternehmen keinen Gewinn mehr abwerfen würden. Dies sei nach Summers deshalb so dramatisch, weil eine immer größere Zahl von ‚Gütern‘ einen immer größeren Bestandteil an ‚Information‘ (d.h. Wissen) enthielten, deren Preise und die daran gekoppelten Gewinnerwartungen in die gleiche Richtung wiesen, was reale Investitionen immer unattraktiver mache. Investoren seien daher in wachsendem Maße auf den spekulativen Sektor der ‚Finanzindustrie‘ verwiesen, wo es nicht mehr um die Generierung von Produktion und Wachstum, sondern lediglich noch um die Umverteilung einer langfristig sinkenden Profitmasse ginge. Als einzigen Ausweg aus diesem Dilemma empfahl Summers neben zusätzlichen öffentlichen Investitionen vor allem eine ‚vorübergehende‘ Unterstützung privater Monopole, u.a. durch besonderen Schutz des ‚geistigen Eigentums‘, um die Preise für informationeller Güter künstlich hoch zu halten. Dies aber – so Rifkin – behindere den sozial-ökologischen wie den technischen Fortschritt gleichermaßen. Vor allem verzögere diese Strate-

<sup>49</sup> Zur kritischen Auseinandersetzung mit diesen und ähnlichen Kategorien und der Konzeption insgesamt vgl. Teil II dieses Literaturberichts.

<sup>50</sup> Rifkin, a.a.O., S. 254. „Heute ermöglicht die .... Dritte(.) Industrielle(.) Revolution es dem Konsumenten, selbst zum Produzenten zu werden. Die neuen Prosumenten wiederum arbeiten zunehmend zusammen, teilen Güter und Dienstleistungen in globalen vernetzten Commons bei nahezu keine Grenzkosten und sprengen damit die Mechanismen des kapitalistischen Marktes. In dem sich entfaltenden wirtschaftlichen Zusammenstoß zwischen Kollaboristen und Kapitalisten manifestiert sich ein kultureller Konflikt, der vermutlich in den kommenden Jahren das Wesen der menschlichen Entwicklung neu definiert. Und wenn es ein Thema gibt, das dem sich abzeichnenden kulturellen Narrativ zugrunde liegt, dann ist das die ‚Demokratisierung von allem‘.“ Ebd.

<sup>51</sup> L. Summers, a.a.O. (Fn 25) Zur aktuellen Lage vgl. J. Goldberg, Rezessionsgefahren, säkulare Stagnation oder neue Mittelmäßigkeit?, in: Z 106 (Juni 2016), S. 56-66.

gie den Übergang zum ‚Internet der Dinge‘, das eine sprunghafte Ausdehnung der informationellen Kommunikation erfordere und die Produktivität dermaßen erhöhe, dass die Grenzkosten und Preise vieler Güter und Dienstleistungen nach Null tendierten, was aus einer ‚Ökonomie der Knappheit‘ „langsam eine Ökonomie des Überflusses ... macht.“<sup>52</sup>

Rifkin sieht in der von Summers vorgeschlagenen Strategie ein parasitäres Moment, das in Widerspruch zur neoliberalen Legende stehe, wonach die marktwirtschaftlich-kapitalistische Konkurrenz die effizienteste Organisationsform der Produktion ist. Gleichzeitig befördere sie aber auch den Widerspruch zahlreicher hochqualifizierter ‚Wissensarbeiter‘ (spezieller der ‚Digital-Arbeiter‘<sup>53</sup>) in der Informations- und Kommunikationsindustrie heraus. Deren ursprünglich überwiegend bloß technokratisches Selbstverständnis sei nach langjähriger Erfahrung mit der Subsumtion unter die Imperative kapitalistischer Profitproduktion, die die Kreativität ihrer Arbeitskraft unterdrücke und sie letztlich nicht vor sozialer Unsicherheit bewahrt habe, allmählich einem Kapitalismuskritischen Bewusstsein gewichen.

Was immer man von diesen Überlegungen Rifkins empirisch halten mag<sup>54</sup>, interessant bleiben Rifkins Spekulationen über die strukturelle Analogie von Wissen, Arbeitsformen und gesellschaftlichem Bewusstsein der modernen Wissensarbeiter mit der Struktur der neuesten Entwicklung in der Informationstechnologie. „Das Internet der Dinge ist der technologische ‚Seelenverwandte‘ der sozialen Commons – ein im Entstehen begriffenes kollaboratives Common. Konfiguration und Wesen der neuen Infrastruktur des Internets der Dinge ist die quelloffene Architektur. Das System ist von Natur aus dezentral und soll sowohl die Zusammenarbeit ermöglichen als auch die Suche nach Synergien, was es zum idealen technologischen Rahmen für die Förderung der Sozialwirtschaft macht. ... Das Auftauchen der IdD-Infrastruktur ... mit ihrer offenen, dezentralen Architektur ermöglicht es sozialen Unternehmen in den kollaborativen Commons das Monopol der vertikal integrierten Riesen [etwa in der Energieversorgung – WG] auf dem kapitalistischen Markt zu durchbrechen, indem sie die Peer-Produktion in lateral skalierten kontinentalen und globalen Netzwerken bei Nahezu-null-Grenzkosten möglich macht.“ Insofern seien die netzwerkartig verbundenen, kollaborativen Produktions-, Verteilungs- und Konsumgemeinschaften gerade auf dem Feld der erneuerbaren Energien ein zentrales Moment für den Erfolg der globalen Energiewende.<sup>55</sup>

Solche auf gemeinsamem Eigentum und/oder gemeinsamer Nutzung beruhenden kooperativen Commons sind nun keine soziale Innovation der neuesten Zeit. In Struktur und Funktion erinnern sie an historisch ältere Formen, insbe-

---

<sup>52</sup> Rifkin, a.a.O., S. 24.

<sup>53</sup> Vgl. C. Fuchs, *Digital Labour and Karl Marx*, New York 2014.

<sup>54</sup> Hierzu kritisch: Ders., *Zur Theoriebildung und Analyse der digitalen Arbeit*, Teil I, in: Z 103 (September 2015), S. 85-95; Teil II, in: Z 104 (Dezember 2015), S. 73-86.

<sup>55</sup> Rifkin, a.a.O., S. 35f., 44.

sondere an die bis in die jüngste Zeit hinein existierenden Genossenschaften. Sie seien – so Rifkin – „die älteste institutionalisierte Form demokratischer selbstverwalteter Aktivität“. Die großen landwirtschaftlichen Einhegungen während der Übergangsperiode vom Feudalismus zur kapitalistischen Marktwirtschaft „machten den ländlichen Commons [zumindest im westlichen Europa – WG] ein Ende, nicht aber dem gemeinschaftlichen Geist, der sie beehrte“ und der über die Jahrhunderte fortlebte in den verschiedensten Formen der Arbeiter- und Bauernsolidarität (Gewerkschaften, Genossenschaften u.a.) auf allen Kontinenten. Dieser demokratisch-kooperative ‚Geist‘ erfahre nun durch die neueste technologische Entwicklung einen ungeheuren Schub, „der im nächsten halben Jahrhundert zum Schwinden des Kapitalismus und zum Aufstieg der kollaborativen Commons als dominantem Modell zur Organisation des wirtschaftlichen Lebens führe(.)“<sup>56</sup>

Rifkins enthusiastisches, mit zahlreichen historischen und aktuellen Beispielen reich illustriertes commonistisches Narrativ steht in der Literatur zum ‚Ende des Kapitalismus‘ nicht allein. Paul Mason hat ein insgesamt nüchterneres, aber für die Commons kaum weniger engagiertes Buch geschrieben, das vor allem wegen seines zwar kritischen, stets aber sympathisierenden Anschlusses an die Kämpfe der klassischen Arbeiterbewegung, die Gewerkschaften und politischen Parteien, an Marx und den Marxismus und wegen seines anti-elitären Demokratismus hier von besonderem Interesse ist.

Wengleich man Mason weit weniger als Rifkin den Vorwurf machen kann, er vernachlässige die politische Dimension des Übergangs zum ‚Postkapitalismus‘<sup>57</sup>, so ist er doch keineswegs frei von einem naiven Vertrauen in die Institutionen der politischen Demokratie und mehr noch in die politische Macht der neuen sozialen Bewegungen. Nicht einmal die keineswegs radikale Kritik seines Landsmanns Colin Crouch am Zustand der zeitgenössischen institutionalisierten Demokratie in den kapitalistischen Staaten des Westens<sup>58</sup> findet er eine Erwähnung wert – ebenso wie die in fast allen diesen Staaten sich derzeit abzeichnenden Trends zu antidemokratischen bis neofaschistischen Bewegungen. Die Existenz rechter politischer Bewegungen passt nicht in’s ungetrübt optimistisch-fortschrittliche Gesellschaftsbild Masons. „In der Vergangenheit wäre eine intellektuelle Radikalisierung ohne Macht sinnlos gewesen. ... In einer Informationsökonomie ändert sich jedoch die Beziehung zwischen Denken und Handeln. ... In einer Informationsgesellschaft wird kein Gedanke, kein Diskussionsbeitrag und kein Traum [! – WG] verschwendet, egal, wo er herkommt – sei es aus einem Zeltlager, einer Gefängniszelle oder einer ‚Imagineering-Sitzung‘ in einem Start-up Unternehmen. Beim Übergang zur postkapitalistischen Gesellschaft können wir durch ein sorgfältiges Design Fehler in der Umsetzung vermeiden. Und diese Gesellschaft kann

<sup>56</sup> A.a.O., S. 32, 34.

<sup>57</sup> Vgl. etwa die einleitenden Bemerkungen in P. Mason, a.a.O., S. 21 f.

<sup>58</sup> C. Crouch, Postdemokratie, Frankfurt/M. 2008.

so wie Software modular gestaltet werden. ... Wir brauchen keinen Plan mehr, wir brauchen ein modulares Projektdesign.<sup>59</sup>

Gewiss wäre es unfair, Masons Buch auf ein solches, an Rifkins euphorische Formulierungen erinnerndes Zitat zu reduzieren, denn er weiß auch, dass die wirklich Mächtigen im Konfliktfall nicht bereit sind, den demokratischen Willen der Bevölkerung, z.B. in Griechenland und anderswo, zu respektieren. „In diesen Fällen kollidiert der Kampf für Gerechtigkeit mit der Macht, die wirklich die Welt beherrscht.“<sup>60</sup>

Es ist hier nicht erforderlich, die nicht immer konsistente Argumentation Masons näher darzustellen (vgl. dazu die Kritik an Mason von Chr. Fuchs in diesem Heft), zumal er in vielen Punkten den Thesen Rifkins folgt, wenngleich er dessen ökonomistisch-antipolitische Haltung als illusionär verwirft.<sup>61</sup> Was ihn freilich selbst nicht vor der Illusion bewahrt, die sozialen Bewegungen gegen den kapitalistischen Charakter der Informations- und Wissensgesellschaft könnten die Welt verändern ‚ohne die Macht zu ergreifen‘.

Hierin sind Masons Überlegungen den Thesen der im folgenden Teil (II) zu behandelnden Autoren nicht unähnlich – und sie verweisen auf eine gewisse Ambivalenz, die in Marx' Kritik der politischen Ökonomie, in seiner Analyse der Pariser Kommune u.a. Schriften selbst enthalten ist.<sup>62</sup>

---

<sup>59</sup> P. Mason, a.a.O., S. 20.

<sup>60</sup> A.a.O., S. 21.

<sup>61</sup> „Einer Beschreibung der gegenwärtigen Realität am nächsten gekommen ist Jeremy Rifkin ... Rifkins bedeutsamste Leistung ist, dass er das Potenzial des Internets der Dinge verstanden hat.“ Rifkin reduziere allerdings den Konflikt zwischen marktwirtschaftlichen Kapitalismus und kollaborativen Commons „auf einen Konflikt zwischen Geschäftsmodellen und guten Ideen.“ A.a.O., S. 193f.

<sup>62</sup> Das sog. ‚Maschinenfragment‘ aus den ‚Grundrissen‘ erweist sich dabei als Schlüsseltext, dessen Interpretation durch post-operaistische Autoren wie Negri u.a. sich in vielen Oppositionsbewegungen weltweit durchgesetzt und die verbreitete theoretische Ignoranz oder Unsicherheit in der Frage der politischen Macht und deren Subjekte wenn nicht verschuldet, so doch verstärkt hat.

*Christian Fuchs*

## **Henryk Grossmann 2.0**

### **Eine Kritik an Paul Masons Buch „Postkapitalismus: Grundrisse einer kommenden Ökonomie“**

1857 beschrieb Karl Marx (1857/1858, 94) neue Institutionen, „worin jeder einzelne sich Auskunft über die Tätigkeit aller andren verschafft“ und es ihm möglich gemacht wird, „Verhältnisse und Verbindungen“ untereinander aufzubauen. Da könnte man doch glatt auf den Gedanken verfallen, dass es nicht Tim Berners Lee, sondern Karl Marx war, der das Internet erfand (s. Fuchs 2014a, 17)! Bei dem, was sich wie eine frühe Beschreibung des Internet liest, handelt es sich jedoch um die Analyse von Preiscourantlisten, einer wichtigen Informationsquelle für die Organisation des Handels im 19. Jahrhundert. Denn Marx war nicht nur Theoretiker des Kapitalismus, sondern auch der Kommunikation (s. Fuchs 2016d, 2009; De La Haye 1980) oder, wie er es nannte, der Kommunikationsmittel. Es nimmt daher nicht wunder, dass nicht nur die jüngste kapitalistische Dauerkrise, sondern auch der Siegeszug des Internets das Interesse an Marx befeuert hat. Dabei konnte das Aufkommen eines so genannten digitalen Marxismus beobachtet werden (z.B. Dyer-Witheford 1999, Fisher und Fuchs 2015; Fuchs 2014a, 2014c, 2015a, 2017; Fuchs and Mosco 2012, 2016; Huws 2003, 2014). Auch der Journalist Paul Mason hat sich an das Thema gewagt und mit seinem populärwissenschaftlichen Buch *Postkapitalismus – Grundrisse einer kommenden Ökonomie*<sup>1</sup> einen Schritt in dieses Feld gewagt. In der Monographie macht Mason es sich zur Aufgabe, die Entwicklung der Technologie als Grundlagen zu beschreiben für das, was er eine postkapitalistische Wirtschaft nennt.

### **Lange Wellen der ökonomischen Entwicklung: Kondratieff, Schumpeter und Marx**

Für Paul Mason wird der Postkapitalismus eine Folge des Aufstiegs der Informationstechnologie sein: „Ermöglicht wird der Postkapitalismus durch drei Auswirkungen der Technologien, die in den letzten 25 Jahren entwickelt wurden“ (16): 1.) die Verwischung der Grenze zwischen Arbeit und Freizeit 2.) die Informationsflut 3.) gemeinsame digitale Sharing- und Commonproduktion (peer production). „Der größte innere Widerspruch des heutigen Kapitalismus ist der zwischen der Möglichkeit eines unerschöpflichen Angebots an kostenlosen Gütern und einem System von Monopolen, Banken und Staaten, die alles

---

<sup>1</sup> Paul Mason, *PostCapitalism: A Guide to our Future*. London, 2015. Deutsche Ausgabe: *Postkapitalismus – Grundrisse einer kommenden Ökonomie*. Aus dem Englischen von Stephan Gebauer, Suhrkamp-Verlag, Berlin 2016, 430 S. (Seitenangaben im Text ohne Quellenverweis beziehen sich auf dieses Buch).

tun, damit die Güter knapp, kommerziell nutzbar und in Privatbesitz bleiben.“ (S. 20). Schon bei diesen Prämissen wird klar, dass Mason hier die IT-Wirtschaft überbewertet und völlig ausblendet, dass es sich beim Kapitalismus nicht bloß um einen digitalen, sondern zur gleichen Zeit um einen finanzmarkt-orientierten, industriell hoch entwickelten, von fossilen Rohstoffen befeuerten und von Logistikmonopolen bewegten Kapitalismus handelt (Fuchs 2014a, Kapitel 5).

Mason argumentiert mithilfe einer Theorie langer Krisenzyklen, einer Kombination aus Kondratieffs Theorie der langen Wellen (eine Theorie, die davon ausgeht, dass die kapitalistische Entwicklung sich in 50jährigen Zyklen bewegt, bei denen 25 Jahren ökonomischen Aufschwungs 25 Jahre Rezession folgen) und Marx Theorem des tendenziellen Falls der Profitrate (TFPR). Der „Zyklus ist zum Stillstand gekommen. Und das hat etwas mit dem Neoliberalismus und der Technologie selbst zu tun“ (81), da Firmen Profite eher dafür nutzen, „Dividenden auszuzahlen anstatt sie zu reinvestieren“ (110). Als Faktoren, die den Aufstieg des Neoliberalismus begünstigt hätten, nennt Mason „Fiatgeld, Finanzialisierung, Verdoppelung der Erwerbsbevölkerung, globale Ungleichgewichte einschließlich der deflationären Verbilligung der Arbeit sowie die Verbilligung alles anderen durch die Informationstechnologie“ (151).

Mason setzt den vierten Zyklus für die Zeit von den 1940er Jahren bis 2008 an. Dieser Zyklus wurde, so Mason, durch „Transistoren, Kunststoffe, Massenkonsumgüter, Atomkraft und Elektronenrechner“ vorangetrieben (81). Im Gegensatz zu Joseph Schumpeters Annahmen, so seine Argumentation, rühren Innovationen und die Adaption technischer Neuerungen nicht von unternehmerischer Innovation her, sondern seien auf die Kämpfe der Arbeiterklasse zurückzuführen, die den Kapitalismus immer wieder gezwungen hätten, sich selbst neu zu erfinden (112f.). Die Schlüsseltechnologien des verzögerten fünften Zyklus sind, so Mason, „Vernetzungstechnologie, mobile Kommunikation, ein wirklich globaler Markt und Informationsgüter“ (81).

Die Kombination von Kondratieff und Marx im Rahmen einer marxistischen Theorie der langen Wellen als Alternative zum Schumpeterianismus ist nichts Neues.<sup>2</sup> Dabei scheint Paul Mason die Diskussion dieser zwei Theoreme bei Ernest Mandel, z.B. in „Der Spätkapitalismus“ (1972; für eine Diskussion siehe Fuchs 2016d, 151-152, 211) zu ignorieren oder nicht zu kennen. Mandels Analysen legten die Existenz langer Zyklen der Entwicklung der Profitrate nahe und gingen von einem Abschwung der 4. Welle seit ca. 1967 aus. Ähnlich wie Mandel nimmt Mason an, dass der tendenzielle Fall der Profitrate sich in langen Wellen vollzieht, die ca. 50 Jahre andauern: „Die rückläufige Tendenz einer Profitrate, die in unablässiger Wechselwirkung mit den entgegenwirkenden Einflüssen steht, erklärt sehr viel besser als Kondratjews Inter-

<sup>2</sup> Vgl. IMSF Informationsbericht Nr. 41, Große Krisen des Kapitalismus – Lange Wellen der Konjunktur?, Frankfurt/M. 1985, und Stanislaw Menschikow, Lange Wellen in der Wirtschaft. Theorie und aktuelle Kontroversen. Internationale Marxistische Diskussion, IMSF, Frankfurt/Main 1989.

pretation, was den Fünfzig-Jahr-Zyklus antreibt“ (117). Mandel schrieb in seiner Dissertation von 1972: „Die Geschichte des Kapitalismus im internationalen Bereich erscheint so nicht nur als ein Nacheinander von zyklischen sieben und zehnjährigen Bewegungen, sondern auch als ein Nacheinander von längeren, etwa fünfzigjährigen Perioden. [...] Aufsteigende Konjunktur ist nur bei steigender Profitrate möglich, die ihrerseits die Bedingungen für eine neuerliche Erweiterung des Marktes und der Konjunktur schafft. An einem bestimmten Punkt der Entwicklung müssen aber die gestiegene organische Zusammensetzung des Kapitals und die Begrenzung des Absatzes der Waren an die ‚letzten Konsumenten‘ sowohl die Profitrate senken wie auch den Markt relativ einengen. In der Überproduktionskrise entladen sich diese Widersprüche. Die fallende Profitrate führt zur Einschränkung der Investitionen, die den ‚Krach‘ in eine Depression verwandelt“ (Mandel 1972, 113, 401)

Wie Kondratieff, Schumpeter und Mandel nimmt Mason an, dass Fünfzig-Jahr-Zyklen der langfristige Rhythmus des Profitsystems“ (110) sind. Doch gerade seine eigenen Behauptungen sprechen gegen eine derart metaphysische Annahme auf 50 Jahre angelegter Wellenlängen: An anderer Stelle beziffert er die Länge der vierten Welle mit 60 Jahren (S. 81). Setzt man voraus, dass der Kapitalismus als ein komplexes, dynamisches und offenes System funktioniert (Fuchs 2004, 2006b, 2002) kann die deterministische Behauptung von Wellen, die 50 Jahre andauern, nicht aufrechterhalten werden (s. Fuchs 2016d, 150-159).

Im Gegensatz zu Neoschumpeterianern wie Christopher Freemann oder Carlot Perez weist Mason die Annahme zurück, das Zeitalter der Informationstechnologie resultiere in einer längeren Welle mit ausgedehntem Wachstum. Der Grund dafür ist weder Skepsis gegenüber Determinismus, undialektischer und instrumenteller Logik, sondern eine andere Form des Determinismus: Paul Masons Hauptargument läuft darauf hinaus, dass Informationstechnologie den Zusammenbruch des Kapitalismus herbeiführen wird.

## **Karl Marx**

„Marx konnte die entscheidenden Phänomene des 20. Jahrhunderts nicht berücksichtigen: den Staatskapitalismus, die Monopole, die komplexen Finanzmärkte und die Globalisierung“ (88). Offensichtlich hat Marx nicht im 20. Jahrhundert gelebt. Doch hat er viele Entwicklungen antizipiert und, anders als Mason behauptet, sehr wohl etwas von Globalisierung, Monopolen und der Finanzwelt verstanden. Schon im Kommunistischen Manifest wiesen Marx und Engels auf die enge Verzahnung von Kapitalismus, Globalisierung und Technologie hin. So habe es beim „Handel, der Schifffahrt, den Landkommunikationen eine unermessliche Entwicklung gegeben. Diese hat wieder auf die Ausdehnung der Industrie zurückgewirkt. [...] Überall muß sie [die Bourgeoisie] sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen. (MEW 4: 463f, 464) Gerade aufgrund der neuen Entwicklungen – neuer Kommunikationswege und einer neuen Runde der Globalisierung – könnten wir, meint Eric Hobsbawm (2011, 112), heute viel klarer sehen, wie sich die

Vorhersagen des Manifests realisieren, als die Generationen zwischen seinem Erscheinen und unserer Zeit.

Auch trifft es nicht zu, dass Marx die Tendenz zum Monopol im Kapitalismus nicht gesehen haben soll. Die Entwicklung in dieser Richtung ist ein Kernaspekt von dem, was Marx im 1. Band des Kapitals die historische Tendenz der kapitalistischen Akkumulation nennt. Diese schließt eine „Zentralisation von Kapital“ aufgrund der „immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst“ ein, so dass für Marx gilt: „Je ein Kapitalist schlägt viele tot.“ (MEW 23: 790) Er hatte auch ein Auge für den Anteil der Spekulation und die Krisenanfälligkeit des Finanzkapitals, wie seine Analysen des fiktiven Kapitals im dritten Band seines Hauptwerkes belegen. Er nannte die Finanzbranche „ein ganzes System des Schwindels und Betrugs mit Bezug auf Gründungen, Aktienaussgabe und Aktienhandel“ (MEW 25: 454).

Entgegen der Annahme Masons müssen wir hervorheben, dass Marx viele der Entwicklungstendenzen des Kapitalismus im 20. Jahrhundert vorausahnte. Der Kapitalismus erfährt – mit den Begriffen der Dialektik Hegels gesprochen – durch seine Krisen Aufhebungen, die relativ unvorhersehbare Veränderungen hervorbringen im Stande sind. Durch Krisen tun sich Scheidewege (sogenannte Bifurkationen) auf, die den Fortgang des Systems destabilisieren. Marx' Theorie selbst ist dialektisch und historisch in dem Sinne, dass sie die grundlegenden Strukturen und Tendenzen des Kapitalismus beschreibt, jedoch für jede spezifische Phase kapitalistischer Entwicklung neu adaptiert und „aufgehoben“ werden muss. Marx ist also für die Analyse des gegenwärtigen Kapitalismus keineswegs ungeeignet, sondern seine Theorien bilden gerade die Basis für eine dialektische Analyse nicht nur des Kapitalismus des 21. Jahrhundert, sondern ebenso aller anderen Epochen des Kapitalismus und der Klassengesellschaft (s. Fuchs 2016a, 2011).

## **Marx „Grundrisse“ und die Einzigartigkeit der Information**

Mit Hilfe der neo-klassischen Gütertheorie stellt Paul Mason die Hypothese einer Einzigartigkeit der Information auf: „Die Informationsgüter verändern alles“ (164), weil sie keine Rivalität im Konsum haben und andere nur schwer von ihrem Konsum ausschließbar sind (165) und weil sie „kostenlos reproduziert werden“ können (165). Information würde daher den Preismechanismus unterlaufen, was im Gegenzug einen Widerspruch zwischen künstlichen kapitalistischen Datenmonopolen und „gemäß Allmende-Logik produzierten Gütern“ (195) als auch der alternativen, nicht-marktwirtschaftlichen Informationsökonomie erzeugen würde. Als Beispiel für letzteres nennt Mason z.B. Wikipedia, Wikileaks, Open Source, Creative Commons, kostenlose Software etc.

Damit stößt Paul Mason ins gleiche Horn wie Jeremy Rifkin, der die Zukunft einer „Null-Grenzkosten-Ökonomie“ heraufbeschwört: Wo Kommunikationstechnologie, Erneuerbare Energien und die Weiterentwicklung öffentlicher Verkehrsmittel in einem „Internet der Dinge“ aufeinander träfen, entstünde eine Marginal- oder nahezu Nullkosten-Gesellschaft, in welcher „die Grenzkosten der Produktion und Distribution“ von Information „fast auf Null sän-

ken“ (Rifkin 2015: 5). Damit würden kollaborative „commons“ (Gemeingüter) entstehen, die den „Übergang von der kapitalistischen Ära ins kollaborative Zeitalter“ beschleunigen, „die Biosphäre heilen und in der ersten Hälfte des 21. Jahrhundert eine gerechtere, humanere und nachhaltigere globale Ökonomie für jedes menschliche Wesen auf der Erde“ (Rifkin 2015: 380) schaffen würde. Sowohl Mason als auch Rifkin äußern sich überschwänglich optimistisch darüber, wie Informationstechnologie das Ende des Kapitalismus einläuten und einfach in einer besseren Welt enden muss, die den Kapitalismus transzendiert. Dieser Optimismus stützt sich auf einen gefährlichen Techno-Determinismus, der den antagonistischen Charakter des digitalen Kapitalismus und seine imperialistischen Tendenzen unterschätzt, sich neue, innere Kolonien der Ausbeutung zu schaffen.

Masons Analyse stützt sich dabei auf eine spezielle Lesart von Marx „Maschinenfragment“ aus den Grundrissen (MEW 42: 590ff.), die besonders durch eine theoretische Schule innerhalb des „autonomen Marxismus“ vorangetrieben wurde, der z.B. Antonio Negri, Michael Hardt, Carlo Vercellone, Yann Moulier Boutang, Maurizio Lazzarato und Paolo Virno zugehören, auf den sich Mason positiv bezieht. Seiner Interpretation nach stellt der Aufstieg der Informationsökonomie – oder dessen, was die Autoren dieser Schule den „kognitiven Kapitalismus“ nennen – das Wertgesetz auf den Kopf, stellt die Arbeitszeit als Quelle des Werts in Frage und lässt ihn „unmessbar“ und „immateriell“ werden, wodurch eine letzte Krise des Kapitalismus heraufziehe und mit ihr auch gleich der Übergang zum Kommunismus einsetze.

Marx' Grundrisse würden zeigen, dass „eine Maschine, die ewig währt oder ohne Arbeitsaufwand erzeugt werden kann, [...] keine Arbeitsstunden zum Wert der von ihr erzeugten Produkte hinzufügen“ (224) würde. Er fährt fort, dass die Informationsökonomie eine „Welt der kostenlosen Dinge“ hervorbringe, die „nicht kapitalistisch sein“ (194) könne, eine „Aushöhlung des Werts“ (195) zeitige und mit der der Wert letztendlich „verschwinde“ (228). Sein Argument geht wie folgt: Informationstechnologie erzeuge eine zeitlose, von der Arbeitszeit entkoppelte Ökonomie: „Nützliche Dinge, die mit verschwindend geringem Arbeitsaufwand produziert werden können, werden wahrscheinlich gratis sein“ (221). „Die Informationstechnologie ist nur das jüngste Ergebnis eines Innovationsprozesses, der seit 250 Jahren läuft. Informationen verleihen diesem Prozess jedoch eine neue Dynamik. Denn die Informationstechnologie bringt Maschinen hervor, die nichts kosten, ewig halten und nicht zusammenbrechen“ (ebd.) „Technologisch sind wir auf dem Weg zu kostenlosen Gütern, nichtmessbarer Arbeit, exponentiellen Produktivitätszuwächsen und der umfassenden Automatisierung physikalischer Prozesse. Gesellschaftlich sind wir Gefangene einer Welt, die von Monopolen, Ineffizienz, den Ruinen eines vom Finanzsektor beherrschten freien Markts und der Ausbreitung von ‚Bullshit-Jobs‘ geprägt ist. Der wesentliche innere Widerspruch des modernen Kapitalismus ist der zwischen der Möglichkeit kostenloser, im Überfluss vorhandener Allmendeprodukte und einem System von Monopolen, Banken und Regierungen, die versuchen ihre Kontrolle über

die Macht der Information aufrechtzuerhalten. Es tobt ein Krieg zwischen Netzwerk und Hierarchie.“ (196)

Für Mason gibt es „strukturelle Hindernisse“ (232), die dem Entstehen des Info-Kapitalismus im Wege stehen: Nullkosten, Nullpreise, das Problem der Umbildung von Arbeitskräften und der menschlichen Widerstand gegen die Kommodifizierung: „Daher kämpft der Informationskapitalismus in Wahrheit ums nackte Überleben. Wir sollten mitten in einer dritten industriellen Revolution stecken, aber sie ist zum Stillstand gekommen (...) Eine auf Wissen beruhende Volkswirtschaft kann aufgrund ihrer Tendenz zu kostenlosen Produkten und schwachen Eigentumsrechten keine kapitalistische Volkswirtschaft sein.“ (234)

Im Anhang zu meinem Buch „Reading Marx in the Information Age“ habe ich mich auch auf das „Maschinenfragment“ in Marx Grundrissen konzentriert (Fuchs 2016d, 360-375) und habe mich dort mit der Sichtweise der „autonomen Marxisten“ auseinandergesetzt, auf die sich Mason bezieht. Ein Hauptproblem besteht meines Erachtens in einem Missverständnis des Fragments, besonders der Passage, in welcher Marx schreibt: „Sobald die Arbeit in unmittelbarer Form aufgehört hat, die große Quelle des Reichtums zu sein, hört und muß aufhören, die Arbeitszeit sein Maß zu sein und daher der Tauschwert [das Maß] des Gebrauchswerts“ (MEW 42: 601). In der ganz bestimmten Form des Marxismus, auf die sich Mason bezieht, wird diese Passage dahingehend gedeutet, dass die Informationstechnologie und der „kognitive Kapitalismus“ das Wertgesetz außer Kraft setzen und den automatischen Übergang zum kognitiven Kommunismus zur Folge haben werde.

Doch Marx macht deutlich, dass dies nur für die Situation gelte, in welcher die „Arbeitermasse selbst ihre Surplusarbeit“ sich aneignen muss (MEW 42: 604). Marx spricht vom Zusammenbruch des Wertgesetzes im Postkapitalismus, nicht im Kapitalismus! So lange der Kapitalismus existiert, bildet das Wertgesetz die räumliche und zeitliche Grundlage für die Ausbeutung der Arbeitskraft. Informationstechnologie erweitert den Widerspruch zwischen den Produktivkräften und den Produktionsverhältnissen, doch sie machen das Wertgesetz mitnichten ungültig.

In seiner Studie zu Marx Grundrissen beschreibt Roman Rosdolsky (1968: 504), wie Marx beim Verfassen des Fragments an das „Absterben des Wertgesetzes im Sozialismus“ gedacht haben muss, nicht etwa im Kapitalismus. Ebenso betont Moishe Postone (2008: 126) die Krise des Wertes im Kapitalismus sei „nicht durch eine neue Form des Reichtums ersetzt“ worden, sondern sie bleibe „notwendige strukturelle Vorbedingung der kapitalistischen Gesellschaft“. Der „Kapitalismus eröffnet zwar die Möglichkeit seiner eigenen Negation, doch er verwandelt sich nicht automatisch in etwas anderes“ (Postone 2008: 127). Mit Rosdolskys Studie der Grundrisse und den Arbeiten von Postone, einem der bekanntesten Vertreter der Schule der Wertkritiker, sind nur zwei marxistische Ansätze genannt, die Mason offensichtlich nicht berücksichtigt hat. Er kommt damit zu einer eindimensionalen und deterministischen Interpretation der Arbeitswerttheorie. Zudem ignoriert er die Dis-

kussionen über die digitale Werttheorie (Fisher und Fuchs 2015, Fuchs 2014a; Fuchs 2015a, Kap. 4-6). In dieser zugegeben komplexen und viele Aspekte berührenden Debatte geht es um mehrere Gedankenstränge, die verschiedene Kategorien, wie etwa die Produktivität der digitalen Arbeit, den Gesamtarbeiter, die Zirkulationssphäre, die Rente, die Werbung als ideologische Arbeit, gesellschaftliche Reproduktionsarbeit, die Konsumarbeit, die Kommodifizierung, die Arbeit des Publikums und der Nutzer, die politische Ökonomie personalisierter Onlinewerbung oder immaterielle Arbeit/den kognitiven Kapitalismus in den Vordergrund rücken. Mason begnügt sich schlicht mit letzterem und einer darauf beruhenden Interpretation der Werttheorie der digitalen Arbeit.

Obgleich die Zeit, die nötig ist, Informationen zu kopieren, recht klein ist, können wir immer noch beobachten, wie das Kapital versucht, neue Formen der Arbeitszeit, der Wertschöpfung und der Ausbeutung einzuführen. Erstens ist es natürlich so, dass kommerzielle Software und andere Informationsgüter nicht einmal hergestellt und dann immer wieder aufs Neue kopiert werden können. Vielmehr gibt es immer neue Versionen, konstante Updates und Formen des technischen Supports in Form menschlicher Arbeit. Es ist daher kaum überraschend, dass die Anzahl jährlicher Arbeitsstunden im IT-Sektor und anderen Informationsbranchen (einschließlich Softwareentwicklung und anderer Berufe) z.B. in Deutschland von 765 Millionen im Jahr 2000 auf 1,069 Milliarden im Jahr 2010 angestiegen sind (OECD STAN). Zweitens muss in Betracht gezogen werden, dass die politische Ökonomie des Internets auf personalisierter Werbung basiert. Die Werbeindustrie taucht in Masons Analyse bloß als Fußnote auf, obgleich die globalen Einnahmen der Industrie von 234 Milliarden Pfund Sterling 2010 auf 283 Milliarden im Jahr 2014 anstiegen (Ofcom 2015). Der Anteil von online geschalteter Werbung hat insgesamt stark zugenommen, was als ein Grund für die Krise der Printmedien angesehen werden kann. Bei Google und Facebook handelt es sich daher auch folgerichtig nicht um „Kommunikations“-Firmen, sondern vielmehr um die weltgrößten Werbeagenturen (Fuchs 2014c). Werbung basiert nicht nur auf der Arbeitszeit der professionellen Marketingstrategen, sondern auch auf der Zeit, in welcher Kunden ihr Aufmerksamkeit widmen und sich auf kommerziellen Webseiten aufhalten. Im Kern handelt es sich dabei um (unbezahlte) Arbeitszeit. Dieses Phänomen lässt sich, wie ich bereits an anderer Stelle gezeigt habe, mit Dallas Smythes Theorie einer Verwischung der Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit und zwischen Spiel und Schufferei erklären (Fuchs 2014a, 2014c, 2015a).

Drittens existiert eine internationale Arbeitsteilung der „digitalen“ Branche, in welcher verschiedene Formen der Arbeit organisiert sind (Fuchs 2014a, 2015a). Dies reicht von der Ausbeutung halb versklavter Minenarbeiter im Kongo, tayloristisch organisierter Montagearbeiten bei Foxconn in China und Taiwan bis hin zu Softwareentwicklern in Indien oder dem Silicon Valley und eben den mannigfaltigen Formen unbezahlter Onlinearbeit (ebd.). Die Produktion von Informationstechnologie ist auf hohe Ausbeutungsraten der Arbeit angelegt und sehr zeitaufwendig. Die Annahme, in dieser Informationsökonomie würde das Wertgesetz seine Gültigkeit verlieren, unterschätzt die Ge-

fahren, die von tatsächlich existierender Ausbeutung in der kapitalistischen Ökonomie ausgehen.

Viertens finden sich in der digitalen Arbeitswelt unzählige Formen irregulärer, unbezahlter, prekärer, outgesourcter, crowdgesourcter Arbeit und auch die jüngst in aller Munde geführten Click-Worker. Als Beispiel ließe sich der Gebrauch von Facebook, Google, Youtube, Weibo, LinkedIn, Pinterest und Instagram anführen. Online-Reviews bei Amazon oder Yelp, Arbeitsbeschaffung über Plattformen wie Upwork, PeoplePerHour, Amazons Technical Turk oder ClickWorker. Die Teilnahme an Kundenumfragen gehört ebenso dazu wie die Installation von Software Updates, Spamlöschung, die Zeit, die auf Datingseiten wie Tinder verbracht wird; die Beantwortung professioneller Emails über das Handy oder das Tablet jenseits der Arbeitszeit, das Arbeiten im Zug, in der U-Bahn oder in Cafés oder das Online-Buchen von Reisen.

Unbezahlte Arbeit und produktiver Konsum, der Wert hervorbringt, finden sich nicht nur im Internet. Man denke nur an Selbstbedienungstankstellen, die IKEA-Möbel zum selber zusammenbauen, Hausarbeit allgemein, den Weg zur Arbeit, die Säuberung von Abfall, bevor man ihn wegwirft, Bankomaten, Selbstbedienungskassen im Supermarkt, die Kultur unbezahlter Praktika, Check-In-Schalter an Flughäfen, Ticketautomaten in der U-Bahn, Zug- und Busstationen, automatisierte Kioske in privatisierten Postbüros, Selbstbedienung in Restaurants, Fast-Food-Ketten etc. „Schattenarbeit umfasst all die unbezahlten Aufgaben, die wir im Grunde genommen für die Unternehmen erledigen. [...] Kunden zapfen ihr eigenes Benzin, setzen ihr eigenes Bier an, servieren sich selber ihren Frozen Yoghurt und packen sich ihren Basmati-Reis an der Selbstbedienungstheke des Wholefoods ab und kleben den Preis drauf. Sie füllen ihre Teller an Salatbars, Lo Mein, Makkaroni mit Käse oder Rührei gibt es am Büfett. [...] Mit 3-D Druckern ist nur noch der Download des Designs nötig, um viele Objekte auszudrucken, die man vor nicht allzu langer Zeit im Laden gekauft hätte. Das ist nichts anderes als Heimarbeit.“ (Lambert 2015: 1, 251f.).

Die Arbeit von Konsumenten und sogenannten „Prosumern“ „im Schatten“ funktioniert deshalb, weil sie sich objektiv nicht wie Arbeit anfühlt, am Ende des Tages aber Wert für das Unternehmen erzeugt wurde. Und doch hat sie Zeit in Anspruch genommen. Und zwar Zeit, die außerhalb der Warenkultur hätte genutzt werden können. Sie ersetzt bezahlte Arbeit durch prekäre und unbezahlte Arbeit und hilft so den Unternehmen dabei, Profite zu erhöhen, indem sie ihre Lohnkosten senken können. Damit ließe sich formulieren, dass Konsumenten und Kunden Teil der Arbeiterklasse geworden sind.

Es ist nicht meine Absicht, hier die Übernahme stupider Arbeiten durch Maschinen zu verdammen. Vielmehr geht es mir darum, die Widersprüche offen zu legen, auf die Marx in seinem Maschinenfragment hingewiesen hat – Widersprüche, die sich im Zeitalter der Informationstechnologie so zuspitzen, dass die Automatisierung und Digitalisierung der Arbeit eben nicht nur zu Arbeitslosigkeit führt, sondern auch neue Formen der Ausbeutung hervorbringt, die nicht nur prekär, sondern oft auch unbemerkt und versteckt wirken.

Ein Blick auf die massiven Profite der größten transnationalen (digitalen) Medienkonzerne genügt, um zu verstehen, dass das Wertgesetz noch wirksam ist. 2015 belegte Appli mit einem jährlichen Profit von 44,5 Milliarden Dollar den 12. Platz der größten transnationalen Unternehmen. Microsoft lag an 25. Stelle (ca. 20,7 Milliarden), es folgen Google an 39. Stelle, IBM an 44., Comcast an 46., Disney an 84. Stelle, HP an 96., Foxconn an 122., Century Fox an 150., Time Warner an 163, etc. (Forbes 2000, 2015). Diese Profite sind nicht vom Himmel gefallen und sind nicht aus Nichts geschöpft worden. Sie sind das Resultat der Ausbeutung von bezahlter, unbezahlter, prekarisierter oder outgesourcter digitaler Arbeitszeit, die ökonomischen Wert in der internationalen Teilung der Arbeit produziert.

Der Grund dafür, dass die Internetökonomie (wie alle Bestandteile des Kapitalismus) nicht gegen Krisen gefeit ist, liegt jenseits des Wertes und der Arbeitszeit. Es sind vielmehr die völlig überzogenen, ideologisch induzierten Erwartungen, der Aufstieg des Internets könne den Fall der Profitraten in anderen Branchen kompensieren. Jede neue Entwicklung in der digitalen Welt führt zu neuen Versionen dieser Heilsversprechen (Mosco 2004) und techno-optimistischen Ideologien, die das Internet und die Computertechnologie fetischisieren. Die Hoffnungen auf massive Profite im kapitalistischen Internet haben sich von jeder ökonomischen Realität weit entfernt. Sie gehen über das hinaus, was durch die Ausbeutung digitaler Arbeit geleistet werden kann. Das treibt die Finanzialisierung der Internetökonomie nur noch weiter voran. Schon die Dot-Com-Krise im Jahr 2000 zeigte, was passiert, wenn solche Finanzblasen platzen.

Der Aufstieg der Informationstechnologie hat zu Widersprüchen geführt, die sowohl ein neues digitales und konsumierendes Proletariat hervorgebracht haben, das Teil der globalen Arbeiterklasse geworden ist, als auch finanzialisierte Informationsmonopole, welche den informationellen Kapitalismus hoch anfällig für Krisen machen. Laut Mason ist ein digitaler, bzw. informationeller Kapitalismus gar nicht möglich. Dabei gehört er zur Realität, in der wir heute gezwungen sind zu leben. Das digitale Wertgesetz hat jedoch nicht nur neue Formen der Ausbeutung hervorgebracht, seine Widersprüche haben auch dazu geführt, dass Räume für nicht-kommerzielle, alternative, kooperative Produktion entstanden und eine solidarische, auf so genannten „Commons“ und Peer-Production basierende Ökonomie außerhalb der kapitalistischen Sphäre aufgetaucht ist, welche das Wertgesetz in Frage stellen. Doch das Ziel und die Tendenz, das Gesetz zu zerstören, folgt keinem Automatismus, der aus der Information bzw. der Informationstechnologie an sich entstünde. Vielmehr ist es so, dass dies nur durch einen bewussten politischen Kampf für die Dekommodifizierung von Information, Wirtschaft, ja der Welt gelingen kann. Das aber setzt eine dialektische politische Einheit von Massen in sozialen Bewegungen und einer Partei voraus (Dean 2016). „Menschenmengen sammeln sich an, doch sie bestehen nicht. [...] [Es ist] die Menge, welche eine Partei dazu drängt, über die Erwartungen hinaus zu gehen [und] die Partei, welche den Mut der Menschen in der Hast der Masse findet. [...] [Die] Partei arbeitet daran, das kollektive Verlangen nach Kollektivität aufrechtzuerhalten, nachdem die Massen bereits nach Hause gegangen sind.“ (Dean 2016, 26, 260)

## **Klassenkampf und politischer Wandel**

Paul Mason gelingt mit seinem Buch kein profunder Beitrag zum digitalen Marxismus. Seine Analyse stellt einen eindimensionalen, technodeterministischen Ansatz dar, welcher die Analyse der digitalen Arbeit, die internationale Arbeitsteilung im IT-Bereich und den Widerspruch zwischen digitaler Arbeit und digitalem Kapital nicht mit einbezieht.

Was ihm dagegen gelingt: Die Identifizierung und Beschreibung der politischen Forderungen, die dabei helfen können, die Bedingungen für den Aufbau einer post-kapitalistischen Gesellschaft zu schaffen. (s. Kap.10). Solche Forderungen umfassen die Reduktion der Normalarbeitszeit; die Unterstützung für Kooperativen und Genossenschaften und die Stärkung ihrer solidarischen und auf Gemeingut basierenden Peer-Ökonomie; die Reduktion der CO<sub>2</sub>-Emissionen; die Stärkung des Sozialstaates und kostenloser öffentlicher Dienstleistungen; die Bekämpfung der Ungleichheit; die Sozialisierung des Finanzsystems; das Vorantreiben menschen-zentrierter Automation, die Beendigung der Privatisierung; die Beförderung von durch den Staat vorangetriebenen Infrastruktur-Projekten (Wohnraum, Transport, Gesundheitsversorgung, Erziehung etc.); die Streichung von Schulden; die Schließung von Steueroasen; die Verhinderung der Möglichkeit von Steuerhinterziehung; oder die Einführung eines allgemeinen, steuerfinanzierten Grundeinkommens (292).

Zwei Anmerkungen dazu. 1.) Es gibt verschiedene Typen von steuerfinanzierten Grundeinkommensmodellen – neoliberale Varianten und progressive. In ersteren wird das Steuermodell insofern verändert, dass die Armen zwar das Grundeinkommen beziehen, doch im Großen und Ganzen eine Umverteilung von unten nach oben stattfindet, beispielsweise durch eine Pauschalsteuer oder die teilweise Abschaffung des Sozialstaates, was sich wiederum für erstere zum Nachteil auswirkt. Da wundert es nicht, wenn Milton Friedman die Idee eines solchen Grundeinkommens über den Klee gelobt hat. Eine Version der neoliberalen Spielart sieht die Abschaffung aller Steuern vor, außer der Mehrwertsteuer, die massiv erhöht werden soll. Eine progressive Idee des bedingungslosen Grundeinkommens hingegen stellt als Maßnahme eine Kombination der Garantie universeller ökonomischer Rechte und einer erhöhten Besteuerung der Profite und der Vermögen der Reichen dar (Fuchs 2006).

2) Für Paul Mason besteht die Notwendigkeit, die Zivilgesellschaft und den Staat für progressive Politik zusammen zu bringen. Das Problem alternativer Projekte besteht in der traditionellen Skepsis, die von Seiten der radikalen Linken dem Staat entgegengebracht wird. Solchen Projekten fehlt es oft an Ressourcen, auch bleiben sie oft Bestandteil einer kleinen Szene aufgeklärter Linker, stützen sich auf freiwillige, hoch selbstaubeuterische Arbeit und vermögen schlussendlich aus dieser Position nichts gegen die Übermacht des Kapitalismus zu unternehmen. Wir benötigen aber im Gegensatz dazu Mechanismen, die progressive Ansätze staatlicher und zivilgesellschaftlichen Handelns kombinieren. Eine Aktion in diesem Sinne wäre die von mir so betitelte partizipatorische Mediengebühr (Fuchs 2015b): Zusätzliche Staatseinkünfte, die durch die Belastung

von Kapital generiert werden, so z.B. durch die Besteuerung von Werbung, werden in diesem Modell eines partizipativen Haushaltes in Form von Bürgerschecks an die Bürger umverteilt. Diese sind sodann angehalten, die jährlich erhaltene Summe nicht-kommerziellen Medien oder Kulturprojekten zuzuführen, die helfen, Diversität in der Öffentlichkeit zu fördern.

Wenn es um Spielräume für politische Veränderungen geht, kommt oft die Frage nach dem möglichen Subjekt dieses Wandels auf. Für Paul Mason konstituieren die Protestler der Gegenwart dieses politische Subjekt. Er sieht also die Notwendigkeit aktiver, bewusster politischer Praxis. Ruft man sich aber noch mal den Technodeterminismus seiner Überlegungen ins Gedächtnis, scheint eine solche Praxis nicht relativ autonom, sondern automatisches Resultat der blinden und zwangsläufig auf Gesellschaft und Menschen wirkenden Kräfte der Informationstechnologie zu sein. Politische Proteste erscheinen bei Mason wie automatische und notwendige Kräfte der Geschichte. Solch eine Analyse unterschätzt die Rolle von Ideologien als Verhinderer politischen Wandels und politischer Bewegungen. Politische Kämpfe folgen nicht automatisch auf Krisen, Krisen bilden nur eine Bedingung für sie. Sie geben als objektive dialektische Faktoren des Kapitalismus den Rahmen und die Grenzen des Möglichen bezüglich der subjektiven Widersprüche vor, wodurch Menschen sich motiviert fühlen, kollektiv in die Gesellschaft einzugreifen und diese verändern zu wollen. „Nicht die geringste Naturnotwendigkeit oder gar automatische Unvermeidlichkeit garantiert den Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus. [...] Die Revolution erfordert die Reife vieler Kräfte, aber die größte unter ihnen ist der subjektive Faktor, nämlich die revolutionäre Klasse selbst. Die Verwirklichung von Freiheit und Vernunft erfordert die freie Rationalität jener, die sie erlangen. Die Marxsche Theorie ist daher mit einem fatalistischen Determinismus unvereinbar.“ (Marcuse 1962 [1941]: 279f.; eine eingehendere Diskussion der Kritischen Theorie Herbert Marcuses im Zeitalter der digitalen und sozialen Medien findet sich bei Fuchs 2016b, Kap. 4).

Wer konstituiert aber dann für Paul Mason das progressive politische Subjekt? Er spricht von „einem neuen Agenten der historischen Veränderung: den gebildeten und vernetzten Menschen“ (18). „In den letzten zwanzig Jahren hat der Kapitalismus eine neue soziale Kraft hervorgebracht, die die ihn beerdigen wird, genau wie er im 19. Jahrhundert das Fabrikproletariat hervorbrachte. Die vernetzten Individuen sind diejenigen, die in den Stadtzentren Protestlager errichten, die Fracking-Anlagen blockieren, Punkrock-Konzerte auf den Dächern russischer Kathedralen veranstalten, im Gezi-Park mit Bier anstoßen, um den Islamismus herauszufordern, eine Millionen Menschen auf die Straßen Rios und Sao Paulos bringen und Massenstreiks in den Industriebezirken Südchinas organisieren. Sie sind die ‚aufgehobene‘ Arbeiterklasse, die verbesserte Version, welche die alte ersetzt.“ (279).

Fast alle Manager, CEOs und andere Mitglieder der Klasse der 1% fallen unter Masons Definition von „gebildet und vernetzt“. Sie sind globalisiert, gut vernetzt, gebildet, einflussreich – und wohlhabend. Sind die gebildeten, verbunde-

nen und vernetzten Hedge-Fonds-Manager und die gebildeten, verbundenen und vernetzten Unternehmer, die ihren Reichtum in Steuerparadiesen parken und verstecken, Teil dieses politischen Subjekts? Natürlich nicht! Bildung, Vernetztheit und Verbundenheit führen nicht automatisch zu politischem Fortschritt. Nähmen wir an, dass die gut ausgebildeten, verbundenen und vernetzten Individuen das progressive Element wären, so würde dies bedeuten, dass die 1% die Avantgarde der Linken sein müsste, was einfach nur lächerlich wäre. Auch faschistische Führungsfiguren und Aktivisten können gebildet sein und sind eben nicht nur Populisten, sondern auch gut vernetzt und verbunden. Wir müssen uns eingestehen, dass ein guter Teil der momentanen politischen Aktionen faschistischen, rassistischen oder rechtsextremen Charakter hat. Krisensituationen sind nicht nur in dem Sinn offen, dass daraus Protest entstehen bzw. durch Ideologien und Repressionen verhindert werden kann, sondern auch in dem Sinne, dass die dominierende politische Ausrichtung solcher Proteste nicht ausgemacht ist.

Paul Masons Sicht auf politischen Wandel ist von Naivität geprägt. Das zeigte sich schon bei seinem Buch „Kicking Off Everywhere: The New Global Revolutions“ (Mason 2012), in welchem er mit an dem Mythos strickte, heutige Proteste wären „Facebook“- und „Twitter“-Revolutionen. Empirische Studien haben dagegen gezeigt, dass Onlinemedien weder heutige Proteste und Revolutionen ausgelöst haben, noch dass sie unwichtig wären (s. Aouragh 2016, Fuchs 2014b, Gerbaudo 2012, Salem 2015, Wilson und Dunn 2011, Wolfson 2014). Proteste entstehen durch eine Dialektik der Vermittlung zwischen Straße, Internet und öffentlichen Plätzen. Sie entstehen durch die Dialektik online und offline, die Dialektik von Angesicht zu Angesicht und vermittelter Kommunikation, sowie die Dialektik der traditionellen und neuen Medien (Fuchs 2014b).

Nicht die gut ausgebildeten, vernetzten und untereinander verbundenen Individuen formen ein politisches Subjekt. Das progressive politische Subjekt bilden jene, deren Arbeit die Gemeingüter – der Natur, des Sozialen, des Wissens, der Kultur, Technologie, des Pflegebereiches oder der Bildung – hervorbringt, sie aber nicht kontrolliert oder sich aneignet. Das 1% ist nicht Teil dieses politischen Subjekts, sondern vielmehr ihr dialektischer Widerpart.

## Fazit

Paul Masons Buch fetischisiert die Informationstechnologie. Er ignoriert die Rolle der digitalen Arbeit und den Gegensatz zwischen digitaler Arbeit und digitalem Kapital in der internationalen (digitalen) Arbeitsteilung. Die Basis seines Ansatzes bildet eine funktionalistische Marx-Lesart, die den imperialistischen Charakter des digitalen Kapitalismus verkennt (Fuchs 2016c) und menschliche Praxis kraft blinder Notwendigkeit aus der Informationstechnologie erklären will. Die lineare, techno-deterministische Argumentationslinie sieht dabei wie folgt aus: Informationstechnologie → Null-Grenzkosten von Informationen → Tendenzieller Fall der Profitrate → Zusammenbruch des Kapitalismus → Postkapitalismus.

„Wir sollten uns nicht dafür schämen an eine Utopie zu glauben“ (288). Paul Mason ist ein utopischer Sozialist 2.0, für den der sozialistische Postkapitalis-

mus nicht aus den Erwartungen und Hoffnungen der sozialistischen Praxis hervorgeht, sondern schlicht aus der Entwicklung der Informationstechnologie entspringt. Das Buch steht damit in der Tradition anderer Zusammenbruchstheorien. Auch wenn seine Theorie weit weniger komplex geraten ist, ist sein Ansatz nicht unähnlich zu dem von Robert Kurz. In Büchern wie „Der Kollaps der Modernisierung“ (1991), „Schwarzbuch Kapitalismus“ (1999) oder „Geld ohne Wert“ (2012), vertritt er die These, dass die mikroelektronische Revolution die Substanz des Wertes zerstören und in einem unaufhaltsamen Fall der Profitrate münden würde, der den Zerfall des Kapitalismus und das Aufkommen einer postkapitalistischen Gesellschaft zeitigen werde: „Per Saldo kann heute grundsätzlich gesagt werden, daß im Zuge der mikroelektronischen Revolution, deren Potential noch längst nicht ausgeschöpft ist, zusammen mit der fordistischen Expansion die Ausdehnung der produktiven Arbeit und damit der realen Wertschöpfung seit Beginn der 80er Jahre zum Stillstand gekommen und inzwischen global negativ geworden ist. Das aber bedeutet nichts anderes, als daß der historische Kompensationsmechanismus, der die gleichzeitige Expansion der kapitalistisch unproduktiven Arbeit trug, bereits nicht mehr existiert. Die Basis der kapitalistischen Reproduktion ist eigentlich schon an ihre absolute Grenze gestoßen, auch wenn dieser Kollaps (im substantiellen Sinne) auf der formellen Erscheinungsebene noch nicht realisiert ist. Diese Realisierung aber stellt sich nicht mehr als bloß verschärfte Degression der Profitrate dar.“ (Kurz 1995).

Auch erinnern die Schlussfolgerungen Masons an den Vater aller ökonomischen Zusammenbruchstheorien, Henryk Grossmann (1929: Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems; basierend auf den Berechnungen, die Otto Bauer in einem Essay angestellt hat [1912/1913]), in dem der Kapitalismus nach 35 Jahren zu seinem Ende kommen sollte. Als Grund dafür führte Grossman Marx' Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate an, das einen automatischen Zusammenbruch des Kapitalismus mit sich bringe. „Erst wenn man sieht, daß durch die relative Abnahme der Profitmasse das kapitalistische System notwendig seinem Zusammenbruch entgegengeht, versteht man, warum Marx dem Gesetz vom tendenziellen der Profitrate, welches die Zusammenbruchstendenz anzeigt, eine so eminente Bedeutung zuschrieb“ (Grossmann 1929, 254). Und: „Nicht daran krankt der kapitalistische Mechanismus, daß er zuviel, sondern daß er zu wenig an Mehrwert hat. Die Verwertung des Kapitals ist seine wichtigste Funktion, und das System stirbt ab, weil diese Funktion nicht erfüllt werden kann.“ (Grossmann 1929, 282f.) Der „Zusammenbruch des Kapitalismus erfolgt nicht infolge abnehmender Produktivkräfte der Erde, sondern trotz der fortschreitend wachsenden Produktivität, und zwar aus Ursachen, die nicht in der Naturschranke, sondern in den gesellschaftlichen Organisationsmängeln zu suchen sind, in der Tatsache nämlich, daß der kapitalistische Mechanismus in dem Profit seinen Regulator hat, der Profit aber auf einer gewissen Höhe der Akkumulation für die Verwertung des angesammelten Kapitals nicht ausreicht.“ (Grossmann 1929, 285).

Bauer berechnete die Entwicklung der Profitrate in seinem Beispiel nur für vier

Jahre. Grossmann extrapolierte diese Berechnung auf 35 Jahre (vgl. Fuchs 2002, 254). Das Problem dabei: In seinen Berechnungen geht der Autor von einer konstanten Mehrwertrate aus, während die organische Zusammensetzung des Kapitals sich erhöht. In Wirklichkeit wirken Klassenkämpfe auf die Mehrwertrate ein, wodurch diese mit zu den wichtigsten gegenläufigen Tendenzen gehören und so auf die Entwicklung der Profitrate einwirken (Fuchs 2016d, 348-350; Fuchs und Sandoval 2014; Fuchs und Gamham 2014, 125-126). Zwar gibt Grossmann zu, dass gegenläufige Faktoren existieren, doch am Ende würden die Tendenzen zur Katastrophe überwiegen und zu einer finalen Krise führen: „Aber trotz aller periodischen Unterbrechungen und Abschwächungen der Zusammenbruchstendenz geht der Gesamtmechanismus mit dem Fortschreiten der Kapitalakkumulation immer mehr seinem Ende notwendig entgegen, weil mit dem absoluten Wachstum der Kapitalakkumulation die Verwertung dieses gewachsenen Kapitals progressiv schwieriger wird. Werden einmal diese Gegen Tendenzen selbst abgeschwächt oder zum Stillstand gebracht (...), dann gewinnt die Zusammenbruchstendenz die Oberhand und setzt sich in ihrer absoluten Geltung als die ‚letzte Krise‘ durch.“ (Grossmann 1929, 140)

Als ein anderes Beispiel mag Lenin gelten: Er unterschätzte auch die negativen Aspekte von Technologie, idealisierte das taylorische System unmenschlicher Rationalisierung und dachte, es wäre bereit, schlicht für eine Anwendung in der sozialistischen Gesellschaft übernommen zu werden: „Das Taylorsystem bereitet – ohne Wissen und gegen den Willen seiner Erfinder – die Zeit vor, wo das Proletariat die ganze gesellschaftliche Produktion in seine Hände nehmen und eigene Arbeiterkommissionen einsetzen wird, um die gesamte gesellschaftliche Arbeit richtig zu verteilen und zu regeln. Die Großproduktion, die Maschinen, die Eisenbahnen, das Telefon – all das gibt Tausende von Möglichkeiten, um die Arbeitszeit der organisierten Arbeiter auf den vierten Teil herabzusetzen und ihnen einen dabei viermal so großen Wohlstand als heute zu gewährleisten.“ (W. I. Lenin 1961 [1914]: 147)

Der Punkt ist, dass Kapitalismus und Herrschaft sich indirekt auch im Charakter der Technologie niederschlagen. Es ist daher unwahrscheinlich, dass der Technologie unter diesen Umständen bloß eine positive und emanzipatorische Rolle zukommt. Sie beinhaltet gegenläufige Tendenzen, die eine positive und emanzipatorische Nutzung zulassen. Allerdings handelt es sich um eine politische Aufgabe: Sowohl die Gesellschaft als auch die Technologie sind zu ändern, um einen demokratischen Sozialismus zu erreichen.

Die Profitrate hängt von der organischen Zusammensetzung des Kapitals und der Mehrwertrate ab. Sie verhält sich direkt proportional zu der Rate des Mehrwerts und indirekt proportional zur organischen Zusammensetzung (Fuchs 2016d, 248-256, 347-351). Technologische Entwicklung kann zur Steigerung beider beitragen, so dass Fall und Anstieg der Profitrate und der ökonomische Ausdruck der Tendenz von den Ergebnissen von Klassenkämpfen und dem Grad der gegenläufigen Tendenzen abhängt. (Fuchs 2016d, 248-256, 347-351). Es existiert schlicht keine Zwangsläufigkeit des Zusammen-

bruchs des Kapitalismus. Die Informationstechnologie stellt lediglich eine Bedingung dafür da, doch bestimmt sie nicht die objektiven und subjektiven Widersprüche des Kapitalismus und seiner Entwicklung. Der ideelle Gesamtarbeiter der Welt muss sich politisch vereinen, um Gesellschaft und Technologie endlich menschlich zu gestalten. Paul Masons Ansatz gerät hingegen zu einem Digitalen Marxismus Grossmanschen Typs 2.0.

*Übersetzung: Alan Ruben van Keeken*

## Literatur

- Aouragh, Miriyam. 2016. Social Media, Mediation and the Arab Revolutions. In *Marx in the Age of Digital Capitalism*, ed. Christian Fuchs and Vincent Mosco, 482-515. Leiden.
- Bauer, Otto. 1912/13. Die Akkumulation des Kapitals. *Die Neue Zeit* 31 (1): 831-838, 862-874
- De La Haye, Yves, ed. 1980. *Marx and Engels on the Means of Communication*. New York.
- Dean, Jodi. 2016. *Crowds and Party*. London.
- Dyer-Witheford, Nick. 1999. *Cyber-Marx: Cycles and Circuits of Struggle in High-Technology Capitalism*. Urbana, IL.
- Fisher, Eran und Christian Fuchs, eds. 2015. *Reconsidering Value and Labour in the Digital Age*. Basingstoke.
- Fuchs, Christian. 2017. Marx lesen im Informationszeitalter: Eine medien- und kommunikationswissenschaftliche Perspektive auf „Das Kapital Band I“. Münster.
- Fuchs, Christian. 2016a. Against Theoretical Thatcherism: A Reply to Nicholas Garnham. *Media, Culture & Society* 38 (2): 301-311.
- Fuchs, Christian. 2016b. *Critical Theory of Communication: New Readings of Lukács, Adorno, Marcuse, Honneth and Habermas in the Age of the Internet*. London.
- Fuchs, Christian. 2016c. Digital Labor and Imperialism. *Monthly Review* 67 (8): 14-24.
- Fuchs, Christian. 2016d. Reading Marx in the Information Age: A Media and Communication Studies Perspective on “Capital Volume I”. New York.
- Fuchs, Christian. 2015a. *Culture and Economy in the Age of Social Media*. New York.
- Fuchs, Christian. 2015b. Left-Wing Media Politics and the Advertising Tax. Reflections on Astra Taylor’s Book “The People’s Platform: Taking Back Power and Culture in the Digital Age“. *tripleC: Communication, Capitalism & Critique* 15 (1): 1-4.
- Fuchs, Christian. 2014a. *Digital Labour and Karl Marx*. New York.
- Fuchs, Christian. 2014b. *OccupyMedia! The Occupy Movement and Social Media in Crisis Capitalism*. Winchester.
- Fuchs, Christian. 2014c. *Social Media: A Critical Introduction*. London: Sage.
- Fuchs, Christian. 2011. *Foundations of Critical Media and Information Studies*. London.
- Fuchs, Christian. 2009. Some Theoretical Foundations of Critical Media Studies: Reflections on Karl Marx and the Media. *International Journal of Communication* 3: 369-402.

- Fuchs, Christian. 2008a. Foundations and Two Models of Guaranteed Basic Income. In *Perspectives on Work*, eds. Otto Neumaier, Gottfried Schweiger and Clemens Sedmak, 235-248. Vienna.
- Fuchs, Christian. 2008b. *Internet and Society: Social Theory in the Information Age*. London.
- Fuchs, Christian. 2006. Wissenskapitalismus und bedingungsloses Grundeinkommen In *Grundeinkommen – In Freiheit tätig sein*, hrsg. Margit Appel, Ronald Blaschke, Christian Fuchs, Manfred Füllsack und Luise Gubitzer, 187-201. Berlin.
- Fuchs, Christian. 2004. The Antagonistic Self-Organization of Modern Society. *Studies in Political Economy* 73: 183-209.
- Fuchs, Christian. 2002. Aspekte der evolutionären Systemtheorie in ökonomischen Krisentheorien unter besonderer Berücksichtigung technikoziologischer Aspekte. In *Christian Fuchs, Krise und Kritik in der Informationsgesellschaft: Arbeiten über Herbert Marcuse, kapitalistische Entwicklung und Selbstorganisation*, 82-401. Norderstedt.
- Fuchs, Christian und Nicholas Garnham. 2014. Revisiting the Political Economy of Communication. *tripleC: Communication, Capitalism & Critique* 12 (1): 102-141.
- Fuchs, Christian und Nick Dyer-Witheford. 2013. Karl Marx@Internet Studies. *New Media & Society* 15 (5): 782-796.
- Fuchs, Christian und Vincent Mosco, eds. 2016. *Marx in the Age of Digital Capitalism*. Leiden.
- Fuchs, Christian und Vincent Mosco, eds. 2012. *Marx is back – The Importance of Marxist Theory and Research for Critical Communication Studies Today*. *tripleC: Communication, Capitalism & Critique* 10 (2): 127-632.
- Fuchs, Christian und Marisol Sandoval. 2014. Introduction: Critique, Social Media and the Information Society in the Age of Capitalist Crisis. In *Critique, Social Media and the Information Society*, ed. Christian Fuchs and Marisol Sandoval, 1-47. New York.
- Gerbaudo, Paolo. 2012. *Tweets and the Streets: Social Media and Contemporary Activism*. London.
- Grossmann, Henryk. 1929. *Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems*. Schriften des Instituts für Sozialforschung Band 1, hrsg. Carl Grünberg. Leipzig.
- Hobsbawm, Eric. 2011. *How to Change the World: Reflections on Marx and Marxism*. New Haven, CT.
- Huws, Ursula. 2014. *Labor in the Global Digital Economy*. New York.
- Huws, Ursula. 2003. *The Making of a Cyberariat*. New York.
- Kurz, Robert. 2012. *Geld ohne Wert. Grundrisse zu einer Transformaion der Kritik der politischen Ökonomie*. Berlin.
- Kurz, Robert. 1999. *Schwarzbuch Kapitalismus. Ein Abgesang auf die Marktwirtschaft*. Frankfurt/Main.
- Kurz, Robert. 1995. *Die Himmelfahrt des Geldes. Strukturelle Schranken der Kapitalverwertung, Kasinokapitalismus und globale Finanzkrise*. *Krisis* 16/17,

[http://www.exit-online.org/textanzl.php?tabelle=schwerpunkte&index=6&posnr=71 &backtext1=text1.php](http://www.exit-online.org/textanzl.php?tabelle=schwerpunkte&index=6&posnr=71&backtext1=text1.php)

- Kurz, Robert. 1991. *Der Kollaps der Modernisierung*. Frankfurt/Main.
- Lambert, Craig. 2015. *Shadow Work. The Unpaid, Unseen Jobs that Fill Your Day*. Berkeley, CA.
- Lenin, W. I. 1961. *Das Taylorsystem – die Versklavung des Menschen durch die Maschine*, in: ders., *Werke* Bd. 20, Berlin..
- Mandel, Ernest. 1972. *Der Spätkapitalismus*. Frankfurt/M..
- Marcuse, Herbert. 1941. *Vernunft und Revolution. Hegel und die Entstehung der Gesellschaftstheorie*, Neuwied/Berlin.
- Marx, Karl. 1894. *Capital*. Volume 3. London.
- Marx, Karl. 1867. *Capital*. Volume 1. London.
- Marx, Karl. 1857/58. *Grundrisse*. MEW Band 42. Berlin.
- Marx, Karl and Friedrich Engels. 1848. In *MECW*, Volume 6, 477-519. London.
- Mason, Paul. 2012. *Why It's Kicking Off Everywhere. The New Global Revolutions*. London.
- Mosco, Vincent. 2004. *The Digital Sublime*. Cambridge, MA.
- OECD STAN: Structural Analysis Database, <http://stats.oecd.org/Index.aspx?DataSetCode=STANI4>
- Ofcom. 2015. *International Communications Market Report 2015*. London.
- Postone, Moishe. 2008. *Rethinking Capital in the light of the Grundrisse*. In *Karl Marx's Grundrisse*, ed. Marcello Musto, 120-137. London.
- Rifkin, Jeremy. 2015. *The Zero Marginal Cost Society*. Basingstoke.
- Rosdolsky, Roman. 1968. *Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen „Kapital“: Der Rohentwurf des Kapital 1857-1858*. Frankfurt am Main.
- Salem, Sara. 2015. *Creating Spaces for Dissent: The Role of Social Media in the 2011 Egyptian Revolution*. In *Social Media, Politics and the State: Protests, Revolutions, Riots, Crime and Politics in the Age of Facebook, Twitter and YouTube*, ed. Daniel Trotter and Christian Fuchs, 171-188. New York.
- Wilson, Christopher and Alexandra Dunn. 2011. *Digital Media in the Egyptian Revolution: Descriptive Analysis from the Tahrir Data Sets*. *International Journal of Communication* 5: 1248–1272.
- Wolfson, Todd. 2014. *Digital Rebellion. The Birth of the Cyber Left*. Urbana, IL.

Rainer Rilling

## The view from above – aber von unten

### Hans Jürgen Krysmanski 1935-2016

Hans Jürgen Krysmanski, am 27. Oktober 1935 in Berlin geboren, ist am 9. Juni 2016 in Hamburg gestorben. Vor zwei Jahren hat er verschmitzt mit seinem schmalen *Die letzte Reise des Karl Marx* über ein Lebensende getextet, eine historische Social Fiction. Sein letztes Buch.<sup>1</sup> Sein Leben lang zog er an vielen Fäden des Endes des Kapitalismus, von denen neuerdings so viel die Rede ist. Er mochte das „Always historicize!“ (Fredric Jameson) mit Leuten, Worten, Bildern, das „cognitive mapping“ mit den großen Themen und Theorien, wilden Fantasien und neugierigen Assoziationen – den Utopien, Sozialismen, den Kämpfen der Linken, der reflexiven, radikalen, dissidenten, außen-seiterischen, nützlichen, hilfreichen, materialistischen Wissenschaft, der Science Fiction also, den Produktivkräften und der Hightech, den Big Data und Netzen und den TV-Medien, dem Gewalt-, Kriegs- und Rüstungskapitalismus mitsamt seinem mörderischen Militär-Industrie-Komplex, der globalen Attraktion des ungeheuren American Empire, endlich der Machtstrukturforschung von unten über oben mit dem Fokus auf Eigentumsmacht, Reichtum und der Geopolitik planetarer Imperialität.

Krys promovierte 1961 bei Helmut Schelsky über *Die utopische Methode. Eine literatur- und wissenssoziologische Untersuchung deutscher utopischer Romane des 20. Jahrhunderts* und schließt: „Einem sozialen Denken, das am status quo, dem ‚illusionärsten aller Ziele‘, klebt, hilft die utopische Spekulation so auf die Beine; sie lehrt es gehen in einer Welt, die bereits zu rasen beginnt.“<sup>2</sup> Er war Mitarbeiter an der Sozialforschungsstelle Dortmund, sodann während des Jahres 1964 in Kolumbien als Gastdozent an der Universidad Nacional in Bogotá. Dem counterinsurgency program der USA fiel 1965 sein Mitdozent und Freund, der katholische Priester und Revolutionär Camilo Torres, zum Opfer. „Damals begann ich Marx ernsthaft zu lesen, um zu verstehen, was da geschah (...) Ich war, wie fast alle Linken damals, ein bunter Vogel, ich war unabänderlich anti-autoritär gestimmt. So konnte ich mir den Marxismus, wider alle Dogmatik und Orthodoxie, so frei und auch eklektisch aneignen, wie Marx selbst seine Wissenschaft betrieben hatte. Und so und nicht anders bin ich an Marx hängen geblieben.“<sup>3</sup> Dann bis 1966 Lehrstuhlas-

---

<sup>1</sup> Die letzte Reise von Karl Marx, Frankfurt/M. 2014.

<sup>2</sup> Wiesbaden 1963, S. 148.

<sup>3</sup> Re-education – damals und heute, S.4, 5. Referat auf der Tagung ‚60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs: Was haben wir gelernt?‘, FB Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg, 12. 5. 2005; <http://www.uni-muenster.de/PeaCon/psr/pn/Re-education.PDF>. Ein Großteil der Verweise findet sich in den „Biographical Notes“ auf <http://www.uni-muenster.de/PeaCon/krys.htm>.

sistent bei Schelsky, habilitierte er bei ihm 1967 für das Fach Soziologie – da war er freilich schon „zunehmend in radikale Politik involviert“ (so höflich seine biografischen Notizen)<sup>4</sup>. *Wissenschaft als Außenseitertum* betitelte er einen Beitrag, dessen Erscheinen im high-science-konservativen Jahrbuch für Sozialwissenschaft (3/1966) doch erstaunte. Solche wie Dankwart Danckwerts, Lars Clausen oder Kai Tjaden gehörten zu dieser Spezies. Ihn brachten auf den Weg zum marxistischen Außenseiter in der Soziologie vor allem neben seinen Erfahrungen in den USA und Lateinamerika die Kontakte mit der machtbewussten Soziologie der Schelsky, Gehlen und Freyer, die sich auskannten, wenn sie von Macht redeten oder über sie schwiegen. Für Krys gehörte das Interesse an den Reichen und Mächtigen zu seiner Entscheidung, Soziologe zu werden. Die Soziologie dieser Zeit freilich war eine Mittelschichtenveranstaltung, die geschäftig diese selbst und die Unterklassen betrachtete, mit der herrschenden Klasse jedoch einen Nichtangriffspakt eingegangen war. Immer wieder zitierte Krys aus der Rede von Martin Nicolaus auf einer Tagung der American Sociological Association im August 1968 zur „Fat-Cat Sociology“: „That is to say that the eyes of sociologists, with few but honorable (or honorable but few) exceptions, have been turned downward, and their palms upward.“<sup>5</sup> In der Regel wusste sie gar nicht, dass es so etwas gibt. Für sie hörte die Sozialstruktur mit der oberen Mittelschicht auf. Sie sah sie nicht einmal, die 0,1 %. Gerade die bundesdeutsche Soziologie war hier eine „verstumme Soziologie“<sup>6</sup> (Krysmanski). „Elite“, so zitierte er häufig Carl Schmitt, „sind diejenigen, deren Soziologie niemand zu schreiben wagt.“<sup>7</sup> Und wer diese 0,1 % als kritischer Soziologe und marxistischer Außenseiter und in einem Dutzend radikaler Organisationen und Zeitschriften des linken Flügels thematisierte, galt bei Fachkollegen wie Erwin K. Scheuch als „Kommunistenfreund“<sup>8</sup>.

Berufen in der kurzen Zeit der linken Offensive, war Hans Jürgen Krysmanski von 1971 bis 2001 Hochschullehrer für Soziologie am Institut für Soziologie der Universität Münster. Er publizierte weit über 100 Langtexte, keine Weißwaschliteratur. Auffällig auch sein wunderbar wirr-postmodernes Beziehungsnetzwerk (siehe etwa die Festschrift *Soziologische Ausflüge* zum 60.

---

4 Ebd.

5 <http://www.colorado.edu/Sociology/gimenez/fatcat.html>.

6 Die verstummte Soziologie. Vom Verlust sozialwissenschaftlicher Urteilskraft in Deutschland, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 9/1992, S. 1112-1124.

7 Carl Schmitt: *Glossarium. Aufzeichnungen aus den Jahren 1947 bis 1958*, Berlin 1991, Eintrag vom 1. 5. 1948, S. 144.

8 Zitiert bei H.J. Krysmanski: *Unter dem Diktat der Nützlichkeit: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Soziologie? Vortrag auf einer Tagung - ‚Effizienz – Konkurrenz – Exzellenz. Soziologie unter dem Diktat der Nützlichkeit?‘ - des (abwicklungsbedrohten) Instituts für Soziologie der Universität Münster am 9.11.2007; [http://www.uni-muenster.de/PeaCon/psr/pn/soziologie--krys-9-11-07.htm#\\_ftn1](http://www.uni-muenster.de/PeaCon/psr/pn/soziologie--krys-9-11-07.htm#_ftn1).*

Geburtstag)<sup>9</sup> oder die zuweilen sehr spöttisch bemalten Zettel, die sein Klassenkampfhandwerk in Forschung, Lehre, Vorträgen, Seminaren und Debatten begleiteten. Und natürlich Politik – auch im Kampf gegen die Berufsverbote von Wissenschaftlern wie Thomas Neumann oder Peter Marwedel, die an „seinem“ Institut arbeiteten.

In den 1990ern transformierte er sich für ein Jahrzehnt zusätzlich zum „soziologischen Filmemacher“ (Krys). Er agierte als Autor und Regisseur von acht größeren Dokumentarfilmen bei Spiegel TV, WDR und NDR, die den Spuren des globalen kapitalistischen Triumphzugs und der geopolitischen Ästhetik der neuen weltgesellschaftlichen Klassenverhältnisse folgten – über die Abwicklung der Interflug, Heiner Müllers Ostberlin, den russischen Militär-Industrie-Komplex, Amerikas Zugriff auf Sibirien, deutsch-deutsche Geheimdiplomatie vor der Wende, Alexander Rudzkoi und der Moskauer Coup 1993. Geopolitische Filmexpeditionen also. Zeitweise kam damals sein Wortschatz nicht mehr ohne die Rede vom „Storyboard“ aus. Mitte der 90er entwickelte er mit strahlenden Augen an einem langen Nachmittag der *Villa Rossa*-Herbstakademie unter den Steineichen der 1498er Medici-Villa Palagione bei Volterra die Grundrisse eines Storyboards für einen Hollywood-Blockbuster über den 4. Band des Kapitals. Ein skelettierter Initialtext dokumentiert „Mit Engelszungen“ (Z 22 [Juni 1995], S. 111ff.), wie dieser dank Olga, Karl Stirner, Mike Liebknecht, Tom Bosch und Tamara ins Leben kam. Fast Jahre danach (2005) wurden hieraus mehrere Versionen eines coolen Drehbuchs *Fünf Tage im Leben von Karl Marx* (gemeinsam mit Karl Philip Lohmann). Zahlreiche Bücher (wie *Popular Science*<sup>10</sup>), Aufsätze und Forschungsprojekte zur Massenkultur (bis zu seiner unfertigen Studie zur universellen *Windows*-Metapher 2005<sup>11</sup>) waren der gesellschafts-, medien- und kulturalistische Spin-off dieses Turns zu den bewegten Bildern und zum Intellektuellen, der durch Macht und Medien abenteuerte. In ihnen kumulierte als Text, was bildseitig eine lebensgeschichtliche Präsenz hatte von heimischen Privatgemälden über die Schaubilder und Schemata seines historisch-materialistischen *Histolabiums*<sup>12</sup> und eine respektvolle, ironisch-neugierige Begeisterung für die Weltregierungsbilder<sup>13</sup> des Bureau d'Etudes oder Mark Lombardis Diagrammen<sup>14</sup> bis hin zu seinem Ringmodell der Machteliten<sup>15</sup> im *0,1 Prozent. Das Imperium der Milliardäre*<sup>16</sup> und einer hierzulande wohl einmaligen zwei

<sup>9</sup> Hg. Georg Ahrweiler, Rainer Rilling, Rolf Schellhase, Opladen 1997.

<sup>10</sup> Medien, Wissenschaft und Macht in der Postmoderne, Münster 2001; <http://www.uni-muenster.de/PeaCon/popsceince-online/krysmanski-popsceince.pdf>.

<sup>11</sup> <http://www.uni-muenster.de/PeaCon/psr/pn/05-krys-windows.pdf>.

<sup>12</sup> <http://www.uni-muenster.de/PeaCon/pk-pv-planungsschema/kategorialerzusammenhang.htm>.

<sup>13</sup> <http://bureaudetudes.org/wp-content/uploads/2010/01/Worldgov2004nb.pdf>.

<sup>14</sup> <http://www.pierogi2000.com/artists/mark-lombardi/>.

<sup>15</sup> <http://www.uni-muenster.de/PeaCon/global-texte/g-a/05-krys-powerstructure.htm>.

<sup>16</sup> Frankfurt/M. 2012.

Jahrzehnte überdauernden (post-)professoralen Homepage-Bastelwebpräsenz an der Universität Münster, an der sich heute noch die langen Browserwellen vom Gopherspace zu Mosaic, Netscape und Mozilla ablesen lassen. Seine dortige Webkompilation in Sachen herrschender Klasse und Reichtum sucht ihresgleichen. Die Idee des Ganzen war: Eine Politik soziologischer Imagination (C.W. Mills)<sup>17</sup> müsse als Verdichtung kulturökonomischer Kompetenz und geopolitischer Ästhetik (Jameson) zur Bildung eines radikal anderen Blicks auf die eine Welt des imperialen Kapitalismus beitragen und, weiterreichender noch, zu den Zukunftsvisionen von allgemeiner Arbeit und allgemeiner Geldware trete nun noch das Internet als Instrument und Form einer allgemeinen Vermittlung, also als Medium der Vergesellschaftung, das auch neue Möglichkeitsräume schaffe. „Es gehört eben“, meinte er rückblickend zum Neubeginn seiner soziologischen Imagination der postmodern-neoliberalen Macht anfangs der 00er Jahre, „auch zum Power Structure Research, dass er Spaß machen kann oder sonst wie in Kultur übergeht.“<sup>18</sup> 1982, in einer anderen, schon lange vergangenen Zeit noch, hatte er bereits mit seiner matrixdurchsetzten *Gesellschaftsstruktur der Bundesrepublik*<sup>19</sup> für die Begriffsapparatur einer historisch-materialistischen Gesellschaftsanalyse ein Big Data-Modell entwickelt, das als analytische Grundlage für eine Neuformulierung sozialistischer Gesellschaftsplanung fungieren sollte. Niemand interessierte sich dafür.

Er schrieb anhaltend in der *Utopie kreativ*, *LuXemburg*, *Z*, *Argument*, *Wissenschaft und Frieden*, den *Blättern*, tauchte im *Manager-Magazin*, dem *ak*, im *Stern*, *telepolis* oder in der *Soziologischen Revue* auf, in *Enzyklopädien* oder *soziologischen Lexika* oder den *Marxistischen Studien*, in *Heiligendamm* oder auf dem *Left Forum* in New York. Oft, immer öfter und begeistert im Netz. Auch Sammelbände mochte er. Lange Zeit publizierte er im Pahl-Rugenstein Verlag. Er war Autor, zuweilen auch Mitherausgeber oder Beiratsmitglied, etwa im Wissenschaftlichen Beirat des Instituts für marxistische Studien und Forschungen. Er versäumte nie, unter seinen Organisationsmitgliedschaften neben der Rosa Luxemburg Stiftung, dem wissenschaftlichen Beirat von attac oder dem Bund demokratischer WissenschaftlerInnen auch seine komplett unhonorige Mitgliedschaft im Präsidium des Weltfriedensrates und in der Weltföderation der Wissenschaftler hervorzuheben. Schließlich gehörte Krysmanski beispielsweise zu den „nachweisbar“<sup>20</sup> 21 westdeutschen und westberliner „Kommunisten und SED-Sympathisanten“, die als Besucher mindestens einer Veranstaltung der DDR-„Akademie für Gesellschaftswissenschaften“ in den 1980ern identifiziert werden konnten.

<sup>17</sup> <http://www.uni-muenster.de/PeaCon/s-texte/dgskrys.htm>.

<sup>18</sup> Hirten & Wölfe. Wie Geld- und Machteliten sich die Welt aneignen, 3. erw. Auflage, Münster 2011, S. 164.

<sup>19</sup> Soziologische Skizzen zum Zusammenhang von Produktionsweisen, Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, Köln 1982.

<sup>20</sup> Lothar Mertens: Rote Denkfabrik? Die Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED. Münster 2004 S. 70f.

Wer mit Kryz zu tun hatte, entdeckte bei allen seinen Neubeginnen ein paar lebenslange Kontinuitäten. Das Ende des Zweiten Weltkriegs erlebte seine Familie („Meine Eltern waren kleine Nazis“) in Salzburg, wo er erstmals mit Amerikanern in Kontakt kam. In dem südhessischen Dorf in der amerikanischen Zone, in das sie dann kamen, setzte sich das fort. Im Unterschied zu vielen anderen später linksorientierten Wissenschaftlern gelangte er dann als Siebzehnjähriger 1952/53 in das Schüleraustauschprogramm des US-Hochkommissariats (HICOG) zuerst nach Detroit und später in die Kleinstadt Mancelona (Michigan). Neben der kulturellen Erfahrung von Leichtigkeit und Offenheit tauchen in einer seiner wenigen publizierten Erinnerungen an diese Zeit Stichworte wie Reichtum, Provinzialität, Rassismus oder die schiere Größe des Landes auf, die seitdem die USA für ihn „in jeder Hinsicht“ zu einer „zentrale Größe“<sup>21</sup> werden ließen. In den folgenden sechs Jahrzehnten lässt er von dieser „zentralen Größe“ nicht mehr ab. Schon damals reizten ihn die altvorderen investigativen Muckrakerjournalisten und -analysen wie Gustavus Myers „Die großen amerikanischen Vermögen“<sup>22</sup> oder Ferdinand Lundbergs „America's Sixty Families“<sup>23</sup>. Kryz: „Was machen die da oben eigentlich?“<sup>24</sup>. Das betrifft die USA und ihre imperiale Macht in der Welt als Gegenstand sozial- und kulturwissenschaftlicher Analyse und die verschiedensten Sparten der Reflexion gleichermaßen, die das mächtigste national-globale Wissenschaftssystem seit dem Zweiten Weltkrieg und danach produzierte, das wie kein anderes getragen war von Militär und Kapital. Er reist häufig in die USA und nach Kanada und führt dazu Dutzende Lehrveranstaltungen durch. Seine in den 60er und 70er Jahren u.a. mit K. H. Tjaden ausgearbeitete historisch-materialistische Gesellschaftsanalyse theoretisiert globale Konfliktstrukturen immer wieder am Exempel der USA, und bei seiner Rezeption des damals kleinen, aber wachsenden Strangs der kritischen US-Soziologie wird die 1956 publizierte und unter dem Eindruck der Faschismusanalysen Franz Neumanns<sup>25</sup> entstandene „Power Elite“ von Charles Wright Mills<sup>26</sup> zu dem zentralen Initialtext für die Entwicklung seiner zahlreichen Beiträge zur Klassen- und Machtanalyse, in denen er sukzessive die Vermittlung von Militär-Industrie- und Geldmachtkomplex herausarbeitete. Ihm ging es hier nicht nur um das eine als Territorialstaat USA fixierte kontinentalkapitalistische Amerika. Es ging ihm auch um das andere Amerika des America-

<sup>21</sup> <http://www1.wdr.de/radio/wdr5/sendungen/erlebtegeschichten/krysmanskihans102.html>

<sup>22</sup> Chicago 1909–1910.

<sup>23</sup> New York 1937.

<sup>24</sup> Im Gespräch auf KenFM (Teil 1), 15. 03. 2013; <https://www.youtube.com/watch?v=-7BQZHrHcEY>.

<sup>25</sup> Franz Neumann, Behemoth. The Structure and Practice of National Socialism, New York u.a., 1944. Charles Wright Mills: Neumann and Behemoth the best of German Tradition. In: Irving Louis Horowitz (Hg.): Power, Politics and People, London u. a. 1967, S. 170–178.

<sup>26</sup> New York 1956. Niemand sonst erwähnte Kryz so oft und wertschätzend wie C.W. Mills und F. Jameson.

nism, in dessen Kern die „amerikanische Partei“ (Arrighi) und ihre Vektoren standen und stehen, über welche Elemente des US-Staates und der amerikanischen Zivilgesellschaft, Kultur und Ökonomie sich in die Welt bewegen – als *American Empire* eben. Auf dieser Grundlage hat er – bis zum hartnäckigen Verfolg zuweilen skurrilster Abweichler aus den Reihen der US-ruling class – versucht, ein realistisches Bild von der Stabilität und Reichweite wie den historischen Grenzen dieser „zentralen Größe“ im planetar globalisierten Kapitalismus zu bekommen. Daher begegnete er der flinken Manier zur zyklischen Beschwörung des US-Decline, die sich zuletzt im vergangenen Jahrzehnt auch hierzulande ausbreitete, mit anhaltender Skepsis und Vorsicht. Beides einzeln und zusammen, die kritische Gegenstandsanalyse und die Aufnahme und Bearbeitung vor allem strategisch-reflexiver Ideen und Konzepte in den USA und den machtfähig platzierten Denkkorten in der Welt, wo sich „Amerika“ fand, seine Perspektive implementierte und herrschte, ist im universitären Milieu bis heute eine Ausnahme geblieben.

Und es gab noch eine zweite verlässliche, zähe, bestimmende Kontinuität. Das war der ganz große Frieden – nicht der private, der soziale oder der kriegerische, nicht der kleine Frieden auf Zeit und Gelegenheit, sondern der voraussetzungsvolle Frieden, dem die Alternativen zu sich selbst ausgegangen sind – also das, was 1712 als ein Keim der bürgerlichen Revolution in die Welt kam als positiver Friede und als „Projet pour rendre la paix perpétuelle en Europe“ (Charles Irenée Castel de Saint-Pierre, bekannt als Abbé de Saint-Pierre). Auch bei diesem zweiten Lebensthema hatte Krys gleich mehrere Fäden am Wickel: die Produktivkraft Wissenschaft, bei der es anknüpfend um Kriegs- und Friedensursachenforschung ging, oder die Rekonstruktion der Friedensutopien und der Traditionen oder Begründungen einer friedlichen Soziologie, die er in *Soziologie des Konflikts*<sup>27</sup> und seinem herausragenden politischen Bildungsbuch *Soziologie und Frieden* dabei ganz beiläufig als „Umwälzungswissenschaft“<sup>28</sup> konzipierte. Eine tiefe Abneigung gegen Gewalt trieb ihn voran. Seine friedenswissenschaftlichen und -analytischen Texte kamen der in den 80ern entstehenden Friedensbewegung mit ihren starken wissenschaftlichen Abteilungen vor allem aus den Natur- und Sozialwissenschaften, der Medizin und Informatik lange zuvor. Also zu spät, da im Medienmarkt längst abgelegt, um noch breit rezipiert zu werden. Seine Texte – und ihr Verfasser – waren aber in den dortigen Aktivistengruppen und ihren neuen Think Tanks und Publikationen über ein Jahrzehnt immer wieder präsent. Die paar Dutzend linker Soziologen freilich, die in Berlin, Kassel, Marburg, Bremen oder eben auch Münster damals zwar ihre mittlerweile marxistische bzw. historisch-materialistische Disziplin Kritik in Bänden wie *Soziologie und Praxis* oder *Die Krise in der Soziologie*<sup>29</sup> zu Gehör bringen konnten – wobei Krys

<sup>27</sup> Reinbek 1971.

<sup>28</sup> Grundsätzliche Einführung in ein aktuelles Thema. Opladen 1993, S. 52.

<sup>29</sup> Bernhard Heidtmann, Robert Katzenstein (Hg.), Köln 1979 und H. J. Krysmanski, Peter Marwedel (Hg.), Köln 1975.

die initiiierende Schlüsselfigur war – konnten diese Kritik (sieht man von der Arbeits- und Industriesoziologie ab) in der Soziologie, ihren hegemonialen Fachmedien oder in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie bestenfalls in Spurenelementen institutionalisieren – das änderte sich erst wieder auf ganz anderen Feldern in den 00er Jahren. Fachlich und fachpolitisch aber legten sie die Friedens-/Kriegsfrage ad acta – eine der wenigen Ausnahmen war eine Handvoll Soziologen in Münster und auch Marburg. Vielleicht hielt auch deshalb die von Krysmanski in den 90ern – mit ein paar zusätzlichen Euros im geschätzten Gegenwert des Notlandefallschirms einer militärischen Mini-drohne ausgestattete – Arbeitsstelle „Peace and Conflict Studies“ (PeaCon) bis etwa 2003 durch – verschwunden ist sie aber bis heute nicht. Bei genauem Hinsehen freilich finden sich im partei- und bewegungspolitischen Raum und Umfeld der Friedensbewegung bis Mitte der 90er Jahre eine ganze Reihe jüngerer organischer Intellektueller, die aus diesem linken sozialwissenschaftlichen Milieu kamen.

Je klarer aber in der Reagan-Zeit und der folgenden langen Bush/Clinton/Bush-Ära das neue imperiale Kriegerturn der USA und der von ihr dominierten NATO geopolitisch als Landnahme, Raumhoheit und Reichtumsgenerierungsmaschine expandierte, desto mehr rückte für ihn ein anderes Thema vollends in den Vordergrund. In seiner Einleitung zu *Popular Science* (S. 9) schreibt Krys: das „soziologische Hauptthema nach dem Ende des Kalten Krieges ist aus meiner Sicht das Thema ‚Macht und Herrschaft in der Postmoderne‘“, also auch im Spät- oder Hyperkapitalismus. Das von ihm erstmals wohl schon Ende der 60er Jahre angerufene „*power structure research*“ hat über vier Jahrzehnte hinweg seine Gesellschaftsperspektive immer nachhaltiger fokussiert. Seit der Jahrhundertwende dominierte sie. Sie ist die dritte Kontinuität, an die hier zu denken ist. Und sie ist übrigens und im leichten Unterschied zu den erstgenannten Leitideen zum American Empire und dem großen Frieden geradezu komplett bevölkert von Männern: den Karl Marx, Max Weber, C. Wright Mills, Göran Therborn, William Domhoff, Ferdinand Lundberg, Noam Chomsky, Thomas R. Dye, Michael Parenti, Kevin Phillips oder Val Burris. Um Abweichungen abzuzählen, reichte eine Hand aus. Nicht nur die Macht, sondern auch ihr Lob und ihre Kritik sind bis heute das Kerngeschäft des Patriarchats.

Noch in der letzten Maiwoche dieses Jahres amüsierte Krys sich ziemlich höhnisch über Dr. Eric Schmidt („It’s a delight to be here and welcome to our 2016 Shareholder Meeting. My name as you know is Eric Schmidt, I’m the Executive Chairman of Alphabet“<sup>30</sup>, von Google plus also). Schmidt hatte das zweite Further Future Festival „Burning Man for the 1%“ mit seiner Präsenz beehrt und kommentiert: „It’s well documented that I go to Burning Man. The future’s driven by people with an alternative world view. You never know

---

<sup>30</sup> <http://seekingalpha.com/article/3980865-alphabets-goog-management-hosts-2016-annual-meeting-shareholders-transcript>.

where you'll find ideas."<sup>31</sup> Der „Guardian“ hatte schon öfters über dieses unaufällig jämmerliche Partyevent in der Wüste bei Las Vegas berichtet, das sich dem tollen neuen Trend der „transformational festivals“ zurechnete. Das könne, so spottete Krys, der lang erwartete transformationstheoretische Durchbruch gewesen sein, den die Linke mal wieder verschlafen habe, schließlich sei das Future-Festival seit ein paar Wochen schon Vergangenheit. Wieder einmal zeige sich, wie schwer die Umkehr des flotten Satzes von Evgeny Morozov sei: „Wozu braucht man die Linke, wenn man Google hat?“ Solcher Spott hatte seinen Grund: Der Google-Konzern war für Krys ein herausragendes Exempel der Verknüpfung von blindwütiger, gefährlicher Innovation mit dem Aufbau der Macht der neuen, privaten Souveräne, einem imperial-planetaren Zugriff und fantastischen Möglichkeitserweiterungen nicht nur des Kapitals. Und die Eric Schmidts dieser Welt waren seit Jahrzehnten sein Sujet.

Er verachtete das korrupte Neusprech vom „Vermögen“. Sein Forschungsprogramm kreiste um fünf Grundkategorien: Eigentum, Kapital, Reichtum, herrschende Klassen, Macht. Dazu kam der Blick auf verdrängte linke Fragmente: technologischer Antikapitalismus, Planung, Befreiung der Big Data, Commons. Seine im Lauf von zwei Jahrzehnten aufgebaute Webkompilation in Sachen herrschender Klasse und Reichtum sucht ihresgleichen (<http://www.unimuenster.de/PeaCon/krysmanski/>). Die zwei Dutzend webgestützter Seminare, die er vor und nach seiner Emeritierung bis 2013 in Münster durchführte, kreisten ebenso um dieses Begriffsfeld wie die zwei größeren mit der Rosa Luxemburg Stiftung organisierten Reichtumworkshops in Münster und Berlin in 2004 und 2005 und Workshops auf der BdWi-Tagung „Ungleichheit als Programm“ (2006). Seine großen Übersichten zum Stichwort „herrschende Klasse“ im HKWM 6/1 (2004) und „Z“ (Z 57 [März 2004])<sup>32</sup>, zu „Politische Eliten – Wem gehört die EU?“ (Z 69 [März 2007])<sup>33</sup> und der Sammelband *Hirten & Wölfe* ragen heraus.

2012 erschien dann sein Buch *0,1 Prozent. Das Imperium der Milliardäre*, ein Resümee seiner Arbeit an dem Power Structure Research. Der Band verstößt hartnäckig gegen übliche und bewährte Tabus auch der Linken, deren erstes Manko ein nur auf den ersten Blick nachvollziehbares Desinteresse an der Analyse der herrschenden Klassen ist – schließlich ist sie keine Zielgruppe im politischen Tagesgeschäft. Doch hier sprudeln auch Stories und News aus Richistan. Und mehr noch: hier wird eine grundlegende Differenz gemacht. Gegen die neue Blüte der Verschwörungstheorien setzt der Text eine Überarbeitung der Klassentheorie und der Theoretisierung der „herrschenden Klasse“, die von ihrer Bindung an die Moderne, den Nationalstaat und die Ignoranz der Ausbildung einer eben postmodernen Weltgesellschaft befreit werden müsse.

<sup>31</sup> <http://9to5google.com/2016/05/05/eric-schmidt-further-future/>.

<sup>32</sup> <http://archiv.zme-net.de/archiv/xxinfo/h057s008.html>.

<sup>33</sup> <http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de/article/697.politische-eliten-wem-gehoert-die-eu.html>.

Das von Krysmanski in den Anfängen der 70er und 90er Jahre gebaute Feld aus vier Subsystemen des Systems der Produktionsverhältnisse – Eigentums-, Verwertungs-, Verteilungs- und Arbeitsverhältnisse – verknüpfte er nun mit einem deskriptiven Akteursmodell herrschender Klassen oder Machteliten aus vier funktionell verschränkten Gruppen. Damit holte er vor allem mit Verve die Fragen des Reichtums, seiner Spitzenakteure und Dienstklassen und deren Macht wieder in eine geschärfte marxistische Kapitalismus-, Kapital- und Klassentheorie zurück. Wer von herrschender Klasse rede, dürfe von ihrem strukturierenden Zentrum im Kapitalismus der Postmoderne nicht schweigen: dem Komplex der *Geldmacht*, dem Ort der Privatesten des Privaten und der anderen, neuen, letzten globalen Souveränität: „*Souverän ist, wer über die Geldmacht verfügt.*“ Mit dem Verschwinden der Souveränitätsformen der Moderne verfügt in the long run nur diese Gruppe, als einzige, noch über Souveränität, denn „das Regime privater Enteignung (tendiert dazu), universell zu werden.“<sup>34</sup> Dieser eine Ort des Reichtums<sup>35</sup> ist immer ein Ort des Eigentums und ein Auffangbecken für die akkumulierten Werte. Er zieht gleichsam wie ein schwarzes Loch das rasend fluktuierende, fluide und sozial veruneinlichtete Geld der Welt an sich, verwandelt es ständig in *Verwertungsmacht* und personifiziert es in eine planetar operierende *Klassenmacht*. Um die soziale und politische Verfassung ihrer Akteursgestalt und Binnenstruktur zu fassen, ist für ihn ein Rückgriff auf neu entworfene, aber alte und hierzulande oft zu Recht in der Wissenschafts- und Politiklinken tabuisierte Begriffe wie Oligarchie, Plutokratie (klassisch: Herrschaft des Reichtums), politische Directorate oder die „Ring-burg“ (einer quasi refeudalisierten Struktur) sinnvoll. Sie beschreiben ja die Situation einer unkontrollierten Macht, die ununterbrochen neue Ohnmacht bei allen anderen erzeugt. Wie die Piketty oder Saez im letzten Jahrzehnt die Innenstatistik der 0,1 % entblöhten, ziselierte Krysmanski die Soziologie *Richistans*: Ein Land, das keine Arrangements mehr kennt, die demokratisch genannt werden könnten, planetar, nomadisch, sich maßlos steigernd.

Hans Jürgen Krysmanski hat mit seiner *Umwälzungswissenschaft* unseren Blick auf Imperien, auf ihre Kriege, auf Richistan und ihre Geschichte verändert – neugierig, spöttisch, lachend, skurril, charmant, klug, tückisch, gebildet, spielerisch, nachdenklich und auf alle Fälle in Schwarz, meistens mit Rundgläserbrille und manchmal als Irläufer, in Cowboystiefeln, der durch alle Praxen, Theorien und Imaginationen zappte und surfte, die er kriegen konnte. Mit dem *view from above*, aber von unten.

„*Une autre fin du monde est possible*“ stellte jüngst ein NuitDebout-Graffiti richtig. Ein Ende des Kapitalismus ohne ein Vorleben in einem Imperium der Milliardäre wäre ein guter Anfang – auch für eine letzte Reise.

<sup>34</sup> Michael Hardt, Antonio Negri: *Empire*. Die neue Weltordnung, Frankfurt/M. 2002, S. 313.

<sup>35</sup> Robert Frank nennt ihn: *Richistan: A Journey Through the 21st Century Wealth Boom and the Lives of the New Rich*, New York 2007. Eine bundesdeutsche Veranschaulichung habe ich versucht mit „Besuch im Reichland“, in: Sebastian Chwala u.a.: *Die gekaufte Stadt?* Hamburg 2016, S. 195-228.

*Margarete Tjaden-Steinhauer, Karl Hermann Tjaden*

## **Umwelt – Mensch – Gesellschaft**

### **Vorüberlegungen zu einem umweltlichen Verständnis von Gesellschaft**

Es gibt in den Gesellschaftswissenschaften, die marxistischen eingeschlossen, viele offene Fragen. Dazu gehört nicht zuletzt der namengebende Begriff „Gesellschaft“ selber. Und es gibt den Begriff „Umwelt“, der heute in aller Munde ist. Dementsprechend vielfältig sind seine Verwendungen und die ihm zugeordneten Bedeutungen. Ausgehend von der Biologie breitete er sich im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts in den Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaften aus und wurde zu einem Grundbegriff ökologischer Betrachtungen, die in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen Einzug hielten. Uns scheinen die Darlegungen zum Umweltbegriff, die James J. Gibson in seinem Buch „The Ecological Approach To Visual Perception“ vornimmt, von großem Nutzen zu sein bei dem Versuch, zu einem bedeutungsvollen Begriff von Gesellschaft zu gelangen. In dieser Auffassung folgen wir einem Wink, den uns Gibson selber mit seiner Erörterung des Begriffs „social interaction“ gegeben hat.

### **Mutualität von Umwelt und Lebewesen**

Beginnend mit der Herausbildung lebender Organismen, die mit den natürlichen Medien wie Luft, Wasser und den Substanzen und Objekten ihrer Umgebung in Verbindung stehen, ist die Erde im Verlauf der Evolution ihres Bewuchses und ihrer Bewohner für die verschiedenartigsten *Lebewesen* zur *Umwelt* geworden, darunter für die Menschen. Die Erde – herkömmlicherweise unterteilt in Lithosphäre, Biosphäre und Atmosphäre – war nicht Umwelt, als Lebewesen noch nicht entstanden waren, sie wurde mit deren Evolution zur Umwelt. In diesem Sinn bilden die Worte Umwelt und Tier (nicht-tierliche Lebewesen lassen wir im folgenden außer Betracht), wie James J. Gibson formuliert, ein „inseparable pair“ und leben Tiere in wechselseitiger Verbundenheit („mutuality“) mit ihrer Umwelt. (Gibson 1986, 8ff) Sie existieren in einer mutualen Verbundenheit, die auf Seiten des Tiers durch Abhängigkeit von seiner Umwelt spezifiziert ist: Während die tierlichen Lebewesen auf die natürliche Umwelt existenziell angewiesen sind, ist dies umgekehrt nicht der Fall. Jedes Tier ist, wie Gibson formuliert „sentient“ und „animate“, fühlend und belebt, und zumindest zu einem gewissen Grad „a perceiver of and a behavior in the environment“. (Gibson 1986, 8) Gibson macht darauf aufmerksam, dass die Mutualität von Tier und Umwelt für das Konzept der Natur in der Physik keine grundlegende Bedeutung hat. Und wir selbst meinen ganz allgemein feststellen zu können, dass in dem heute maßgeblichen Wissenschaftsbetrieb das umwelttheoretische Mutualitätskonzept, das Gibson entworfen hat, keine Rolle spielt. Im herrschenden Selbstverständnis der verschiedenen Wissenschaften erscheinen die Gegenstän-

de, um die es jeweils geht, in einer dualistischen Denk- und Betrachtungsweise, die jene Verbundenheit nicht zur Kenntnis nimmt, welche das Mutualitätskonzept zum Ausdruck bringt. Für Menschen und andere Tiere ist Umwelt das, was sie wahrnehmen und worin sie sich verhalten, wobei Wahrnehmen und Handeln oder Verhalten sich gegenseitig bedingen. Sie besteht in natürlichen Einheiten, nicht in metrischen wie in der Physik. Im Unterschied zur physikalischen Welt besteht „the world of ecological reality of meaningful things“. (Gibson 1986, 33)

## **Umweltdarangebote für das Lebewesen**

Die Ausstattung der irdischen Umwelt, deren Vielfalt hier nicht dargelegt werden kann, sorgt dafür, dass tierliche Lebewesen ihr Dasein unterhalten können. In diesem Sinn besteht eine „Komplementarität“ zwischen einem Tier und seiner Umwelt. Diese besteht – anders als Einheiten etwa in der Physik – in einer Vielfalt bedeutungsvoller Dinge: sie bietet etwa eine Wasserstelle oder einen Wohnplatz. (Gibson 1986, 33, 127) Gibson bezeichnet diese Dinge mit einem im englischen Sprachgebrauch bis dato nicht eingeführten Substantiv, das von dem Verb „to afford“ abgeleitet ist: „affordances“. (Gibson 1986, 127) Diese Wortschöpfung ist nach unserer Meinung adäquat mit „Darangebote“ ins Deutsche zu übersetzen. Ein Darangebot in der Umgebung eines Lebewesens, auch eines menschlichen, wie etwa eine Wasserstelle, muss von diesem wahrgenommen werden, um ein entsprechend bedeutungsvolles Agieren auszuführen. Insofern stellt ein Darangebot gleichermaßen ein „Faktum der Umwelt“ und ein „Faktum des Verhaltens des Lebewesens“ dar. In dem Begriff „affordance“ wird diese Komplementarität von Tier und Umwelt zum Ausdruck gebracht. (Gibson 1986, 127ff) Die unterschiedlichen Substanzen und Objekte der Umwelt haben vielerlei unterschiedliche Bedeutungen und stellen unterschiedliche Darangebote im Hinblick auf z. B. Nahrung oder Fertigung von Artefakten oder auch Kommunikation dar. Von Besonderheit unter den Darangeboten der Umwelt sind diejenigen, die der andere Mensch oder das andere Tier darstellt. Diese Lebewesen bewegen sich im Unterschied zu Pflanzen und leblosen Dingen aus eigenem Antrieb. „They move from place to place, changing the postures of their bodies, ingesting and emitting certain substances, and doing all this spontaneously.“ (Gibson 1986, 135) Sie verändern ihre Gestalt, um sie im Grunde dennoch zu behalten. Was ihre besondere Bedeutung für das jeweils andere Individuum ausmacht, ist, dass beide sich zueinander in wechselseitiger Rückbezüglichkeit verhalten, „in a kind of behavioral loop“: „behavior affords behavior“. (Gibson 1986, 42, 135) Gibson spricht auch von reziprokem Verhalten. Diese Verhaltensweise wird von Gibson als „social interaction“ bezeichnet. Sie hängt ab von der Wahrnehmung der „mutual affordances“, welche Individuen einander in vielerlei Hinsichten bieten. (Gibson 1986, 42, 128, 135) Gibson sieht in dieser wechselseitig-rückbezüglichen Interaktion der Individuen untereinander den „basic fact“ oder eigentlichen Gegenstand, mit dessen Ausarbeitung die Sozialwissenschaften einschließlich der Psychologie sich befassen sollten. „Behavior affords behavior, and the

whole subject matter of psychology and of the social sciences can be thought of as an elaboration of this basic fact. Sexual behavior, nurturing behavior, fighting behavior, cooperative behavior, economic behavior, political behaviour – all depend on the perceiving of what another person or other persons afford.“ (Gibson 1986, 135) Der Begriff der mutual affordances verweist auf die gegenseitige umweltliche Abhängigkeit der menschlichen und anderer tierlicher Individuen voneinander, und der Begriff social interaction bringt zum Ausdruck, dass sich diese Abhängigkeit in aufeinander bezogenem individuellen Verhalten und Handeln realisiert. Dabei ist das sozial-interaktive Verhalten und Handeln als eine besondere Art des bedeutungsvollen umweltlichen Agierens zu verstehen.

### **Wahrnehmung der Umwelt, Wissen und Fiktion**

Mit der Wahrnehmung der Umwelt haben die einschlägigen wissenschaftlichen Disziplinen so ihre Probleme, nicht zuletzt diejenigen Wissenschaften, die sich mit den Fragen der Wahrnehmung als solcher befassen. Sie laborieren an einer „Kluft“ zwischen den angenommenen diskreten Sinnesreizen bei einem Betrachter und den realen Dingen, Lebewesen und Ereignissen der wahrgenommenen Umwelt, in der dieser sich selber befindet. (Hofstätter 1958, 322ff) Diese Kluft verschwindet, sobald die Wahrnehmung nicht mehr als physikalisch-chemischer Vorgang angesehen wird, der durch irgendwelche geistigen Aktivitäten ergänzt werden muß. Die Theorie der visuellen Wahrnehmung, die Gibson konzipiert hat, entzieht sowohl der Kluft zwischen Theorie und gegenständlicher Realität im traditionellen Verständnis der Wahrnehmung als auch dem tradierten Dualismus von sinnlicher Rezeption und mentaler Ausdeutung den Boden. Deren umweltbezogener Ansatz befreit nicht allein die Theorie der visuellen Wahrnehmung aus den Fesseln abstrakter Begriffe, sie bietet darüber hinaus einen Fingerzeig, wie dem dualistischen Denkmuster einer herrschaftlichen Erhabenheit der Menschen über ihre Umwelt ein Ende bereitet werden kann. Gibsons Wahrnehmungstheorie belässt die Wahrnehmenden als lebendige Betrachter in ihrer Umwelt und reduziert deren Wahrnehmungsorgane nicht auf physikalische Agentien. Gibson unterscheidet zwischen Stimulusenergie und Stimulusinformation. Der Wahrnehmende ist, wie er sagt, sozusagen eingetaucht „in the sea of energy around us“, von der ein sehr kleiner Teil als Stimulation fungiert und Information über die Umwelt bereitstellt. Diese Informationen können direkt wahrgenommen werden. (Gibson 1986, 57, 62, 246, 250) Nach Gibsons Theorie, in der diese Informationsaufnahme als „pick up“ bezeichnet wird, ist Wahrnehmen ein kontinuierlicher Akt, der Bewusstsein von etwas involviert, statt bloßes Bewusstsein; sei es das Bewusstsein von etwas in der Umwelt außerhalb des Betrachters oder von etwas beim Betrachter oder bei beidem. Die kontinuierliche Wahrnehmungsaktivität impliziert ein „coperceiving of the self“ in der Umwelt. An den Dingen und Lebewesen wird das wahrgenommen, was sie darbieten, was sie bedeuten, etwa einen Sitzplatz und nicht eine Fläche oder eine Blüte und nicht eine Farbe, wie es das herkömmliche Vokabular will,

das mit Begriffen wie Form, Farbe, Raum, Zeit, Bewegung aufwartet. Auch der Begriff der Information wird in seinem Bedeutungsgehalt neu gefasst. In der Theorie des *pick up of information* ist mit Information weder ein Effekt von Reiz- oder Stimulieinwirkungen auf ein passives Subjekt gemeint noch sind es die Sinnesempfindungen der energie-spezifisch operierenden Rezeptoren der Sinnesorgane. (Gibson 1986, 243) „In life one obtains stimulation in order to extract the information.“ Das „pick up“ von Informationen aus dem „flux of stimulation“ wird als Wahrnehmungsaktivität von Sinnesorganen gesehen, die sich nicht auf einen Sinn und zugehörigen Rezeptor beschränkt, sondern zu deren Aktivität der gesamte Körper des Wahrnehmenden beiträgt; und zwar auf je spezifische Weise, so „that the qualities of the world in relation to the needs of the observer are experienced directly“. (Gibson 1986, 246) Es wird angenommen, dass der Prozess des „pick up“ von einem „input-output loop“ des Wahrnehmungssystems begleitet ist oder dass, anders ausgedrückt, „automatic tests for reality [...] in the working of a perceptual system“ impliziert sind. (Gibson 1986, 250, 256) Der Theorie des pick up zufolge extrahiert der /die Wahrnehmende „the invariants of structure from the flux of stimulation while still noticing the flux“. (Gibson 1986, 247) Auf der Extraktion und Abstraktion von Invarianten, die die Umwelt spezifizieren und die Wahrnehmung von Persistenz und Wandel erlauben, beruht nicht nur die Wahrnehmung, sondern auch das Wissen über die Umwelt. „To perceive the environment and to conceive it are different in degree, but not in kind“, formuliert Gibson und präzisiert den Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und Wissen weiter mit den Worten: „knowing is an *extension* of perceiving“. (Gibson 1986, 258; kursiv i. O.) Sprache macht Wahrnehmung „erster Hand“ und Wissen „explicit“, das zuvor „tacit“ war. In Worte gefasst, wird Wissen kommunikel und kann zu Wissen „at second hand“ werden. Es hat nun den Nachteil, nicht mehr den „automatic tests for reality“ wie die pick up-Information ausgesetzt zu sein. „What [...]the original perceiver] presents may be fact or it may be fiction.“ (Gibson 1986, 260ff) Verbale Deskriptionen können in ihren Aussagen falsch oder richtig sein, bildliche Darstellungen auf gänzlich andere Art korrekt oder unkorrekt. (Gibson 1986, 261f) Nach Gibsons Theorie erbringen die Aktivitäten des „pick up of information“ der direkten Wahrnehmung der umweltlichen Dargebote der/dem darin einbegriffenen Wahrnehmenden ein „perceptual awareness“, das heißt, das Bewußtsein „of *existing* places, objects, persons, and animals of the environment, and of *ongoing* events“. (zit. n. Reed 1988, 299; kursiv i. O.) In dies Bewußtsein sind mentale Prozesse wie „memory, expectation, knowledge, and meaning“ eingeschlossen. (Gibson 1986, 255) Diese gedanklichen Prozesse des Wahrnehmungssystems werden „nonperceptual“ oder „noncognitive awareness“ genannt. (Gibson 1986, 256, 263) Gibson vermutet, dass diese in Operationen des Wahrnehmungssystems gründen, die von den Zwängen des „stimulus flux“, des kontinuierlichen Flusses der umweltlichen Stimuli, losgelöst sind. (Gibson 1986, 256) Er unterscheidet verschiedene Arten von Vorstellungen in dieser Gedankenwelt, so die eben schon genannten, und differenziert des weiteren zwischen Vorstel-

lungen über Zustände und Ereignisse, „that could arise or be fabricated within what we call the limits of possibility“ und solchen, die dies nicht tun. Hierzu zählen auch „fictions, fantasies, dreams, and hallucinations“. (Gibson 1986, 255f, 263)

## Manipulation der Umwelt und Artefakte

Die Umwelt, welche die menschlichen wie andere tierliche Lebewesen wahrnehmen, ist bedeutungsvoll, und die Lebewesen führen darin bedeutungs- bzw. absichtsvolle Aktivitäten aus. Dieses „meaningful action in the environment“ als grundlegenden Vorgang realen Daseins herausgestellt zu haben, ist ein Verdienst der Umwelttheorie Gibsons. (Reed 1988, 284) Diese Lebewesen gebrauchen unterschiedliche Dargebote, Substanzen, Objekte etc., um sich mittels ihrer zu ernähren oder sie als Unterkunft zu nutzen oder sich Geräte zu fertigen oder gar ein Schlafnest in Baumkronen zu bauen. Für die Menschen ist spezifisch, dass ihre Aktionen große Veränderungen an der Umwelt hervorgebracht haben. „Man“ hat sich, wie Gibson formuliert, als „the great manipulator“ vor anderen Tieren hervorgetan. (Gibson 1986, 29) Es wäre ein Missverständnis anzunehmen, dass dabei eine „neue“ Umwelt geschaffen worden sei. Die artifiziellen Objekte sind aus natürlichen Dargeboten der verschiedensten Art gefertigt worden. (Gibson 1986, 130) Zum Begriff der Manipulation sei angemerkt, dass er im Vergleich mit dem üblicherweise verwendeten Begriff der Produktion sowohl auf die Aktivität der menschlichen Lebewesen als auch auf das umweltliche Dargebot verweist, womit der herkömmliche Gegensatz zwischen schöpferischem Akteur und „totem“ Stoff aufgehoben ist. Er hält die Abhängigkeit der Akteure von ihrer irdischen Umwelt im Bewusstsein. Die Wortbildung Manipulation zeigt an, dass bei den Veränderungen an der Umwelt den Händen eine große Bedeutung zukommt. Das handgefertigte Steinmesser ist ein frühes Beispiel hierfür. Es ist selbst ein Artefakt, ein einfaches technisches Gerät. Es dient der Hand als „tool“ oder Werkzeug, um weitere Manipulationen an anderen natürlichen Dargeboten vorzunehmen. Dieses Artefakt zählt zu der Mannigfaltigkeit von Manipulationsinstrumenten, die von Menschen bis heute hervorgebracht wurden und zu denen selbstverständlich auch sämtliche Arten maschineller Geräte gehören. Sie sind nicht als spezifische „von der menschlichen Hand geschaffene Organe des menschlichen Hirns“ zu begreifen. (Marx 1998, 582, kursiv i. O.) Gibson zufolge ist ein „tool“ eine spezielle Art von detachierten Objekten, die „when in use, [...] a sort of extension of the hand [...] or a part of the user's own body“ darstellen; wenn nicht in Gebrauch, sind sie ein Objekt der Umwelt. (Gibson 1986, 41) Nicht nur die menschliche Hand, auch die Sinnesorgane und das körperliche Sprechvermögen erfahren eine derartige Extension durch Artefakte: hier sind Mikroskope und Teleskope, Telefon und e-mail zu nennen. Schreibwerkzeug, mit dem die Hand schon in früher Zeit Zahl- und Schriftzeichen auf einer Oberfläche, einem „surface“, anbrachte, hat eine viel tausendjährige Geschichte. Gibson bezeichnet beschriftete und bebilderte Oberflächen in der Umwelt, die optische Informationen enthalten, als ein „very speci-

al class of artificial objects – or perhaps *devices* is a better term“. (Gibson 1986, 42) Bilder oder Abbildungen sind in gewisser Weise wie Auslagen in einem Schaufenster; d.h., auf einer Oberfläche, die für sich selbst besteht – etwa eine Felswand, eine Tontafel, ein Blatt Papier – bieten sie der Betrachterin, dem Betrachter etwas Anderes zur Schau. Diese sind gefordert, zwei unterschiedliche Wahrnehmungen zu machen, die der Oberfläche, auf der das Bild sich befindet, und die Oberfläche in dem Bild, z.B. einen abgebildeten Baum. Diese Oberfläche ist virtuell. „There is a direct perceiving of the picture surface along with an indirect awareness of virtual surface – a perceiving, knowledge, or imagining, as the case may be.“ (Gibson 1986, 283) Die Schrift- und Zahlzeichen als solche stellen bereits Artefakte dar, die sich grundlegend von den lautlichen Äußerungen der gesprochenen Sprache unterscheiden. Wir nennen sie symbolische Artefakte im Unterschied zu dinglichen. Das Schreibwerkzeug, das sie hervorbringt, ist heutzutage in hohem Maß technisiert. Zusammen mit den akustischen sind die optischen Informationsträger hochtechnische Werkzeuge zur Verbreitung von Wissen zweiter Hand unter Lesern, Zuhörern und Zuschauern. Als von Menschen gehandhabte Instrumente zur Manipulation an der Umwelt sind alle hier angesprochenen „tools“ mit dem Problem der Zerstörung der natürlichen Umwelt einschließlich ihrer menschlichen Insassen selber behaftet. In diesem Sinn formuliert Gibson: „We human animals have altered it to suit ourselves [...] so wastefully, thoughtlessly, and, if we do not mend our ways, fatally.“ (Gibson 1986, 130)

## Mutualität und Gesellschaft

Zwischen einem tierlichen Lebewesen und seiner Umwelt besteht eine wechselseitige Verbundenheit. Wie oben unter *Umweltdarangebote für das Lebewesen* näher ausgeführt, gilt dies auch für die Menschen als Teil der Umwelt, die sie nicht nur als Betrachter wahrnehmen, sondern in der sie selber, inmitten positiv wie negativ bedeutungsvoller Darangebote, gleichfalls auf bedeutungsvolle Weise in Aktion sind. (Reed 1988, 296) Hier sind die mutualen Darangebote der Menschen untereinander von besonderer Relevanz, in denen das spezifische wechselseitig-rückbezügliche Handeln und Verhalten gründet, das Gibson, wie wir sahen, „social interaction“ genannt hat. Menschen sind gesellige Lebewesen, die in unterschiedlich umfangreichen Gruppen zusammenleben. Die Gruppen bestehen aus Individuen in verschiedenem Lebensalter und unterschiedlichen Geschlechts, die sich zueinander auf sozial-interaktive Weise im oben beschriebenen Sinn verhalten. Die sozialen Interaktionen sind auf umweltliche Darangebote orientiert, die im Hinblick auf die Beschaffung der Mittel für den Lebensunterhalt, die Betreuung der nachwachsenden Generation, die Nutzung eines Gebiets als Habitat sowie die Wahrnehmung und Kommunikation von Informationen über die Umwelt bedeutungsvoll sind. Wir können an dieser Stelle festhalten, dass die „mutual affordances“ einen geselligen Zusammenhang zwischen menschlichen Individuen stiften, der in den sozialen umweltlichen Interaktionen von ihnen selber zur Geltung gebracht wird. Dieser interaktive umweltliche Zusammenhang von Menschen kann Gesellschaft genannt

werden. Umweltliche soziale Interaktionszusammenhänge finden sich auch, in vielfältiger Variation, bei anderen tierlichen Spezies zu Wasser und zu Land. In diesem umfassenden Sinn hat der Begriff Gesellschaft einen, wenn auch sehr allgemeinen, so doch realen Bedeutungsgehalt.

Soziale Interaktionen und andere umweltliche Aktivitäten der Menschen können durch gewohnheitliche Austragung aggressiver Verhaltensweisen gekennzeichnet sein. Dies ist insbesondere bei gesellschaftlichen Gewohnheiten wie der Jagd auf andere tierliche, insbesondere große, Lebewesen oder der Domestikation der Fall. Menschen bilden spezifische Weisen kooperativer sozialer Interaktion aus, die ihnen unter Zuhilfenahme speziell gefertigter Werkzeuge ermöglichen, über Ko-Spezies in ihrer Umwelt zu dominieren und sie auf vielfältige Art auszubeuten. In solchen Verhaltensweisen äußert sich ein umweltliches Agieren, das gewalttätige und herrschaftliche Züge trägt. Das kollektive Jagen tritt deutlich in präzivilisatorischen jungpaläolithischen Gesellschaften zum Beispiel in Kantabriens hervor; in der neolithischen anatolischen Gesellschaft von Çatalhöyük verbindet es sich mit dem Zähmen einiger tierlicher Ko-Spezies. Hier können wir nicht ausführen, aber immerhin darauf hinweisen, dass nach dem Ende der letzten Eiszeit im Westen Eurasiens Gesellschaften entstanden und sich entwickelten, die zunehmend auf aggressive Gewalttätigkeit anstelle von gegenseitiger Einvernehmlichkeit sowie auf Fiktionalität anstelle von umweltlicher Realität in den Vorstellungen über die gesellschaftlichen Mensch-Umwelt-Interaktionen setzten.

In Gesellschaften, die in der Entwicklung des westeurasischen Zivilisationsprozesses in Erscheinung treten, breitet sich dieses gewaltsame Verhalten auf die sozialen Interaktionen der Individuen innerhalb und zwischen den Gesellschaften der menschlichen Spezies aus. Die mutualen umweltlichen und sozialen Interaktionen werden nun in jeglicher Hinsicht zunehmend von Gegensätzlichkeit geprägt, die sich in Ausbeutung, Unterdrückung und Beherrschung manifestiert. Es sind Gesellschaften von Menschen, die die Wahrnehmung ihrer Abhängigkeit von der natürlichen Umwelt in immer größerem Ausmaß einzubüßen scheinen und die vermeinen, diese mit immer aggressiveren Werkzeugen und anderen Artefakten manipulieren und ausnutzen zu können – ungeachtet der unwiderruflichen Zerstörungen, die sich mit ihnen verbinden. Diese Gegensätzlichkeit ist mit der Ausbildung eines anthropozentrischen ideokratischen Weltbildes verbunden, das sich auf Fiktionen und symbolische Artefakte stützt, die ansatzweise bereits in späten jungsteinzeitlichen Gesellschaften hervortraten.

Mit dem Begriff anthropozentrisch-ideokratisches Weltbild zielen wir auf immer deutlicher ausgeprägte Vorstellungen, in denen ein Streben von Menschen nach Domination über die natürliche Umwelt zum Ausdruck gebracht wird. Dieses Bestreben, bezeugt durch archäologische Funde und durch Mythenliteratur, tritt in fiktiven Vorstellungen von einem maskulinen „Schöpfungsvermögen“ hervor – eine Idee, die wir als androkratische oder patriarchale Fiktion bezeichnen möchten. Zu den Emanationen dieser Idee gehören

die Vorstellungen von überirdischen Wesenheiten, die sich u. a. mit dem Wort Gott verbinden und die nicht zufällig in menschlicher Gestalt und mit menschlichem Gebaren vorgestellt werden. Sie haben allerdings auch die den Menschen unzugänglichen Eigenschaften der Unsterblich- und Unsichtbarkeit. Auf diese patriarchalen Fiktionen und symbolischen Artefakte treffen wir in den agrarischen Stadtstaaten im Süden Mesopotamiens, wo ihre Herausbildung um die Wende vom 4. zum 3. Jahrtausend v.u.Z. in archäologischen Funden erstmals ins Auge fallen, darunter die wohl frühesten schriftsprachlichen Aufzeichnungen überhaupt. Als Beispiel für die patriarchalen Fiktionen sei hier auf den mesopotamischen Götterpatriarchen „An“ (wohl von dem Wort anu, der Himmel, abgeleitet) und seinen Sohn „Enki“ verwiesen. Dieser hat der Mythenschreibung des späten 3. und des beginnenden 2. Jahrtausends zufolge die Flüsse Euphrat und Tigris mit dem „fluid“ seines Penis zum fließenden Wasser verholten. Die Entstehungsgeschichte dieser Fiktionen, die sicherlich nicht die Erfindung eines individuellen Kopfes sind, ist bis heute nicht geschrieben. An deren Stelle wird die Mythenschreibung umso andauernder fortgeführt. Zu den symbolischen Artefakten sei so viel gesagt, dass damit Schrift- und Zahlzeichen sowie ihre Materialisierungen in textlichen und kalkulatorischen Aufzeichnungen und in Messinstrumenten gemeint sind. Sie sind ebenso wie die patriarchalen Fiktionen unentbehrliche Hilfsmittel bei der in Mesopotamien in Gang gekommenen zivilisatorischen Manipulation der natürlichen Umwelt – in die, um dies zu wiederholen, die Menschen eingeschlossen sind. Wir können darauf an dieser Stelle nicht weiter eingehen, aber wir wollen jedenfalls die Vermutung äußern, dass im westeurasischen Prozess der Zivilisation, der in den südmesopotamischen Stadtlandschaften vor 5.000 Jahren begann und sich über das europäische Altertum und Mittelalter bis in die Neuzeit fortsetzte, Gesellschaften aufeinander gefolgt sind, in denen eine blindwütige technokratische Gewaltsamkeit die umweltliche Aktivität und sozialen Interaktionen prägen und eine wahnhaft-herrschaftliche Selbstwahrnehmung die umweltliche Abhängigkeit der Akteure auf den Kopf stellt. Was dabei in einigen Jahrtausenden zu Wege gebracht worden ist, ist eine unablässige Wiederkehr von Ausbeutung, Dienstbarmachung und (territorialer) Eroberung, begleitet von einer Kultur ideokratischer Fiktionen – dies alles in je spezifischem historischen Outfit.

## Literatur

- Gibson, James J., 1986, *The Ecological Approach to Visual Perception*, Hillsdale, London
- Hofstätter, Peter R., 1958, *Psychologie*, Frankfurt/M.
- Marx, Karl, 1998, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, MEGA II/1.2, 315-747
- Reed, Edward S., 1988, *James J. Gibson and the Psychology of Perception*, New Haven, London

*Lothar Peter*

## **Grundriss einer integrativen Gesellschaftstheorie**

### **Kritische Lektüre eines Beitrags von Uwe Schimank**

*Für Annegret Tjaden-Steinhauer und Kay Tjaden*

#### **1. Gesellschaftstheoretischer Vorstoß: ein triperspektivisches Modell**

Dass überhaupt wieder ernsthafte, gehalt- und anspruchsvolle Versuche unternommen werden, den Begriff der Gesellschaft unter den Bedingungen struktureller Modernisierung systematisch zu entfalten und theoretisch zu konzipieren, verdient schon an sich große Anerkennung. Wenn solche Versuche – wie der Uwe Schimanks mit seinem „Grundriss einer integrativen Theorie der modernen Gesellschaften“<sup>1</sup> – überdies in kritischer, Gesellschaft als Ganzes nicht nur intellektuell reproduzierender, sondern problembewusster diagnostischer Absicht erfolgen, dann sind sie erst recht zu begrüßen. Während der letzten zwei, drei Jahrzehnte waren ja selbst prominente, auf systematische Begründung Wert legende Gesellschaftstheorien in die Defensive geraten, wohingegen Konzepte, die auf einzelne Aspekte moderner Gesellschaften fokussierten, es teilweise zu einer geradezu spektakulären Publizität brachten, wie etwa die „Risikogesellschaft“ von Ulrich Beck oder die „Erlebnisgesellschaft“ von Gerhard Schulze zeigen. Die diesen und anderen Studien anhaftenden Defizite im Blick auf die Struktur moderner Gesellschaften möchte Schimank korrigieren, indem er ein triperspektivisches Modell vorschlägt, das alle konstitutiven Dimensionen moderner Gesellschaften systematisch zu berücksichtigen und ihren Zusammenhang angemessen zu reflektieren verspricht. Es beinhaltet eine differenzierungs-, eine ungleichheits- und eine kulturtheoretische Perspektive, denen wiederum ein anthropologischer, von Max Scheler und Arnold Gehlen inspirierter Handlungsbegriff unterlegt ist. Darin unterscheidet sich die systemtheoretische Orientierung Schimanks von der Niklas Luhmanns, der bekanntlich soziales Handeln durch die Kommunikation von Sinn ersetzt. Diesem Handlungsbegriff Schimanks wird hier nicht weiter nachgegangen, da er für das triperspektivische Modell selbst eher eine Prämisse als das zentrale inhaltliche Problem bildet. Statt dessen soll sich die Aufmerksamkeit im Folgenden auf die Frage richten, inwieweit der von Schimank konzipierte „Grundriss einer integrativen Gesellschaftstheorie“ und damit der mit ihm gelieferte Begründungs- und Vermitt-

---

<sup>1</sup> Es handelt sich um Uwe Schimank: Grundriss einer integrativen Gesellschaftstheorie, in: Zeitschrift für Theoretische Soziologie, 2/2015, S.236 – 268. Der Beitrag löste eine breitere Diskussion aus, auf die im Folgenden aber aus Platzgründen nicht Bezug genommen werden kann. Ihm ging Schimanks Studie „Gesellschaft“ (Bielefeld 2013) voraus. Schimank versucht, Elemente von Systemtheorie, Handlungstheorie und kritischer Gesellschaftsanalyse zusammenzuführen.

lungszusammenhang der drei genannten Theorieperspektiven inhaltlich zu überzeugen vermag.

Auch wenn man bereit ist, sich auf die drei Theorieperspektiven einzulassen, und das soll hier durchaus geschehen, ergeben sich bald einige Fragen, die entlang der von Schimank durchgeführten und jeweils mit einem markanten Leitsatz abgeschlossenen Arbeitsschritte diskutiert werden sollen.

## 2. Funktionale Differenzierung und „Leistungsproduktion“

Funktionaler Differenzierung wird von Schimank ein analytischer, nicht sachlicher Primat für das Verständnis moderner Gesellschaften zugeschrieben. Für Schimank heißt funktionale Differenzierung das, was moderne Gesellschaften vor anderen auszeichnet, nicht aber, dass funktionale Differenzierung für sie wichtiger sei als die ungleichheits- oder kulturtheoretische Perspektive (247). Aus funktionaler Differenzierung lasse sich erkennen, was die Einzelnen von der Gesellschaft erwarten und was sie selbst zur gesellschaftlichen „Leistungsproduktion“ beitragen, die in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilsystemen stattfindet. Im Begriff der ‚Leistungsproduktion‘ wird der Bezug zur handlungstheoretischen Fundierung systemtheoretischer Differenzierung sichtbar. In diesen Teilsystemen (der Wirtschaft, der Politik, des Rechts usw.) treten sich „Leistungsproduzenten“ und „Leistungsempfänger“ gegenüber, aber auch Leistungsproduzenten/Leistungsempfänger eines oder mehrerer Teilsysteme können gegenüber anderen Teilsystemen „fremdreferentielle“<sup>2</sup> Ansprüche geltend machen. Mit der Betonung dieser Fremdreferentialität will sich Schimank von der systemtheoretischen Konstruktion Luhmanns unterscheiden, die auf Selbstreferentialität und autopoietische Geschlossenheit der jeweiligen Teilsysteme aufbaut. Demgegenüber geht es Schimank wesentlich um die Integration der Teilsysteme zu dem, was moderne Gesellschaft konstituiert.

Hier stellt sich die Frage, ob die Begriffe „Leistungsproduzenten“ und „Leistungsempfänger“ (oder „Leistungsabnehmer“) geeignet sind, das Handeln von Akteuren in Teilsystemen angemessen zu erfassen. Die Schwierigkeit dieser Begriffsbildung liegt nämlich vor allem darin, dass sie ganz unterschiedliche Bedürfnisse und Interessen (materieller und ideeller Natur) von Akteursgruppen subsumiert, also lediglich eine formale Kategorisierung liefert. Fasst man zum Beispiel die Gruppe der Unternehmer und die der „Arbeitnehmer“, also genauer der lohnabhängig Beschäftigten, zu einer gemeinsamen Kategorie von „Leistungsproduzenten“ im Teilsystem Wirtschaft zusammen, so stehen sich zumindest die lohnabhängig Beschäftigten paradoxerweise selbst als konsumierende „Leistungsempfänger“ gegenüber, während gleichzeitig ihre gegensätzliche Stellung zu den Unternehmern im (kapitalistischen) Arbeitsprozess ausgeblen-

<sup>2</sup> „Fremdreferentiell“ meint bei Luhmann die Bezugnahme eines Systems auf andere Systeme durch Bezugnahme auf sich selbst. Systeminterne Selbstreferenz und operative Geschlossenheit bedürfen also der kognitiven Offenheit nach außen. Mit anderen Worten: Selbstreferenz ist also immer nur auch durch Fremdreferenz möglich.“

det wird. Damit verdeckt aber das formale Verhältnis von „Leistungsproduzenten“ und „Leistungsempfängern“, wie Schimank es aus systematischen Gründen beschreibt, die realen materialen Interessengegensätze zwischen beiden Gruppen innerhalb der Kategorie der „Leistungsproduzenten“; denn die Bedingungen und Möglichkeiten der gesellschaftlichen Partizipation beider Gruppen weisen strukturelle Unterschiede und Ungleichheiten auf, deren Relevanz sich auch in Bezug auf alle anderen Teilsysteme manifestiert. Was Unternehmer und Lohnabhängige vom Teilsystem Wirtschaft, aber auch anderen Teilsystemen an Lebenschancen und -perspektiven erwarten können, hängt von Ursachen ab, die ihrer teilsystemischen Funktion als „Leistungsproduzenten“ oder „Leistungsabnehmern“ vorausgesetzt sind, aber von Schimank nicht thematisiert werden. Diese Ursachen liegen in der aller Produktion und Konsumtion strukturell vorausgehenden ungleichen (privatwirtschaftlich-kapitalistischen) Verteilung der relevanten Produktionsmittel und anderer materieller Ressourcen (z.B. Geldvermögen), die auch weitgehend über den Zugang zu sonstigen materiellen wie ideellen bzw. symbolischen Ressourcen (Bourdieu würde bei Letzteren von „kulturellem Kapital“ sprechen) entscheiden. Die damit konstituierte, nicht auf graduelle Niveauunterschiede eingrenzbar, sondern vielmehr strukturelle und gleichzeitig antagonistische Ungleichheit im Zugang zu und in der Verfügung über gesellschaftliche Ressourcen materieller und ideell-symbolischer Art determiniert alle Teilsysteme und die Beziehungen zwischen ihren „Leistungsproduzenten“ und „Leistungsabnehmern“. So wie Schimank die Frage der Integration der Teilsysteme über die „Publikumsrollen“ von Leistungsproduzenten und -abnehmern angeht, ruft er aber unvermeidlich den Eindruck einer lediglich formalen, von den materialen Bedürfnissen und Interessen der Akteure abgelösten kategorialen Zuschreibung hervor.

Das steht nun in einem eigentümlichen Kontrast zu der von ihm selbst hervorgehobenen Bedeutung der Ungleichheitsperspektive auf moderne Gesellschaft. Er erkennt nämlich Ungleichheit ausdrücklich als wesentliches Merkmal moderner Gesellschaft an. Da er aber in seiner schrittweisen Begründung gesellschaftlicher Integration – Letztere wird nicht als soziale oder normative Einbindung, sondern systemtheoretisch funktional gedacht – die kulturtheoretische Thematik (in einem gewissen Widerspruch zu der von ihm zunächst selbst genannten Abfolge) an die der funktionalen Differenzierung anschließt, soll hier zunächst schon einmal auf die kulturtheoretische Perspektive eingegangen werden.

### **3. Teilsysteme als „Wertsphären“ und Fortschrittsidee**

Dass die differenzierungs- und die kulturtheoretische Perspektive in einem zweiten Arbeitsschritt zusammengebracht werden, erklärt Schimank mit der Qualifizierung aller Teilsysteme als kulturell konstituierte „Wertsphären“ (248). Er denkt dabei an teilsystemisch spezifizierte Selbstreferentialität, die sich ausschließlich der Steigerung des jeweiligen „Eigenwerts“ eines Teilsystems verpflichtet sieht, und die sich, wie er auf Max Weber verweisend schreibt, von den Handlungskriterien anderer Teilsysteme abhebt wie etwa unablässiges Gewinnstreben – „Effektivität“ – als teilsystemischer Wert der Wirtschaft vom

Kriterium der „Effizienz“ spezifischer organisationaler Tätigkeiten für den Bestand der Gesamtorganisation. Etwas missverständlich unterscheidet Schimank also zwischen „Effizienz“ und „Effektivität“, obwohl beide Begriffe semantisch nahe bei einander liegen und deshalb einer genaueren Charakterisierung bedürfen. „Effizienz“ meint bei Schimank wohl eine Output-Maximierung arbeitsteiliger Organisationen, etwa in Industriebetrieben, während sich „Effektivität“ auf die sinnhaft-symbolische Steigerung der den Teilsystemen immanenten spezifischen „Werte“ und damit gleichzeitig auf die damit verbundene Zurückweisung fremdreferentieller Zumutungen bezieht. Einfacher gesagt: in der Kunst z.B. geht es ausschließlich um die Steigerung, also Vervollkommnung ästhetischer Prinzipien und Werte, wie es sich in der Stilrichtung des „l'art pour l'art“ programmatisch manifestierte, nicht um optimale Verkäuflichkeit von Bildern oder um das Verfassen von der herrschenden Politik gefälligen Romanen.

Abweichend von seiner eigentlichen Absicht einer systematischen Begründung versucht Schimank den Stellenwert der kulturtheoretischen Perspektive anhand der Fortschrittsidee konkret zu exemplifizieren, ohne jedoch vorher die konstitutive Bedeutung von Kultur für moderne Gesellschaften allgemein bestimmt zu haben. Damit wechselt er methodisch gleichsam das Register, insofern sich die bisherigen Ausführungen auf einer systematisch-theoretischen Ebene bewegten. Darauf wird zurück zu kommen sein.

Den gemeinsamen Nenner für die wertbezogene Effektivitätssteigerung in den einzelnen Teilsystemen sieht Schimank also in der „Fortschrittsidee“ (249), auch wenn deren Lesarten kontrovers ausfallen mögen. Dabei erweist sich funktionale Differenzierung als Feld von Deutungskämpfen, indem die jeweiligen „Leistungsproduzenten“ (manchmal auch gemeinsam mit den „Leistungsempfängern“) die von ihnen bevorzugte Idee von Fortschritt auch in anderen Teilsystemen durchsetzen wollen. Das geschieht beispielsweise dann, wenn die „Leistungsproduzenten“ des Teilsystems Politik, also die politische Klasse, auch den Leitwert des Wissenschaftssystems „gute Wissenschaft“ zu definieren beanspruchen.

Was gewinnt Schimank mit seiner Sichtweise der Fortschrittsidee? Ihr Verhältnis zu den teilsystemischen Leitwerten bleibt unklar, aber auch das Verhältnis letzterer zueinander. Will Schimank sagen, dass funktionale Differenzierung der Teilsysteme nur dann möglich ist, wenn deren jeweilige Leitwerte nicht durch Fremdreferentialität deformiert werden? Wie aber vertrüge sich das wiederum mit seiner Vorstellung, dass teilsystemische Leitwerte einem ‚Verdinglichungsprozess‘ (250) unterworfen sind, der ihre Verfestigung zu selbstreferentieller Geschlossenheit vorantreiben und damit funktionale Differenzierung beeinträchtigen könnte? Oder will er zeigen, dass Modernisierung – anders als Luhmann glaubte – eine Hybridisierung von Werten erfordert? Oder legt er vielmehr eine Umcodierung von Werten innerhalb der Teilsysteme nahe, etwa beispielsweise so, dass ein Übergreifen ökonomischer Wertimperative auf die private Lebensführung abgewehrt wird, indem Selbstbeschränkung und Verzicht an die Stelle bedenkenloser Konsumorientierung treten? Während Luhmann die selbstreferentielle Geschlossenheit teilsystemischer Codes in den Vordergrund

stellte, um die Alternativlosigkeit funktionaler Differenzierung als *conditio sine qua non* von Modernisierung zu sichern, denkt Schimank offenbar an eine verhandlungstheoretisch basierte Auseinandersetzung um die Angemessenheit teilsystemischer wie gesamtgesellschaftlicher Leitwerte. Die Hegemonie eines einzigen Leitwerts hält er für problematisch.

*Erstens* bleibt inhaltlich unbestimmt, was „Fortschritt“ meint; denn Schimank liefert eine ziemlich abstrakte Kennzeichnung, wenn er die „Fortschrittsidee“ mit der allgemeinen Vorstellung von Steigerung und Wachstum (oder deren Infragestellung) konnotiert. Strukturen, Prozesse, Handlungen usw. können so unterschiedliche inhaltliche Bestimmungen aufweisen, dass sich auch mit Hilfe von Parametern wie ‚Wachstum‘ und ‚Steigerung‘ kein sinnvoller Bezug mehr zwischen diesen Bestimmungen und ‚Fortschritt‘ herstellen lässt, selbst wenn man ‚Fortschritt‘ mit gegensätzlichen Bedeutungen versehen würde. Es gibt Phänomene, die man mit Wachstum beschreiben kann, ohne dass sie in irgendeinem Zusammenhang mit ‚Fortschritt‘ stehen, und es gibt Phänomene, die man mit Fortschritt in Verbindung bringen kann, ohne dass sie irgendetwas mit ‚Wachstum‘ zu tun haben.

*Zweitens* bedarf die Frage, ob die Deutungskämpfe um Fortschritt eine „die Ordnung funktionaler Differenzierung“ untergrabende „Steigerungsdynamik“ entfesseln, einer materialen Analyse, die sich nicht mehr auf die kulturtheoretische Ebene beschränken lässt. Verzichtet man darauf, tendiert die Analyse zu der wegen ihrer Abstraktheit notwendig widersprüchlichen These, dass es einerseits für einen Schutz vor „Zerbrechlichkeit der Moderne“ (251) und eine erfolgreiche Kontrolle ihrer „Selbstgefährdungspotentiale“ keine absolute Garantie gebe, andererseits aber von „unaufhörlichen“, wenn auch „kollidierenden“ Steigerungsdynamiken (251) auszugehen sei, was ja wiederum gerade auf eine dauerhafte, systemkonforme „Immer-so-weiter“-Differenzierung und damit das Gegenteil von „Zerbrechlichkeit“ und „Selbstgefährdung“ hinausläuft. Wenn aber Leitwerte, seien sie gesamtgesellschaftlicher oder teilsystemischer Natur, mit darüber entscheiden, ob moderne Gesellschaften anpassungs- und bestandsfähig bleiben oder scheitern müssen, dann darf man vom Entwurf einer Gesellschaftstheorie erwarten, dass er außerdem Auskunft darüber gibt, welche Voraussetzungen Akteure brauchen, um Leitideen und -werte so zu gestalten, damit sie den Erfordernissen von Vergesellschaftung nicht nur kulturell Rechnung tragen können. Um diese Voraussetzungen gesellschaftlich ermitteln zu können, wäre es durchaus gerechtfertigt, zumindest in diesem Punkt auch auf die von Schimank offensichtlich für obsolet gehaltene „Theorie des kommunikativen Handelns“ von Jürgen Habermas zurückzugreifen.

Im nächsten (dritten) Arbeitsschritt seines Theorieprogramms kommt Schimank auf einen Aspekt zu sprechen, der zwar mit der Skizzierung der Ungleichheitsperspektive (243/244) schon berührt, aber noch nicht explizit gemacht wurde: Es geht um nichts Geringeres als Kapitalismus und dessen Stellenwert in Schimanks triperspektivischem Modell.

#### 4. Kapitalismus und Staat

Kapitalismus ist für Schimank ein besonderes Charakteristikum funktionaler Differenzierung, das zwar nicht, wie er dem Marxismus etwas salopp unterstellt, als seiner sachlichen Relevanz nach den drei Teilperspektiven deterministisch übergeordnet sei, aber doch hervorgehoben zu werden verlange.

Trotz der betonten Abgrenzung von einem marxistischen Verständnis des Kapitalismus enthält seine Skizze gewichtige Gesichtspunkte, die zu marxistischen Analysen Parallelen aufweisen. Das gilt sowohl für die geschichtliche Ausdifferenzierung eines kapitalistischen Systems des Wirtschaftens als auch die Kennzeichnung des – man müsste hinzufügen: privaten – Gewinnstrebens als gebieterischem Leitwert dieses Teilsystems. (Ob, wie in der „Trinitarischen Formel“ der Klassischen Nationalökonomie, auch Kapital als Produktionsfaktor zu gelten hat, ist eine diskutablen Ansicht Schimanks, auf die hier aber nicht näher eingegangen werden soll.)

Auch was Schimank über den Zusammenhang zwischen Markt, dessen Regulierungsdefiziten und den Ursachen zyklischer Krisen schreibt, enthält mit marxistischen und anderen gesellschaftskritischen Auffassungen übereinstimmende Momente. Schimanks funktionalistische Erklärung, warum gerade die kapitalistische Wirtschaft eine „relationale gesamtgesellschaftliche Dominanz“ über die anderen Teilsysteme erlangen kann, bedarf aber einer kritischen Erwägung; denn Schimank leitet diese Dominanz aus dem Phänomen des Geldes als allgemeinem Medium der gesellschaftlichen Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen ab. Schimank verselbständigt die Funktion des Geldes in der kapitalistischen Ökonomie. Er übersieht, dass die kapitalistische Funktion des Geldes – und zwar als Zirkulationsmittel und als Ware – die Tatsache materieller Produktion historisch und systematisch voraussetzt. Und materielle Produktion impliziert wiederum immer, wie Marx es ausdrückte, den – gesellschaftlich organisierten – „Stoffwechsel“ zwischen Mensch und außermenschlicher Natur, weil der Mensch selbst ein Naturwesen ist und sich deshalb deren Stoffe und Energien für die eigene Reproduktion aneignen muss.<sup>3</sup> Der Primat kapitalistischer Ökonomie in der modernen Gesellschaften ergibt sich also erstens nicht aus dem Phänomen Geld, sondern daraus, dass es dem Kapitalismus gelungen ist, dem materiellen Reproduktionsprozess seine spezifische, auf profitable Verwertung von Natur und menschlicher Arbeitskraft fixierte gesellschaftliche Form aufzuzwingen. Er ergibt sich zweitens daraus, dass das spezifische (private) Eigentum an Produktionsmitteln und die daraus resultierende Verfügungsgewalt über ihre Verwendung auch die Rolle des Geldes in der Gesellschaft determinieren. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass sich in den gegenwärtigen Spielarten moderner Gesellschaft die Proportionen zwischen so genannter „Realwirtschaft“ und

---

<sup>3</sup> In zahlreichen Beiträgen haben sich Karl Hermann Tjaden und Karl Hermann Tjaden/Margarete Tjaden-Steinhauer mit dem Problem des Verhältnisses von Vergesellschaftung und Umwelt auseinandergesetzt. Vgl. zum Beispiel Karl Hermann Tjaden: Mensch – Gesellschaftsformation – Biosphäre. Über gesellschaftliche Dialektik des Verhältnisses von Mensch und Natur, Marburg 1990; Lars Lambrecht, Karl Hermann Tjaden, Margarete Tjaden – Steinhauer: Gesellschaft von Olduvai bis Uruk. Soziologische Exkursionen, Kassel 1998.

dem Finanzsektor erheblich verschoben und das Gewicht so genannter „immaterieller Arbeit“ (Hardt/Negri)<sup>4</sup> verglichen mit unmittelbar herstellender Arbeit zunimmt, der Reproduktionsprozess sich also *scheinbar* von seinen materiellen Voraussetzungen und Wirkungen stofflicher, energetischer und biotischer Art ablöst.

Geht man von einem Primat materieller, die Mensch-Umwelt-Beziehungen einschließenden Reproduktion moderner Gesellschaft aus, dann folgt daraus, dass kapitalistisches Wirtschaften, abweichend von Schimanks These, nicht wegen des Geldes, sondern wegen seiner materiellen Basisfunktion als die allen anderen Teilsystemen zugrunde liegende und sie tendenziell durchdringende Vergesellschaftungsbewegung betrachtet werden muss. Was Letzteres betrifft, berühren sich Schimanks Argumentation und die hier zunächst gegen ihn vorgetragenen Einwände dann wieder an dem Punkt, wo Schimank nachdrücklich den enormen „Ökonomisierungsdruck“ betont, den „unternehmerisches Gewinnstreben (253) auf alle anderen gesellschaftlichen Lebensbereiche ausübt. Zwar wäre es dabei interessant, wenn Schimank seine Aussage, dass „allein die wirtschaftliche Leistungsproduktion ... mehr Geld (verdient) als sie kostet“ (253), näher begründet und erklärt hätte, wie dieses „Mehr“ entsteht, aber seine Dominanzthese wird durch diese Auslassung nicht entwertet, bringt er doch einige Überlegungen ein, die diese These durchaus erhärten.

Zu Recht grenzt er sich gegen jene Tendenz im gesellschaftstheoretischen Diskurs ab, die eine Dominanz eines Teilsystems überhaupt in Frage stellt, wobei er allerdings überraschender Weise auch Max Weber zu den Repräsentanten dieser Tendenz rechnet, obwohl Weber selbst den Kapitalismus als „die schicksalsvollste Macht unseres modernen Lebens“<sup>5</sup> betrachtet hat. Dass Schimank weiterhin die Hypothese zurückweist, auch andere Teilsysteme als die (kapitalistische) Wirtschaft könnten Dominanz erlangen, ist, folgt man seiner bisherigen Argumentation, nur folgerichtig. Weniger plausibel erscheint dagegen seine Behauptung eines „funktionalen Antagonismus“ der kapitalistischen Wirtschaft auf der einen, deren „gesellschaftliche Dysfunktionalitäten ausgleichenden wohlfahrtsstaatlichen Maßnahmen auf der anderen Seite“ (254). Das ruft den Eindruck hervor, als ob kapitalistische Wirtschaft und Staat antagonistische Teilsysteme seien, der Staat sich also an privatem Gewinnstreben entgegengesetzten Leitwerten und Zielen orientiere. Aber in auf kapitalistischer Produktionsweise basierenden modernen Gesellschaften nimmt der Staat im Interesse vor allem der großen produktions- und marktbeherrschenden Einzelkapitale Aufgaben wahr, die deren ökonomische Potenz (unter gegebenen Bedingungen der Produktivität, des technologischen Niveaus, der Infrastruktur usw.) übersteigen und ihre Kapitalrentabilität substantiell beeinträchtigen würden.<sup>6</sup> Zu diesen Aufgaben gehört die Finanzierung allgemei-

<sup>4</sup> Michael Hardt/Antonio Negri: *Multitude. Demokratie und Krieg im Empire*, Frankfurt/New York 2004.

<sup>5</sup> Max Weber: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*, Vorbemerkung, Tübingen 1920/1988, S. 4.

<sup>6</sup> Zur Geschichte und Funktion des Staates vgl. aus marxistischer Sicht den sehr lesenswerten Überblick von Frank Deppe: *Der Staat*, Köln 2015.

ner Rahmenbedingungen der gesellschaftlichen Reproduktion (einschließlich ihrer politischen, rechtlichen und militärischen Institutionen). Da aber der Staat und das Politische eine öffentliche Angelegenheit sind, kann es unter der Voraussetzung einigermaßen pluralistischer politischer Willensbildung denjenigen sozialen Gruppen, die in einem Interessengegensatz zur kapitalistischen Wirtschaft und ihrem Gewinnprinzip stehen, zumindest teilweise gelingen, ihre Bedarfe in das staatliche Handeln einzubringen und als System von Sozialleistungen und/oder durch staatliche Investitionen in Bildung, Umwelt, Verkehr usw. geltend zu machen. Die Differenzierung zwischen ausschließlich kapitalismuskonformen Funktionen einerseits und auch kollektive Bedürfnisse abdeckende sozialstaatlichen Funktionen innerhalb des Staates andererseits ist wichtig, um der Illusion zu entgehen, als stünden sich, wie Schimank offensichtlich meint, kapitalistische Wirtschaft und staatlich-politisches Teilsystem „antagonistisch“ bzw. „asymmetrisch“ (254), also auch „fremdreferentiell“ gegenüber. Außerdem sollte Schimank nicht allzu sehr darauf vertrauen, dass der Sozialstaat gleichsam automatisch die von „wirtschaftliche(n) Imperative(n)“ ausgelösten Exzesse immer rechtzeitig und erfolgreich präventiv unterbinden könne. Auch einem relativ leistungsfähigen Sozialstaat ist keine Garantie für dauerhafte Krisenbewältigung eingebaut, wie dessen wechselhafte Geschichte demonstriert. Wenn man wie Schimank glaubt, dass vom marxistischen Standpunkt aus dem Kapitalismus gestellte „zwingende Untergangsprognosen“ (255) nicht gerechtfertigt seien, so sollte man aber auch nicht ohne weiteres der gegenteiligen Annahme Glauben schenken, dass der Sozialstaat gleichsam von selbst immer wieder katastrophalen Entwicklungen des Kapitalismus erfolgreich gegensteuern werde. Die Hoffnung, dass der „funktionale Antagonismus“ zwischen kapitalistischem Ökonomisierungsdruck einerseits und „Wohlfahrtsstaat“ andererseits auf Dauer gestellt werden kann, ohne jemals in einem gesellschaftlichen Zusammenbruch zu enden, kann nur hegen, wer sich nicht konsequent von der Grundtendenz der Systemtheorie, der „prästabilierten Harmonie“ der Teilsysteme, löst.<sup>7</sup>

Indem Schimank funktionale Differenzierung an Kapitalismus bindet, wirft sein Ansatz weitere Probleme auf. Aus seiner Argumentation folgt nämlich erstens der Schluss, dass es innerhalb der Moderne keine nicht-kapitalistischen Gesellschaften geben kann. War also die DDR von 1985 eine funktional nicht ausdifferenzierte, vormoderne Gesellschaft, weil sie auf einem ökonomischen System ohne Kapitalverwertung beruhte? Und scheiterte die DDR zwangsläufig deshalb oder nicht vielmehr vor allem (wenn auch nicht nur), weil ihre konkreten Ausgangs- und Existenzbedingungen<sup>8</sup> extrem ungünstig waren? Zweitens drängt sich

<sup>7</sup> Zur Kritik aus historisch-materialistischer Sicht an Theorien sozialer Systeme und sozialen Wandels vgl. die bis heute unübertroffenen Analysen von Karl Hermann Tjaden, in: ders., *Soziales System und sozialer Wandel*, Stuttgart 1972. Vgl. außerdem seine Einleitung und sein Nachwort in: *Soziale Systeme. Materialien zur Dokumentation und Kritik soziologischer Ideologie*. Herausgegeben, eingeleitet und mit einem Nachwort versehen von K. H. Tjaden unter Mitarbeit von Armin Hebel, Neuwied und Berlin 1971.

<sup>8</sup> gl. zum Beispiel Dietrich Staritz: *Geschichte der DDR 1949 – 1985*, Frankfurt am Main 1985; Jörg Roesler: *Geschichte der DDR*, 2. Aufl., Köln 2013.

bei Schimanks Koppelung von funktionaler Differenzierung und Kapitalismus der Eindruck auf, dass es dazu in modernen Gesellschaften keine Alternative gibt. Zwar sieht er ja, wie schon erwähnt, die destruktiven Konsequenzen der kapitalistischen Wirtschaftsweise sehr genau und ist alles andere als ihr Apologet, aber er schließt offensichtlich die Möglichkeit aus, sie transzendieren zu können. Für ihn scheinen dabei nicht nur historische Tatsachen, sondern auch die aktuelle Erfahrung zu sprechen, dass es trotz der verheerenden Krisenanfälligkeit des globalen „finanzmarktgetriebenen“ Kapitalismus offensichtlich nicht gelingt, dessen ungeheure Macht zu brechen und durch eine andere ökonomische Logik zu ersetzen. Gegen Schimank spricht aber, dass, solange sich überhaupt Geschichte menschlicher Vergesellschaftung ereignet, immer auch etwas Anderes möglich war und bleibt.

## 5. Ungleichheitsperspektive

In einer dritten Perspektive befasst sich Schimank mit der Bedeutung sozialer Ungleichheit, die aus der funktional differenzierten Gesellschaft hervorgeht und ihre Dynamik wesentlich antreibt.

Kapitalismus, daran lässt Schimank keinen Zweifel, stellt die „zentrale Determinante“ (257) sozialer Ungleichheit dar und entscheidet über den Zugang zu oder den Ausschluss von teilsystemischen „Leistungsproduktionen“. Dabei erweist sich das arbeitsmarktvermittelte Einkommen der „Arbeitsnehmer“ als ausschlaggebende Ungleichheitsdimension (255). Fragt man danach, was Schimanks Einlassungen zu sozialer Ungleichheit für sein Verständnis differenzierter moderner Gesellschaften leisten, dann kristallisieren sich zwei Gesichtspunkte heraus.

*Erstens* kommt die Dynamik sozialer Kämpfe, so Schimank, nicht primär in einem – vom Marxismus postulierten – Grundwiderspruch von Kapital und Arbeit zum Ausdruck, sondern vor allem in vielfältigen Konflikten und Konkurrenzbeziehungen zwischen Gruppen der Gesamtheit der Lohnabhängigen. „Klassenkampf“ findet also nicht zwischen einer Minorität großkapitalistischer Eigentümer und der Masse der von ihnen abhängig Beschäftigten, sondern innerhalb der Klasse der letzteren statt, wie Schimank unter Anspielung auf den Terminus eines umverteilenden „Sozialismus in einer Klasse“ (Fritz W. Scharf)<sup>9</sup> schreibt.

Dass innerhalb der Klasse der Lohnabhängigen (besser innerhalb ihrer und zwischen ihren einzelnen Schichten) trotz der grundlegenden Gemeinsamkeit der Lohnarbeit Konkurrenz herrschen kann, ist weder neu noch steht dieser Befund im Widerspruch zu marxistischen Auffassungen, wie Schimank ja vermutet. Ganz im Gegenteil. Marx und Engels selbst begründeten das damit, dass sich die Lohnabhängigen als Verkäufer ihrer Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt in individueller Konkurrenz gegenüberreten. Dieses Konkurrenz-

<sup>9</sup> Vgl. Wolfgang F. Scharf: Sozialdemokratische Krisenpolitik in Europa, Frankfurt am Main 1987.

verhältnis könne, so Marx und Engels, erst durch bewusste kollektive (gewerkschaftliche und politische) Organisation aufgehoben werden.<sup>10</sup> Bei der Konkurrenz der ArbeiterInnen unter einander handelte es sich, wie die Geschichte gewerkschaftlicher Kämpfe schon früh zeigte, nicht nur um ein theoretisches, sondern eminent praktisches Problem. Das spiegelte sich zum Beispiel in Konflikten wider, die von Spannungen zwischen traditionellen handwerklichen Berufsgewerkschaften zum einen und den industriellen Massenarbeitern des „New Unionism“ in England während der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zum anderen über die Beschäftigung von Frauen, Auseinandersetzungen um die so genannte „Arbeiteraristokratie“ und Privilegien der Angestellten („Stehkragenproletariat“) gegenüber den ArbeiterInnen bis zur „exklusiven Solidarität“ (Klaus Dörre) von Stammebelegschaften gegenüber ZeitarbeiterInnen in deutschen Industrieunternehmen der Gegenwart reichen.

Zweitens geht es um die durch soziale Ungleichheit hervorgerufenen Unterschiede der Teilhabe sozialer Gruppen an den „Leistungsproduktionen“ der diversen Teilsysteme (257). Entsprechend seiner differenzierungstheoretischen Prämissen verortet Schimank die dabei auftretenden Konflikte in Gegensätzen zwischen „Leistungsproduzenten“ und „Leistungsabnehmern“, so etwa zwischen Schulen/Lehrern einerseits und Schülern/Eltern andererseits oder zwischen Krankenhäusern und Patienten (257). Aber Schimank legt hier den Akzent nicht auf die strukturellen, durch kapitalistische Ökonomisierungs- und Privatisierungszwänge innerhalb der Teilsysteme generierten Gegensätze, also zum Beispiel auf die Gegensätze zwischen Rentabilitätsstrategien der privatisierten Kliniken und Patienten, sondern verlagert sie auf Konflikte zwischen besser und schlechter gestellten Gruppen innerhalb der Kategorie der „Leistungsempfänger“, obwohl auch diese Konflikte letztlich auf eine kapitalistisch determinierte Ungleichheit der individuellen oder gruppenspezifischen Reproduktionsbedingungen zurückzuführen sind. Nur indem Schimank auf Konflikte zwischen „Leistungsproduzenten“ und „Leistungsempfängern“ fokussiert, kann er die These aufrecht erhalten, dass die einzelnen Teilsysteme auch dann, wenn sie unter Ökonomisierungsdruck geraten, ihre funktionale Autonomie behaupten können, die ihrerseits einen „Gegenmechanismus“ (257) zum kapitalistischen Ökonomisierungsdruck in Gang setzt. Aber, so wäre zu erwidern, was in den Teilsystemen geschieht, welche Konflikte und Kämpfe dort entstehen und welche Koalitionen zwischen Akteuren dort zustande kommen, muss selbst schon als integrales Moment des Widerspruchs zwischen der alle Teilsysteme erfassenden kapitalistischen Vergesellschaftungslogik einerseits und den von ihr jeweils teilsystemisch Betroffenen andererseits verstanden werden. Bei der Auseinandersetzung um eine bessere finanzielle und personelle Ausstattung von öffentlichen Schulen geht es um eine sekundäre Verteilung des gesellschaftlichen Wertprodukts und zwar des Teils, über den der Staat mittels seiner Steuereinnahmen verfügt. Hinsichtlich dieser Steuermittel werden kapitalistische Unternehmen sowie ihre politischen und institutionellen Akteure versuchen, die Aus-

<sup>10</sup> Karl Marx/Friedrich Engels: Über die Gewerkschaften, Berlin (DDR) 1971.

gaben für öffentliche Angelegenheiten möglichst gering zu halten. Der eigentliche Gegner von Schülern und Eltern sind also nicht die „Leistungsproduzenten“ des Schulsystems, nämlich Schulleitungen und Lehrpersonal, sondern der den Kapitalismus politisch gewährleistende Staat. Ihm können allerdings unter zumindest partiell demokratischen Bedingungen mehr oder weniger große Zugeständnisse abgerungen werden. Deshalb ist gegen den Befund Schimanks, dass „Schlechtergestellte“ in Kämpfen um soziale Inklusion (etwa um mehr „Chancengleichheit“ im Bildungssystem) Erfolge erzielen können, nichts einzuwenden. Solche Erfolge wäre dann aber nicht das Ergebnis von Konflikten zwischen teilsystemischen „Leistungsproduzenten“ und „Leistungsabnehmern“, sondern des sich im Teilsystem Bildung reproduzierenden Antagonismus zwischen unablässig zu maximierender Kapitalverwertung zum einen und kollektiven Bedürfnissen nach besseren Lebenschancen größerer Gesellschaftsgruppen zum anderen.

## **6. Kulturtheoretische Perspektive: Noch einmal das Fortschrittsproblem**

An der Einführung der dritten Theorieperspektive, also der kulturtheoretischen, von der Schimank ja teilweise schon vorwegnehmend gesprochen hatte, fällt auf, dass nur sehr knapp angedeutet wird, warum der Dimension des Kulturellen eine für moderne Gesellschaften konstitutive Funktion zugemessen wird. Schimank leitet sie lediglich aus der Feststellung ab, dass „die moderne Gesellschaft als Ordnung hochgradig generalisierter, gesellschaftsweit geltender evaluativer, normativer und kognitiver Orientierungen sowie dazu gehöriger Praktiken“ (244) zu betrachten ist. Eine weiterreichende systematische Bestimmung von Kultur, die auch deren qualitativen Unterschied zu vormodernen Gesellschaften zu begründen hätte, vermisst man ebenso wie eine Erklärung des Kulturellen für die Ausdifferenzierung der Teilsysteme und ihrer Interdependenz. Wie könnte die Erklärung für den konstitutiven systemischen Stellenwert der kulturellen Dimension für moderne Gesellschaften aussehen? In einer ersten Annäherung lässt sich darauf Folgendes antworten: Differenzierung, Arbeitsteiligkeit, Vernetzung und wechselseitige Abhängigkeiten materialer technischer, ökonomischer, sozialer, politischer und kognitiver Prozesse haben in modernen Gesellschaften ein diese von vormodernen Gesellschaften qualitativ unterscheidendes Niveau erreicht, das einer alle Teilsysteme erfassenden, auf Dauer gestellten, Sinn erzeugenden Be- und Verarbeitung bedarf, ohne die gesellschaftliche Integration weder funktional noch sozial oder normativ möglich ist. Unter den Bedingungen kapitalistischer und patriarchaler Herrschaft, den beiden Hauptelementen gesellschaftlicher Herrschaft in modernen (westlichen) Gesellschaften, nimmt die strukturelle Relevanz des Kulturellen Formen symbolischer Gewalt an, die sich wiederum in teilsystemische Codes ausdifferenzieren. Inwieweit diese Codes Gesellschaftlichkeit in den unterschiedlichen Lebensbereichen beeinträchtigen, wem sie nützen und wem sie schaden, bedarf der empirischen Analyse. Sie hätte sowohl die Funktion der Codes in den einzelnen Teilsystemen als auch deren interdependente Anschlussfähigkeit zu untersuchen.

Statt der systematischen Funktion des Kulturellen weiter nachzugehen, widmet sich Schimank aber ziemlich unvermittelt der Frage, welcher konkrete kulturelle „Leitwert“ die Ordnung moderner Gesellschaft dominiert, und entdeckt ihn, wie schon erwähnt, in der „Fortschrittsidee“ (244). Dass sie nicht konsensual interpretiert werde, sondern umkämpft sei, ändere nichts an ihrer für jegliches Handeln sozialer Akteure hegemonialen Legitimationsfunktion. Schon diese These wirft Fragen auf. Kann man nicht statt „Fortschritt“ mit demselben Recht zum Beispiel von „Rationalität“ oder „Freiheit/Autonomie“ als wie immer umstrittenen Leitideen der Moderne sprechen? Ist der Fortschrittsbegriff nicht viel zu diffus, um die ihm von Schimank zugeordnete Erklärungsfunktion erfüllen zu können? Und haftet ihm nicht eine gewisse Beliebigkeit in der Kombination mit anderen Leitwerten an? Und wie lässt sich die Entscheidung für Fortschritt als zentrale Leitidee empirisch-historisch rechtfertigen?<sup>11</sup>

Zweifellos hat „Fortschritt“ für das Selbstverständnis sozialer Akteure in der Geschichte moderner Gesellschaften eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt, was durch kontroverse Begriffskonnotationen – darin ist Schimank durchaus zuzustimmen – nicht widerlegt, sondern bestätigt wird.

In der klassischen Soziologie avancierte Fortschritt bei Comte, Spencer, Marx und Durkheim zu einer trotz ganz konträrer Interpretationen richtungweisenden positiven Idee, ehe sie später im Kontext sowohl konservativer als auch gesellschaftskritischer Diskurse grundsätzlichen Zweifeln begegnete, für die einerseits unter anderen Oswald Spengler, Ludwig Klages und Martin Heidegger, andererseits Theodor W. Adorno, Max Horkheimer, Walter Benjamin und Herbert Marcuse stehen. Einen Aufschwung erfuhr die Fortschrittsidee dann erneut mit der Entwicklung der westlichen und östlichen Industriegesellschaft nach dem 2. Weltkrieg. Im Westen fungierte die Formel „technischer Fortschritt = sozialer Fortschritt“ eine Zeit lang als das die Gesellschaftspolitik wesentlich beeinflussende Konstrukt, bevor sich dann etwas später dessen Schattenseiten nicht mehr verbergen ließen („Grenzen des Wachstums“, Risiken der Kernenergie u.a). Dennoch lassen sich weder die Idee des Fortschritts noch die des Wachstums als einzige hegemoniale Leitidee moderner Gesellschaften identifizieren. Gerade heute lässt sich beobachten, dass beide Ideen in der Semantik öffentlicher Diskurse kaum noch eine prominente Rolle spielen und andere leitwertfähige Topoi in den Vordergrund treten (vgl. Boltanski/Chiapello)<sup>12</sup>, obwohl Kapitalismus und Ungleichheit fortbestehen.

Das Fortschrittsthema nimmt in Schimanks gesellschaftstheoretischem Entwurf einen auffallend breiten Raum ein. Er stellt es in den engen Zusammenhang mit

<sup>11</sup> Damit soll durchaus nicht gesagt werden, dass der Begriff des Fortschritts grundsätzlich fragwürdig ist. Man kann ihn sehr genau bestimmen, wie Karl Hermann Tjaden und Annegret Tjaden-Steinhauer gemeinsam mit anderen das getan haben in: *Statt einer Einleitung: Anmerkungen zum Fortschritt in der Geschichte*. In: Urte Sperling/Margarete Tjaden-Steinhauer (Hrsg.) *Gesellschaft von Tikal bis irgendwo. Europäische Gewaltherrschaft, gesellschaftliche Umbrüche, Ungleichheitsgesellschaften neben der Spur*, Kassel 2004, S. 7 – 42.

<sup>12</sup> Luc Boltanski/Ève Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2003 (frz. 1999).

dem Gedanken, dass der Fortschrittsidee eine schier grenzenlose „Steigerungslogik“ (258) innewohne, bezieht diese Logik aber nicht nur auf kapitalistisches Wachstum und Profitmaximierung, sondern ebenso auf die vermeintliche Tendenz einer potentiell unbegrenzten Anhebung eines garantierten Grundeinkommens, des Rechts auf Arbeit, des Mindestlohns und der Mitbestimmung, ja auf das Postulat sozialer Gleichheit überhaupt (259). Abgesehen davon, dass sich eigentlich alle gesellschaftlichen Phänomene und Werte irgendwie mit Fortschritt assoziieren lassen und der Fortschrittsbegriff damit seine analytische Trennschärfe einbüßt, muss man zwischen begrenzten Verbesserungen, die auf bestimmte Gruppen zielen (wie der gesetzliche Mindestlohn), und der exzessiver Reichtumsakkumulation ökonomisch quasi-feudal herrschender Minoritäten strikt unterscheiden. Beides gleichermaßen unter der Vorstellung einer schrankenlosen Steigerungsspirale von Fortschritt und Wachstum subsumieren zu wollen, erschiene wirklichkeitsfremd. Außerdem müssen Schritte zu mehr sozialer Gleichheit keineswegs zwangsläufig der von Schimank imaginierten Fortschrittsidee einer Steigerungslogik entsprechen, sondern können im Gegenteil auf eine Entschleunigung des „Dschagannath“-Effekts (261)<sup>13</sup> der Moderne, auf Reduktion von Wachstum, Nachhaltigkeit und schonendem Ressourcenverbrauch gerichtet sein. So wie Schimank den Fortschrittsbegriff konzipiert, ist er zu heterogen und diffus, um in einem gesellschaftstheoretischen Grundriss der Moderne als zentraler Leitwert dienen zu können.

## 7. Gesellschaftliche Steuerung und Planung – ein Ding der Unmöglichkeit?

Zu den Vorzügen des Entwurfs von Schimank zählt dagegen, dass sich sein systemtheoretischer Ansatz nicht nur von harmonistischen Illusionen früherer Systemtheorien, namentlich der Parsons', distanziert, sondern die Widersprüchlichkeit und Konflikthaftigkeit gerade im Gegenteil zur prägenden Signatur moderner Gesellschaft erklärt. Allerdings ist die Schlussfolgerung, die Schimank daraus zieht, nicht zwingend, insofern er aus Konflikthaftigkeit und Gefährdung gesellschaftlicher Stabilität die Möglichkeit einer nur „sehr begrenzte(n) Planbarkeit und Gestaltbarkeit“ (261) ableitet. Dass Planung und Steuerung gesellschaftlicher Prozesse in gegenwärtigen modernen Gesellschaften absolut unterentwickelt sind, hat seine Ursache nicht in einer objektiven Überkomplexität gesellschaftlicher Problembestände, sondern in Herrschaftsverhältnissen, die eine konsequente Nutzung durchaus vorhandener sozialer, wissenschaftlich-technischer und kognitiver Potentiale von Planung verhindern. Die Probleme der Moderne schreien geradezu nach kollektiver Steuerung und Planung<sup>14</sup>, um schon im Gang befindliche oder

<sup>13</sup> Dieser Ausdruck stammt von Anthony Giddens und spielt auf einen Mythos der Hindu-Religion an. Nach diesem Mythos warfen sich die Anhänger der Religion selbst unter einen Wagen, der mit dem Bild der Gottheit Krischna durch die Strassen raste. Vgl. Anthony Giddens: *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt am Main 1996 (engl. 1990), S. 173 ff.

<sup>14</sup> Zu Problemen der Planung heute vgl. Karl Georg Zinn u.a. in Thomas Mies/Karl Hermann Tjaden (Hrsg.): *Gesellschaft, Herrschaft, Bewußtsein. Symbolische Gewalt und das Elend der*

drohende Krisen und Katastrophen zu bewältigen, aber mächtige Partialinteressen herrschender Gruppen, Akteure und Institutionen – und nicht vor allem Ambivalenzen und Unüberschaubarkeit der Moderne – stehen dem entgegen.

Schimank hat mit seinem klugen und anregenden „Grundriss“ ein Angebot in den kritischen soziologischen Diskurs eingebracht, das eine weitere intensive Diskussion verdient. Das gilt nicht zuletzt für die zentrale Frage, ob es nicht richtiger wäre, statt von teilsystemischen Gegensätzen zwischen „Leistungsproduzenten“ und „Leistungsempfängern“ von Gegensätzen zwischen unterschiedlichen Verfügungsgewalten (einschließlich ihrer Inhaber und Akteure)<sup>15</sup> und den jeweils von ihnen betroffenen Gesellschaftsgruppen auszugehen.

---

Zivilisation, Kassel 2009.

<sup>15</sup> Dieser mir sehr brauchbar erscheinende Begriff ist Margarete Tjaden-Steinhauer und Karl Hermann Tjaden zu verdanken, die allerdings zunächst auch von „Verfügmächtigten“ sprachen (vgl. Margarete Tjaden-Steinhauer/Karl Hermann Tjaden: Gesellschaft von Rom bis Ffm. Ungleichheitsverhältnisse in West-Europa und die iberischen Eigenwege, Kassel 2001). Heute unterscheiden sie zwischen ökonomischer, politischer, familial-geschlechtsbezogener und „ideokratischer“ Verfügungsgewalt.

## **Historizität und Messbarkeit der abstrakten Arbeit**

### **Problemstellung**

Der Unterschied zwischen konkreter und abstrakter Arbeit ist der „Springpunkt, um den sich das Verständnis der politischen Ökonomie dreht“ (MEW 23:56). Er ist Voraussetzung, die Physiologie der kapitalistischen Produktionsweise zu verstehen. Die Grundlage für den Zusammenhang der ökonomischen Kategorien ist die Bestimmung des Werts durch die Arbeitszeit. „Davon geht Ricardo aus und zwingt nun die Wissenschaft, ihren bisherigen Schlendrian zu verlassen, und sich Rechenschaft darüber abzulegen, wieweit die übrigen ... Kategorien ... Formen dieser Grundlage, dem Ausgangspunkt entsprechen oder widersprechen ...“ (MEW 26.2: 161). Ricardo erklärt alle ökonomischen Erscheinungen auf der Grundlage des Arbeitswerts, „selbst diejenigen, welche im ersten Augenblick ihr zu widersprechen scheinen, wie die Rente, die Akkumulation der Kapitalien und das Verhältnis der Löhne zu den Profiten. Gerade das ist es, was seine Lehre zu einem wissenschaftlichen System macht ...“ (MEW 4: 81f). Doch wie die Merkantilisten und Smith erkennt er das Zwieschlächtige der Arbeit nicht, betrachtet sie nur in ihrer konkreten Form, unhistorisch, nicht spezifisch gesellschaftlich. Profit, Zins, Rente, Unternehmergeinn kann nur verstehen, wer verstanden hat, was Mehrwert ist. Mehrwert kann nur verstehen, wer begriffen hat, was der Wert ist. Und Wert kann nur verstehen, wer zwischen konkreter und abstrakter Arbeit zu unterscheiden weiß. Die Autoren der in die Jahre gekommenen „Neuen Marxlektüre“ werfen dem „Staats- und Parteimarxismus“ vor, die Marxsche Lehre vulgarisiert zu haben. Und stellen Grundlegendes zur Disposition: den Doppelcharakter der Ware und der Waren produzierenden Arbeit, den Inhalt und Begriff der abstrakten Arbeit, die Wertgröße, die Wertformenanalyse, den Zusammenhang zwischen Wert und dem Geld ... Die Diskussion, könnte man denken, lohne nicht. Sachlich ausgetragen, kann sie aber nützlich sein.

Zu einigen scheinbar geklärten, erneut diskutierten Fragen, will ich mich äußern:

- Was sind Inhalt der abstrakten und konkreten Arbeit und der Unterschied zwischen ihnen?
- Ist abstrakte Arbeit eine physiologische oder eine gesellschaftlich-historische Kategorie?
- Kann abstrakte Arbeit gemessen werden oder nur konkrete?
- Welche Bedeutung hat die abstrakte Arbeit für die Geldtheorie?

### **Der Unterschied zwischen konkreter und abstrakter Arbeit**

Die Warenproduktion ist Arbeits-, Wertbildungs- und Verwertungsprozess (zum Unterschied der beiden letzten: MEW 23:209). Der Zweiseitigkeit des Prozesses entspricht die Dualität seines Resultats: Die Ware – das Produkt, das für den

Austausch produziert und gegen andere Produkte ausgetauscht wird (MEW 23: 49, 55) – ist Gebrauchswert und besitzt Wert. Der Gebrauchswert ist die Nützlichkeit des Dings. Sie zeigt sich im Gebrauch bzw. in der Konsumtion (MEW 23:50). Die Ware tauscht sich in einem bestimmten Verhältnis mit anderen Waren. Dieses wechselt mit Zeit und Ort. Die Proportion ist der Tauschwert, z. B. 1 Kasten Pils = 3 kg Butter. 1 Kasten Pils ist 3 kg Butter wert. 3 kg Butter sind der Tauschwert eines Kastens Pils. Wie kommt es zu dieser Relation? Warum ist ein Kasten Pils nicht 2 oder 4 kg Butter wert? Wir sehen davon ab, dass die Relation auch etwas mit dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage zu tun hat. Wir unterstellen die Gleichheit von Angebot und Nachfrage. Dann lautet die Frage: Wie kommen Tauschrelationen zustande, wenn sich Angebot und Nachfrage decken und daher die Relation nicht begründen können? Offenbar ist der Tauschwert „die ‚Erscheinungsform‘ eines von ihm unterscheidbaren Gehalts“ (MEW 23:51). Das Genie des Aristoteles, der zwischen dem Gebrauchswert und dem Tauschwert unterscheidet, „glänzt gerade darin, daß er im Wertausdruck der Waren ein Gleichheitsverhältnis entdeckt. Nur die historische Schranke der Gesellschaft, worin er lebte, verhindert ihn herauszufinden, worin denn ‚in Wahrheit‘ dies Gleichheitsverhältnis besteht“ (MEW 23:74). Wenn wir von den unterschiedlichen zweckdienlichen Eigenschaften der Waren absehen, wird das ihnen Gemeinsame sichtbar: dass zu ihrer Produktion „menschliche Arbeit aufgehäuft ist. Als Kristalle dieser ihnen gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Substanz sind sie Werte – Warenwerte“ (MEW 23:52). Der Wert ist das in den Waren enthaltene Quantum Arbeit. Er ist verborgen unter einer dinglichen Hülle, erscheint als Tauschverhältnis, als Verhältnis zweier Gebrauchswerte. Ein Kasten Pils ist im Beispiel 3kg Butter wert, weil beide Warenmengen in der gleichen (gesellschaftlich notwendigen) Arbeitszeit produziert werden. Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist die, in der irgendein Gebrauchswert „mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit“ erzeugt wird (MEW23: 53). Der Wert ist mehr als ein gewisses Quantum Arbeit. Er ist ein Verhältnis, das die privaten Produzenten in der Produktion eingehen, ein Produktionsverhältnis, das an der Oberfläche der Märkte als ein Verhältnis von Sachen erscheint. In allen Wirtschaftsordnungen, in denen Produkte als Waren produziert werden, bedarf es des Wertes als Tauschgrundlage. Die Marktpreise weichen in Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage vom Wert ab. Sind Angebot und Nachfrage gleich, ist der Preis – der Preis im Gleichgewicht – korrekter Ausdruck des Wertes. „Im Prinzip gibt es keinen Austausch von Produkten, sondern einen Austausch von Arbeiten, die zur Produktion zusammenwirken“ (MEW 4: 104). Und: „Indem sie ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch als Werte gleichsetzen, setzen sie ihre verschiedenen Arbeiten einander als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen es nicht, aber sie tun es“ (MEW 23: 88). Die privaten Arbeiten der Produzenten müssen sich als „Glieder der Gesamtarbeit“ erweisen. Sie tun es, indem sie ein bestimmtes gesellschaftliches Bedürfnis befriedigen.

Marx fand es sonderbar, „daß den Ökonomen ohne Ausnahme das Einfache ent-

ging, daß wenn die Ware das Doppelte von Gebrauchswert und Tauschwert, auch die in der Ware dargestellte Arbeit Doppelcharakter besitzen muß“ (MEW 32: 11). Jeder Warenproduzent leistet zweckgebundene, konkrete Arbeit: Der Schmied formt das Eisen, der Bäcker bäckt Brot, der Fleischer füllt Därme, der Glasbläser formt das Glas, der Maler streicht Wände. Konkrete Arbeit unterscheidet sich im Hinblick auf ihren Zweck, die verwendeten Werkzeuge, die Verfahren und ihre Ergebnisse. Sie bringt verschiedene Gebrauchswerte hervor: Hufeisen, Bismarck-Eichen, Leberwürste, gläserne Kugeln, bemalte Zimmerwände.

Sehen wir von der Bestimmtheit der konkreten Arbeiten ab, bleibt, dass sie alle Verausgabung menschlicher Arbeitskraft sind. Schneidern, Weben, Häuser bauen, Autos montieren, Bockwürste herstellen, Radieschen säen, obgleich qualitativ verschieden, besitzen die gleiche physiologische Grundlage: Sie sind eine produktive Verausgabung und Beanspruchung von Hirn, Muskel, Nerven, Geisteskraft, Hand usw. (MEW 23: 56ff.). Die Arbeit, die von allen konkreten Formen und Inhalten abstrahiert, ist Arbeit schlechthin, allgemeine Arbeit. In der Warenproduktion wird sie zur abstrakten Arbeit. Damit die Waren als Gebrauchswerte quantitative Verhältnisse untereinander eingehen können, muß von ihren Gebrauchswerten und damit vom konkreten Inhalt der Arbeiten abstrahiert werden. „Alle Arbeit ist einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn und in dieser Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstrakt menschlicher Arbeit bildet sie den Warenwert. Alle Arbeit ist andererseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft in besonderer zweckbestimmter Form, und in dieser Eigenschaft konkreter nützlicher Arbeit produziert sie Gebrauchswerte.“ (MEW 23: 61) Ökonomen, die mit dieser Abstraktion ihre Schwierigkeiten haben, lehnen die Arbeitswerttheorie ab. „Die Marxsche Werttheorie hat sich als nicht haltbar erwiesen.“ Dies sagen nicht nur die Gegner des großen Kritikers der Politischen Ökonomie, sondern auch die neuen Herausgeber der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA). In ihrer von Bertram Schefold verfaßten Einführung zum dritten Band des „Kapital“ schreiben sie, ihnen sei „rätselhaft, wie man an der Vorstellung, die Arbeit als abstrakte bestimme den Wert der Waren, festhalten will.“ Das Beharren auf der Wertlehre habe Marx an analytischen Fortschritten gehindert. (MEGA II/15: 898f., 910) Wer die Arbeitswerttheorie ablehnt, schlägt der marxistischen Ökonomie den Boden unter den Füßen weg. Dass ausgerechnet die MEGA-Editoren dies tun, könnte daraus resultieren, dass ihnen der Unterschied zwischen der konkreten und der abstrakten Arbeit nicht aufgegangen ist. Wie sonst können sie behaupten, „das Gleichsetzen von einer Stunde Nähen und einer Stunde Hämmern ist ebenso rätselhaft wie die Gleichsetzung eines Hemds und angenagelter Hufeisen als Ergebnis des Beschlagens eines Pferdes“ (Schefold 2008: 41f.). Hemd und Hufeisen sind ungleich als Gebrauchswerte. Sie sind gleich, weil sie Produkte menschlicher Arbeit sind, egal, worin diese Arbeit *konkret* besteht. Wem die Unterscheidung zwischen abstrakter und konkreter Arbeit merkwürdig vorkommt, versteht den Dualismus von Produktion, Arbeit und deren Ergebnis nicht. Arbeit kann er/sie sich nur konkret vorstellen. Das Allgemeine im Besonderen bleibt diesen Leuten verborgen. Doch das Nebeneinander von konkreter und abstrakter Arbeit ist keineswegs hypothetisch: Der Fleischer, der Schweine schlachtet, der Be-

tonbauer, der Mauern errichtet und die Krankenpflegerin, die Patienten umbettet, müssen, so unterschiedlich ihre konkreten Tätigkeiten und deren Ergebnisse sind, ihre Arbeiten unter Einsatz von Körper- und Geisteskraft ausführen. Vielleicht geraten sie dabei sogar ins Schwitzen und kriegen einen Muskelkater. Sie benötigen Kenntnisse, Fertigkeiten und Fähigkeiten, um ihren Job auszuüben. Arbeit ist mit geistiger Anstrengung verbunden. Bei der Aufstellung eines Bauplanes ist sie größer als bei der Beobachtung einer Schafherde. Marx erklärt, was er unter dem physiologischen Inhalt der abstrakten Arbeit versteht, und nennt diese eine „gemeinschaftlich gesellschaftliche Substanz“ (MEW 23/52). Reitter findet dies merkwürdig, glaubt, die abstrakte Arbeit sei so Resultat einer bloßen Gedankenabstraktion.<sup>1</sup> Wertbildende Arbeit ist nicht in dem Sinne abstrakte Arbeit, dass sie nur etwas gedanklich Vorgestelltes, etwas Fiktives, ist. Ihr abstrakter Charakter besteht darin, dass sie von den Besonderheiten der unterschiedlichen konkreten Arten menschlicher Arbeit abstrahiert.

### **Abstrakte Arbeit – eine physiologische oder eine gesellschaftlich-historische Kategorie?**

Heinrich sagt, dass im Begriff der abstrakten Arbeit sich zwei nicht miteinander vereinbarende Konzepte überkreuzten: ein ‚gesellschaftliches‘ ... werde von einem ‚naturalistischen‘ ... überlagert.<sup>2</sup> Doch die beiden Konzepte sind sehr wohl miteinander vereinbar. Arbeit ist Verausgabung von Muskel, Nerv und Hirn, egal ob in der urgemeinschaftlichen Sippe, in der Sklavenhaltergesellschaft, im Feudalismus, Kapitalismus oder Sozialismus. Arbeit in diesem allgemeinen, „naturalistischen“ Sinn wird unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen zur abstrakten Arbeit. Die abstrakte Arbeit kann nicht auf ihre physiologische Grundlage reduziert werden. Sonst hätte sie es immer gegeben. Abstrakte Arbeit wäre eine ahistorische, natürliche, übergesellschaftliche Eigenschaft der Arbeit und – das wäre die Konsequenz – erzeuge in allen Epochen der Wirtschaftsgeschichte Wert.

Dieser physiologische Arbeitsbegriff, die „Fehldeutung der abstrakten Arbeit als Verausgabung von Muskel, Nerv und Gehirn“, behauptet Reitter, sei ein „Mosaikstein für jenen wirklichkeitsfernen Schematismus, der als DIAMAT die Lehrbücher des Stalinismus und Poststalinismus füllte“.<sup>3</sup> Ich kenne kein sowjetisches oder DDR-Lehrbuch der Politischen Ökonomie, deren Autoren die abstrakte Arbeit nur physiologisch sehen. Alle heben ihren gesellschaftlich-historischen Inhalt hervor. Die physiologische Gemeinsamkeit der unterschiedlichen menschlichen Arbeiten wird erst zur ökonomischen Kategorie der abstrakten Arbeit, wo die Menschen ihre Produkte als Waren produzieren. Und das ist nicht erst im Kapitalismus so. Die Produkte haben nicht nur Gebrauchswert, sondern auch Wert, auf dessen Basis sie getauscht werden. Ohne Warenproduktion gibt es keinen Wert, der sich als Tauschwert äußert. Und wo es keinen Wert gibt, existiert auch keine

<sup>1</sup> [http://www.grundrisse.net/grundrisse01/1abstrakte\\_arbeit.htm](http://www.grundrisse.net/grundrisse01/1abstrakte_arbeit.htm), 01.02.2016, S. 3.

<sup>2</sup> <http://www.oekonomiekritik.de/203AbstrakteArbeit.htm>, 01.02.2016, S. 5.

<sup>3</sup> [http://www.grundrisse.net/grundrisse01/1abstrakte\\_arbeit.htm](http://www.grundrisse.net/grundrisse01/1abstrakte_arbeit.htm), 01.02.2016, S. 5, 7.

abstrakte Arbeit. So sahen es Marx und der „Officialmarxismus“. Ruben und Wagner widersprachen der offiziellen Deutung und bekamen in der DDR Schwierigkeiten. (Ruben, Wagner 1980) Dabei sind ihre Argumente durchaus begründet, sofern man die abstrakte Arbeit mit ihrem physiologischen Gehalt identifiziert. Arbeit, in welchen konkreten Formen auch immer, ist nach Marx ewige Naturbedingung des menschlichen Lebens, ist allen gesellschaftlichen Formen seit dem Neolithikum eigen. Und sie ist verbunden mit Anstrengungen, geistigen und körperlichen. Darin unterscheidet sich der Steinzeitmensch, der vor 100.000 Jahren das Mammut jagte, nicht vom Fließbandarbeiter bei VW. So könnte man der Meinung sein, dass es einen Wert auch ohne Ware gibt. Wert existiere unabhängig von jeglicher Warenproduktion. Diese These lag außerhalb des marxistischen Mainstreams. Eine von den SED-Obersten initiierte Widerspruchskampagne hatte zum Ziel, die beiden einer Abkehr von der reinen Lehre zu bezichtigen. Nur, ob Ruben – der später in Auseinandersetzung mit Peter Fleissner eigenartige Auffassungen vertritt<sup>4</sup> – und Wagner in der Sache Recht hatten, ist damit nicht gesagt. Ich hatte ihnen zugestimmt (Müller 2015: 58), will daran hier anknüpfen und meinen Standpunkt präzisieren. Für die Existenz des Wertes außerhalb der Warenproduktion spricht neben der physiologischen Bestimmung der Arbeit, dass das Arbeitszeitpotenzial, über das eine Gemeinschaft verfügt, auf die Bedürfnisse und Produktarten aufgeteilt werden muss. Dies gilt für jegliche Produktion: „Gesellschaftliche Produktion vorausgesetzt, bleibt die Zeitbestimmung natürlich wesentlich ... Ebenso muß die Gesellschaft ihre Zeit zweckmäßig einteilen, um eine ihren Gesamtbedürfnissen gemäße Produktion zu erzielen ... Ökonomie der Zeit, sowohl wie planmäßige Verteilung der Arbeitszeit auf die verschiedenen Zweige der Produktion, bleibt also erstes ökonomisches Gesetz auf Grundlage der gemeinschaftlichen Produktion“ (MEW 42: 89). Das würde auch gelten für eine sozialistische Wirtschaft, die sich einige Autoren nur ohne Markt, Ware und Wertkategorien vorstellen können. Wie viel Arbeitszeit für das einzelne Produkt benötigt wird, hängt ab von der „normalen“ Produktivität. Aus der Multiplikation dieser Größe mit der Bedarfs- bzw. gewünschten Menge ergibt sich die Arbeitszeit, die die Gemeinschaft insgesamt für das Produkt aufwenden darf. Werden eine willkürliche Produktion und Aufteilung der gesellschaftlichen Arbeitszeit auf die Herstellung der unterschiedlichen Produkte ausgeschlossen, muss man einsehen, dass auch in nicht Waren produzierenden Ordnungen eine gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit für die einzelnen Produkte existiert. Das, und nicht einfach der physiologische Kern der abstrakten Arbeit, spricht für die Auffassung Rubens und Wagners, dass es eine gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit auch in Gemeinschaften gibt, die ihre Produkte nicht als Waren produzieren. Aber warum sollte man die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit außerhalb der Warenpro-

<sup>4</sup> Ruben, sich auf Schumpeter beziehend, sagt, der Arbeitswert der Klassik und Marxens stimme mit dem Wert der subjektiven Wertlehre der Wiener Schule überein, wobei der Wert das Produkt aus Preis und Menge sei. Er findet es kurios, dass ein *Zeitmaß* als *Wertmaß* gelten soll, und die „Verwandlung der marxischen Formel  $w = c + v + m$  in einen Ausdruck für Arbeitszeit ... völlig unbegreiflich“. Wie Aristoteles glaubt auch er, das Geld mache die Waren kommensurabel; es sei das Dritte des Warenaustauschs (sein Tertium Comparationis).

duktion „Wert“ und die dort verausgabte allgemeine Arbeit „abstrakt“ nennen? Dagegen spricht nicht viel und doch Bedeutsames: „Abstrakte Arbeit“ und „Wert“ sind Begriffe, mit denen wir die Warenproduktion charakterisieren. Die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit in Waren produzierenden Gesellschaften ist die quantitative Seite des Wertes. Ruben und Wagner sagen, jede Ware sei immer auch Wert, aber nicht jeder Wert sei Ware. Es verhält sich anders: Wert ist stets gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, aber nicht jede gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist Wert. Sie ist es nur dort, wo Produkte Waren sind. Wo Produkte keine Waren sind, ist sie es nicht. Abstrakte Arbeit ist eine physiologische und historisch-gesellschaftliche Kategorie. Erst die Einheit dieser beiden Seiten macht die allgemein menschliche Arbeit zur abstrakten und damit zur wertbildenden Arbeit. Wie groß aber die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit für die Herstellung eines Produkts ist, bleibt wichtig auch für denkbare nachkapitalistische Ordnungen, in denen Produkte nicht als Waren erzeugt werden und folglich keinen Wert besitzen.

### **Abstrakte Arbeit und Wert – messbar?**

Abstrakte Arbeit bildet Wert. Sie ist die Substanz des Wertes. Werte zu messen bedeutet, abstrakte Arbeit zu messen. Lässt sich die Menge der in einer Ware enthaltenen abstrakten Arbeit nicht feststellen, dann kann auch kein Wert gemessen werden. Einige Ökonomen sagen, abstrakte Arbeit könne nicht gemessen werden, weil sie „keine gegenständliche arbeitsausübende Tätigkeit sei“, sondern eine gesellschaftliche Kategorie, „etwas Immaterielles“. Abstrakte Arbeit sei ein gesellschaftliches Verhältnis und ein solches Verhältnis könne nicht verausgabt werden. (Heinrich 2006: 218) „Abstrakte Arbeit ist keine Sorte Arbeit, die man verausgaben oder mit der man etwas messen“ könne.<sup>5</sup> Man könne immer nur die konkrete Arbeit messen. Reitter sagt, eine Messung abstrakter Arbeit könne es nicht geben, weil „die tatsächlich geleistete Arbeitszeit und die wertbestimmende Arbeitszeit theoretisch wie praktisch niemals übereinstimmen“ (könnten). „Bei der abstrakten Arbeit wird nicht nur vom konkreten Inhalt, sondern auch von der Zeitdauer abstrahiert. Also, eine Stunde Schneiderarbeit ergibt keineswegs eine Stunde Verausgabung von Muskel, Nerv und Gehirn, sondern eine unbestimmte Zeitdauer, die niemand, weder vor, während, noch nach der Produktion ausrechnen oder bestimmen kann. Die Rede, abstrakte Arbeit sei bar jeden Inhalts bloß mit der Uhr messbar, ist völlig irreführend und falsch.“<sup>6</sup> Erstens stimmt das nicht. Die Übereinstimmung liegt vor, wenn die individuelle Arbeit unter den „gesellschaftlich normalen Bedingungen“ geleistet wird. Das mag Zufall sein, aber darauf kommt es nicht an, denn zweitens ist die übliche Nichtidentität von individueller und gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit kein Beweis, dass die letzte prinzipiell nicht gemessen werden könnte. Warum sollte die individuelle Arbeitszeit des einzelnen Produzenten, nicht aber die gesellschaftlich notwendige gemessen werden kön-

<sup>5</sup> <http://das-blaettchen.de/2016/01/klaus-muellers-%E2%80%9Egeld-%E2%80%93-von-den-anfaengen-bis-heute%E2%80%9C-34859.html>, 04.02.2016).

<sup>6</sup> [http://www.grundrisse.net/grundrisse01/1abstrakte\\_arbeit.htm](http://www.grundrisse.net/grundrisse01/1abstrakte_arbeit.htm), 04.02.2016, S.5 f.

nen? Welche Arbeitszeit ist gesellschaftlich notwendig und wie kommt es zu Abweichungen zwischen ihr und den individuellen Arbeitszeiten? „Ich denke“, sagt Harvey, „bis heute ist das für uns die große Frage“. Marx zeige, „dass der Wert bestimmt wird von einem Prozess, den wir nicht verstehen ... und dass die Art, wie sich diese Werte uns aufzwingen, erst noch entschlüsselt werden muss.“ (Harvey 2011: 32)

Unter privatkapitalistischen Eigentumsverhältnissen kann sich die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit erst nachträglich im Austausch zeigen. Dies hat zu zwei prinzipiellen Fehlschlüssen geführt: 1. Der Wert entstehe erst im Austausch. 2. Er sei nicht messbar. Ihn „auszurechnen ... ist ein Rechenkunststück, das immer nur der Rechenmeister Markt vollbringen kann. Es gibt keine andere Methode, den richtigen, d.h. der Gleichgewichtslage entsprechenden Preis ... zu bestimmen als die marktwirtschaftliche; wir können diese Größen nicht irgendwie mathematisch-statistisch im voraus berechnen, sondern nur hinterher konstatieren, nachdem der „Markt“ seine Schuldigkeit getan hat“ (Röpke 1944: 59). Für den Kapitalismus ist das richtig, sollte uns aber nicht davon abhalten, die Frage grundsätzlicher zu stellen. Der Marxsche Wertbegriff besitzt vier Elemente: Der Wert ist erstens ein *Produktionsverhältnis*, das die privaten Warenproduzenten in der arbeitsteiligen Produktion (nicht erst im Austausch!) objektiv eingehen. Seine *Substanz* (Qualität) ist zweitens die abstrakte Arbeit, sein *Maß* (Quantität) drittens die Menge an dieser Substanz, die gesellschaftlich notwendige abstrakte Arbeit. Gemessen wird diese in Zeit, kurz: gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Über ihre Größe wird in der Produktion entschieden. Der Wert einer Ware kann sich nicht als Arbeitszeit selbst darstellen, sondern bedarf dazu einer anderen Ware. Die Form, in der er erscheint, ist viertens der *Tauschwert* (Erscheinungsform des Wertes). Auch wenn er erst im Austausch erscheinen kann, heißt das nicht, der Wert entstünde dort. Er ist vorher nur nicht bekannt. Der Produzent kennt seine individuelle Arbeitszeit, die gesellschaftlich notwendige kennt er nicht. Auch sein Tauschinteressent weiß nicht, wie viel gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit in einem Kasten Pils „steckt“. Beide wissen nur, dass dieser 3 kg Butter wert ist.

Es scheint, als könne man ein Verhältnis zwischen Menschen nicht messen. Welche Dimension soll dieses Verhältnis haben? Wir müssen die vier Wertelemente als eine Einheit sehen. Die *gesellschaftlich notwendige* Arbeitszeit ist die Quantifizierung des Produktionsverhältnisses. Diese Größe besagt, wie viel Arbeitszeit der Produzent in einer gemeinschaftlichen, arbeitsteiligen Produktion für seine Waren aufwenden und damit von der der Gesellschaft zur Verfügung stehenden Gesamtarbeitszeit beanspruchen darf. „Daß jede Nation verrecken würde, die, ich will nicht sagen für ein Jahr, sondern für ein paar Wochen die Arbeit einstellte, weiß jedes Kind. Ebenso weiß es, daß die den verschiedenen Bedürfnismassen entsprechenden Massen von Produkten verschiedene und quantitativ bestimmte Massen der gesellschaftlichen Gesamtarbeit erheischen. Daß diese Notwendigkeit der Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit in bestimmten Proportionen durchaus nicht durch die bestimmte Form der gesellschaftlichen Produktion aufgehoben [wird], sondern nur ihre Erscheinungsweise ändern kann, ist self-evident. Naturgesetze können überhaupt nicht aufgehoben werden. Was sich in historisch ver-

schiednen Zuständen ändern kann, ist nur die Form, worin jene Gesetze sich durchsetzen. Und die Form, worin sich diese proportionelle Verteilung der Arbeit durchsetzt in einem Gesellschaftszustand, worin der Zusammenhang der gesellschaftlichen Arbeit sich als Privataustausch der individuellen Arbeitsprodukte geltend macht, ist eben der Tauschwert dieser Produkte“ (MEW 32: 552f.). Die proportionale Verteilung der Arbeit ist bei vergesellschafteter Produktion eine immerwährende Aufgabe, auch in einer nachkapitalistischen Ordnung, die vielleicht keine Warenproduktion mehr ist.

Lässt sich die Arbeitszeit nur für konkrete Arbeiten, nicht aber für abstrakte Arbeiten ermitteln? Die Größe des Wertes wird gemessen „durch das Quantum der in ihm enthaltenen ‚wertbildenden Substanz‘, der Arbeit. Die Quantität der Arbeit selbst mißt sich an ihrer Zeitdauer ...“ (MEW 23: 53). Wer drei Stunden konkrete Arbeit leistet (malt, mauert, schaufelt, Brot bäckt ...), leistet in dieser Zeit auch abstrakte Arbeit, d.h. er strengt Hirn, Muskeln, Nerven an, und zwar drei Stunden lang. Der Wert hat eine Größe, besitzt eine Dimension, die Arbeitszeit. Wer meint, diese könne nicht gemessen werden, muss offenbar glauben, Sekunden, Minuten oder Stunden ließen sich nicht ermitteln und zusammenzählen. Die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit gibt an, wie viel Zeit im gesellschaftlichen Durchschnitt die Produzenten für die Produktion ihrer Waren aufwenden. „Es ist selbstverständlich, daß das normale Produkt zweitägiger oder zweistündiger Arbeit doppelt soviel wert ist wie das, was normalerweise das Erzeugnis eintägiger oder einstündiger Arbeit ist“ (Smith 1776/1976: 62). „Wenn die in den Gegenständen enthaltene Arbeitsmenge ihren Tauschwert bestimmt, dann muß jede Vergrößerung des Arbeitsquantums den Wert des Gegenstandes, für den es verwendet wurde, erhöhen, ebenso wie jede Verminderung ihn senken muß“ (Ricardo 1817/1959: 12). Der Auffassung, bei der abstrakten Arbeit abstrahiere man von der Zeitdauer, folglich könne man sie nicht messen, waren die Klassiker der Politischen Ökonomie und Marx nicht. Gesellschaftlich notwendige Zeit ist messbar wie jede Zeit: in Stunden, Minuten, Sekunden...

Dass unter privatkapitalistischen Bedingungen die Wertgröße unbekannt ist, sich für sie niemand interessiert und der Wert nur nachträglich auf dem *gleichgewichtigen* Markt festgestellt werden kann – sind Angebot und Nachfrage ungleich, weichen die Marktpreise vom Wert ab –, ändert daran nichts. Wollte jemand versuchen, den Wert vorher zu bestimmen: privates Eigentum, daraus entspringende Interessenkonflikte, das Fehlen zentraler Rechen- und Koordinierungsstellen, begrenzte rechentechnische Speicher- und Verarbeitungskapazitäten und daraus resultierende Schwierigkeiten der Gewinnung und Verarbeitung von Informationen verhinderten es. Die Wertmessung scheitert an praktischen Hürden. Dies beweist nicht, dass Wert grundsätzlich nicht gemessen werden könnte. Die Methodik ist bekannt und die technischen Möglichkeiten dafür sind im Zeitalter moderner Kommunikation besser als je zuvor.

Die Frage ist nicht, *ob*, sondern *wie* abstrakte Arbeit und Wert zu messen sind. Zur Beantwortung dieser Frage knüpfen wir an Hinweisen an, die Marx gab. Erstens ist, wie bereits gesagt, gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit jene, die

unter der normalen, d.h. der dominierenden Produktivität und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit anfällt (MEW 23: 53), genauer jene, die zur Reproduktion der Ware erforderlich ist, wovon hier abgesehen wird. (MEW 25: 150) Zweitens müsse der Wert und dessen Größe aus der Sicht des Gesamtsystems abgeleitet werden. Die Bedürfnisse der Menschen und technisch-organisatorische Beziehungen zwischen den Zweigen und Arten der Güterproduktion erzwingen unabhängig davon, ob und wem dies bewußt ist, eine proportionale Verteilung der Gesamtarbeitszeit. Der Wert hat mit der Proportionalität einer Volkswirtschaft zu tun. „Es ist in der That das Gesetz des Werths, wie es sich geltend macht, nicht in Bezug auf die einzelnen Waaren oder Artikel, sondern auf die jedesmaligen Gesamtprodukte der besondern, durch die Theilung der Arbeit verselbständigten gesellschaftlichen Produktionssphären, so daß nicht nur auf jede einzelne Waare nur die nothwendige Arbeitszeit verwandt ist, sondern daß von der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit nur das nöthige proportionelle Quantum in den verschiedenen Gruppen verwandt ist. Denn Bedingung bleibt der Gebrauchswerth.“ (MEGA II/15: 623; MEW 25: 648) „Das Ganze verkauft sich daher nur, als ob es in der nothwendigen Proportion producirt wäre.“ (MEGA II/15: 624; MEW 25: 649) Wer Werte begründen will, muß Proportionen begründen. Diesen Gedanken äußert Marx auch im ersten Band des „Kapital“ (MEW 23: 89).

Eine Ware entsteht, indem Arbeitskräfte in einer bestimmten Arbeitszeit mit Hilfe von Arbeitsmitteln – Maschinen, Anlagen, Werkzeuge usw. – Arbeitsgegenstände (Rohstoffe, Hilfsstoffe, Betriebsstoffe) ver- bzw. bearbeiten. Bei der Bestimmung der Wertgröße beachten wir, dass der zu bearbeitende Gegenstand bis zum Finalerzeugnis mehrere Stufen der Produktion durchläuft. Zur Herstellung der benötigten Arbeitsmittel (AM) und der Arbeitsgegenstände (AG) ist Arbeit oder Arbeitszeit erforderlich. „Der Werth der Waare ist bestimmt durch die Gesamt-Arbeitszeit, vergangne und lebendige, die in sie eingeht“ (MEGA II/15: 257; MEW 25: 271). Direkte und indirekte Arbeitszeit ergeben zusammen die volle Arbeitszeit pro Produkt. Werden die „normalen“ Produktionsbedingungen zugrunde gelegt, entspricht diese der Wertgröße. An anderer Stelle habe ich gezeigt, wie mit Hilfe eines Gleichungssystems diese Größe *prinzipiell* ermittelt werden kann, vorausgesetzt, die dazu benötigten Informationen sind bekannt und ihre riesige Zahl kann rechentechnisch bewältigt werden (Müller 2015: 64-72; Müller 2014: 215-230). Dieses Modell beruht auf physischen Produktionsbeziehungen, beschränkt sich aber nicht wie Ricardos Korn- und Sraffas Gebrauchswertmodelle darauf, sondern unterstellt, dass die gesellschaftlichen Produktivitäten bei der Herstellung der einzelnen Waren bekannt sind. Bekannt ist also nicht nur, um ein Beispiel zu nennen, wie viel Stoff und Arbeitszeit eine Näherin benötigt, um ein Kleid bestimmter Größe und Zuschnitts zu fertigen, sondern auch wie viel Arbeitszeit benötigt wird, um den für das Kleid benötigten Stoff und die Nähmaschine herzustellen. Wir nehmen an, dass diese Angaben für alle Produkte bekannt sind. Mit Hilfe eines Gleichungssystems können wir die vollen Arbeitszeitquanta bestimmen, die jeweils in einer Einheit aller Arbeitsmittel, Arbeitsgegenstände und Konsumtionsmittel enthalten sind.

Diese vollen Arbeitskoeffizienten entsprechen der Wertgröße. Diese ist gleich dem Reziprokom der Arbeitsproduktivität (AP): Arbeitskoeffizient = Wertgröße = Volle Arbeitszeitmenge/Ausbringungsmenge = 1/AP. Dies gilt selbstverständlich auch für eine Warenproduktion unter sozialistischen Bedingungen. Selbst wenn Produkte nicht als Waren produziert werden, somit kein Wert existiert, bleiben Arbeitsproduktivität und ihr Reziprokom wichtige Steuerungsgrößen.

Das Wertgesetz besagt, dass sich die Waren tauschen im Verhältnis der in ihnen enthaltenen gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeitquanten. Es reguliert die Produktion, sichert, dass Produktionsmittel und Arbeitskräfte in der richtigen Menge und Zusammensetzung auf die Produktionszweige verteilt werden. Der Äquivalentenaustausch ist das ökonomische Gesetz, das Rationelle, zu dem die kapitalistische Reproduktion tendiert. Die kapitalistische Produktion verläuft anarchisch und spontan. „Der Austausch oder Verkauf der Waaren zu ihrem Werth ist das Rationelle, das natürliche Gesetz ihres Gleichgewichts; von ihm ausgehend, sind die Abweichungen zu erklären, nicht umgekehrt aus den Abweichungen das Gesetz selbst“ (MEGA II/15: 187; MEW 25: 197). Die Abweichung der Preise vom Wert ist die Regel, deren Übereinstimmung ist kurzfristig eine zufällige Episode, langfristig das sich tendenziell Behauptende. „Der Preis unterscheidet sich also vom Wert, nicht nur wie der Nominelle vom Realen; nicht nur durch die Denomination in Gold und Silber, sondern dadurch, daß der letztere als Gesetz der Bewegungen erscheint, die der erstere durchläuft“ (MEW 42: 56). Ein Auf und Ab, beständiges Entfernen der Preise vom Wert und ein ständiges Annähern, Bewegungen, die sich korrigieren, weil die Gegenkräfte um so stärker wirken, je größer die Abweichungen vom Gesetz sind. Die Übereinstimmung der Tauschraten mit den gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeitquanten kann nur annähernd gegeben sein, wie die Verwirklichung des Mendel'schen Gesetzes in der Natur. Der Austausch zu Werten ist eine Tendenz. Es ist nicht leicht zu verstehen: Das Wertgesetz setzt sich durch, indem es verletzt wird. Wir müssen statistisch statt mechanisch denken, ähnlich wie z.B. in der Physik bei der Halbwertszeit der Elemente: jedes einzelne Atom scheint seinen eigenen Dickkopf zu haben, aber alle zusammen gehorchen brav dem statistischen Gesetz. Der Austausch zu Werten sichert, dass die gesellschaftliche Gesamtarbeitszeit so auf die Sektoren der Produktion aufgeteilt wird, dass die Reproduktion friktionslos gewährleistet wird. „Aber diese Verteilung erfolgt nicht ex ante, nicht bewußt und geplant, sondern ex post, als Reaktion auf Signale aus der Sphäre des Austauschs – des einzigen Punktes, wo die Warenakteure ... in Kontakt mit anderen Individuen treten.“ (Nyikos 2010: 91) Die Werte bestimmen die Relationen, in denen sich Produkte tauschen, hinter dem Rücken der Warenproduzenten. Denen erscheinen die Tauschverhältnisse zufällig und rätselhaft. Marktpreise schwanken in Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage um den (Markt)wert und fallen mit ihm zusammen, wenn das Angebot gleich der Nachfrage ist. Übersteigt die Nachfrage das Angebot, ist der Preis höher als der Wert. Das Angebot steigt, indem die dominierenden Produktionsbedingungen stärker genutzt werden, a) durch die bisherigen Produzenten mit dem größten Marktanteil und der dominierenden Produktivität oder/und b) durch hinzukommende Produzenten, die mit der dominierenden Produktivität produzieren.

Das Angebot wird an die höhere Nachfrage herangeführt. Wird der Angebots-Zuwachs mit der bisherigen Produktivität erbracht, ändert sich die Wertgröße nicht. Der Preis sinkt auf den Wert. Ist die Nachfrage kleiner als das Angebot, ist der Preis niedriger als der Wert. Das Angebot sinkt, Kapazitäten werden nicht mehr in voller Höhe genutzt. Die gesunkene Menge wird mit der bisher dominierenden Produktivität hergestellt. Der Preis steigt durch die Angebotsreduktion auf die unveränderte Wertgröße.

Untersuchungen zur Messung der abstrakten Arbeit bzw. der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit sind bedeutsam auch für eine sozialistische Wirtschaft. Für eine sozialistische Marktwirtschaft ohnehin, weil es da definitionsgemäß Waren und Wert gibt. Aber auch für den Sozialismus ohne Markt und Wertformen. Dessen wichtigstes Merkmal besteht darin, dass die individuelle Arbeitszeit von vornherein gesellschaftlich notwendig ist. Im Sozialismus muss die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit auf der Grundlage des Bedarfs und der Produktivität proportional auf die Produktherstellung verteilt werden. Um dies tun zu können, muss man sie kennen. Um sie zu kennen, muss man sie berechnen. Um sie zu berechnen, muss man wissen, wie. Die technischen Voraussetzungen, um das Problem praktisch zu lösen, sind heute so gut wie nie zuvor: modernste Informations- und Kommunikationstechnik, Stücklisten, Rezepturen, Geschwindigkeiten technischer Prozesse usw. sind bekannt. Riesige Datenmengen können in großen komplexen Software-Programmen verarbeitet werden. Erfahrungen in den „realsozialistischen“ Ländern zeigen: mit zentralistischen Vorgaben und der Festlegung willkürlicher Planpreise, die dem Wert entsprechen sollen, ist es nicht getan. Nur wenn wir die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit vor der Produktion ermitteln können, entfällt die Notwendigkeit, sie nachträglich durch spontane Marktprozesse suchen zu lassen. Ein Gleichungssystem zeigt, wie der Weg *prinzipiell* aussehen muss, um das Problem zu lösen. Dabei ist so manches ungelöst: die Reduktion komplizierter auf einfache Arbeit, die Festlegung gesellschaftlicher Normen bei unterschiedlicher Ausstattung mit Produktionsmitteln u.ä. Bei der Bestimmung der Wertgröße müssen wir beachten, dass die Arbeiten sich im Hinblick auf ihren Schwierigkeitsgrad unterscheiden. Die konkreten Arbeiten stellen unterschiedlich hohe Anforderungen an die körperlichen und geistigen Kräfte des Produzenten. Wir unterscheiden zwischen einfachen und komplizierten Arbeiten. „Menschliche Arbeit ist Verausgabung einfacher Arbeitskraft, die im Durchschnitt jeder gewöhnliche Mensch ohne besondere Entwicklung, in seinem leiblichen Organismus besitzt.“ (MEW 23: 59) Einfache Arbeit kann jeder leisten. „Komplizierte Arbeit gilt nur als potenzierte oder multiplizierte einfache Arbeit, so daß ein kleineres Quantum komplizierter Arbeit gleich einem größeren Quantum einfacher Arbeit. Eine Ware mag das Produkt der kompliziertesten Arbeit sein, ihr Wert setzt sie dem Produkt einfacher Arbeit gleich und stellt daher selbst nur ein bestimmtes Quantum einfacher Arbeit dar.“ (MEW 23: 59) Um komplizierte Arbeit handelt es sich, wenn mit ihr hohe nervliche Belastungen, Entscheidungskompetenzen und Pflichten verbunden sind, die eine besondere Qualifikation und Erfahrungen erfordern. In acht Stunden einfacher Arbeit entsteht ein geringerer Wert als in acht Stunden komplizierter Arbeit. Wie groß die Unterschiede sind, ist ein schwieriges Problem.

Es ist klar, dass komplizierte Arbeit mehr *Vorarbeit* – durch Lernen und Üben – verschlungen hat als einfache. Die Sache hat auch eine andere Seite. Eagleton zitiert Albert: „Der Arzt, der in einer ansprechenden Umgebung einer angenehmen und befriedigenden Beschäftigung nachgeht, verdient mehr als ein Fließbandarbeiter, der in einem Höllenlärm unter Gefahr für Leib und Leben eine langweilige und entwürdigende Tätigkeit ausführt“ und fügt hinzu: „Es spricht einiges dafür, Menschen, die langweilige, schwere, schmutzige oder gefährliche Arbeit leisten, mehr als beispielsweise Ärzten und Hochschullehrern zu bezahlen, deren Arbeit weit angenehmer ist. Ein Gutteil dieser schmutzigen und gefährlichen Arbeit könnte vielleicht von ehemaligen Mitgliedern des englischen Königshauses verrichtet werden.“ (Eagleton 2012: 41f.) Weder legt jemand fest, was komplizierte und was einfache Arbeit ist, noch ermittelt jemand, aus wie viel Einheiten einfacher Arbeit eine Einheit komplizierter Arbeit besteht. Diese Reduktion ist nach Marx ein gesellschaftlicher Prozess, der sich hinter dem Rücken der Produzenten vollzieht. Und sie ist ein historischer Prozess. Was einst komplizierte Arbeit war, kann unter fortgeschrittenen Verhältnissen als einfache gelten. Mit dem Rechenschieber fällt z.B. viel Rechenarbeit fort, und jeder kann ihn schnell bedienen lernen; mit dem Computer für den gleichen Zweck vereinfacht und verkürzt sich die gleiche Arbeitsaufgabe noch mehr. Marx unterstellt bei seinen Ausführungen einfache Arbeit, erspart sich damit die Mühe der Reduktion. Untaugliche Versuche, nach der Oktoberrevolution in der Sowjetunion das Geld – das als ein Rudiment des Kapitalismus betrachtet wurde – abzuschaffen und es durch eine „Arbeitsverrechnungseinheit“ zu ersetzen, waren damit verbunden gewesen, Richtlinien für die Reduzierung komplizierter Arbeit auf einfache Arbeit zu erarbeiten. (Bogomazow 1975: 99). Darauf soll hier nicht eingegangen werden.

## **Abstrakte Arbeit und Geld**

Die Ware ist eine Einheit von Gegensätzen: Gebrauchswert und Wert. Der in ihr verborgene Wert kann nur im Austausch mit einer anderen Ware ausgedrückt und gemessen werden. Die Form, in der der Wert erscheint, nennt Marx Wertform. Die älteste Erscheinungsform des Wertes ist die einfache oder zufällige Wertform. Es gibt noch wenige Waren. Eine Warenart drückt ihren Wert zufällig in einer beliebigen anderen Ware aus, z.B. 1 Beil = 10 kg Korn. In dieser ersten Wertform verbirgt sich das Wesen aller folgenden Wertformen, auch der Geldform, mit der die Jahrtausende währende Entstehung des Geldes abschließt. Geldform des Wertes bedeutet, dass der Wert aller Waren nur noch in einer einzigen Ware einheitlich ausgedrückt wird, der Geldware. Diese Rolle übernehmen im 3. Jahrtausend v.u.Z. Gold und Silber. Mit ihr wird der innere Widerspruch zwischen Gebrauchswert und Wert einer Ware zum äußeren Widerspruch: Die Ware verdoppelt sich in Ware und Geld (MEW 23: 102). Der Wert tritt in Form des Geldes neben die Ware. (MEW 42: 63). Der mit Geld ausgedrückte Tauschwert ist der Preis (MEW 42: 104). In der Gleichung 1 Beil = 10 kg Korn steht das Beil in der relativen Wertform. Die in relativer Wertform stehende Ware sucht etwas, womit sie ihren Wert ausdrücken kann. 10 kg Korn stehen in der Äquivalentform. Korn dient als Wertausdruck für das Beil. Wie

muss man die Gleichung  $x \text{ Ware A} = y \text{ Ware B}$  (1 Beil = 10 kg Korn, 1 Kasten Pils = 3 kg Butter) lesen? Lassen wir die Quantitäten unbeachtet, erhalten wir die Gleichungen  $\text{Ware A} = \text{Ware B}$ ,  $\text{Beil} = \text{Korn}$ ,  $\text{Pils} = \text{Butter}$ . Dass diese Ausdrücke nicht richtig sein können, muss man nicht erklären. Dinge aufgrund ihrer unterschiedlichen physikalischen und chemischen Eigenschaften gleichzusetzen, ist absurd. In den Ausdrücken werden unterschiedliche Waren gleichgesetzt, weil sie durch Verausgabung abstrakter Arbeit entstanden sind, und zwar durch jeweils gleiche Mengen dieser Arbeit. Die in Äquivalentform stehende Ware nimmt den Platz ein, der später dem Geld zufällt. Die Wesensmerkmale des späteren Geldes sind erkennbar:

- Der Gebrauchswert der in Äquivalentform stehenden Ware (Korn) wird zur Form, in der sein Gegenteil, der Wert, die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit zur Herstellung der in relativer Wertform stehenden Ware (Beil) erscheint.
- Die konkrete Arbeit zur Herstellung des in Äquivalentform stehenden Produkts wird zur Erscheinungsform seines Gegenteils, der abstrakten Arbeit des in relativer Wertform stehenden Produkts.
- Die private Arbeit zur Herstellung des in Äquivalentform befindlichen Produkts wird zur Form, in der die gesellschaftliche Arbeit des in relativer Wertform stehenden Produkts erscheint.

Diese Eigentümlichkeiten begründen das Geheimnis des Geldes. Geld ist „nur die weiter entwickelte Gestalt der einfachen Wertform, d.h. des Ausdrucks des Werts einer Ware in irgendeiner beliebigen anderen Ware ...“ (MEW 23: 73) und damit Ausdruck der den Wert bildenden abstrakten Arbeit. Erst wenn alle Waren ihre Werte in einer einzigen Ware ausdrücken, wird diese zum allgemeinen Äquivalent aller anderen Waren, ist unmittelbar und jederzeit mit allen anderen Waren tauschbar und somit Geld. Ruben nennt die Gleichung  $x \text{ Ware A} = 2 \text{ Unzen Gold}$  kontradiktorisch, weil Gold niemals einer Axt gleich ist. Man müsse daher lesen: „Der Wert einer Axt ist dem Wert von 2 Unzen gleich“ (Ruben 2015: 29). Das ist formal richtig und verfehlt das Problem. Es geht nicht darum, die Wertgleichheit zweier Waren festzustellen, sondern den Wert der einen mit der Menge einer anderen auszudrücken. Der Wert der Axt erscheint (wird ausgedrückt) mit 2 Unzen Gold. Eine Axt sind 2 Unzen Gold wert.

Autoren der „neuen Marx-Lektüre“ behaupten, das Geld sei vor der Ware und dem Wert da gewesen, die „prämonetäre Werttheorie“ (erst der Wert, dann das Geld) sei falsch. Sie irren, indem sie behaupten, auch Marx hätte es vorausgesetzt, davon aber zugunsten der Darstellung abstrahiert. Die Wertformenanalyse widerlegt diese Auffassung. Die Ursprünge des Geldes verlieren sich in Nebelzeiten schmelzenden Eises, als Menschen zufällig begannen, an den Stammesgrenzen Produkte zu tauschen. Jahrtausende vergingen, bis die Tauschwirtschaft sich durchsetzte. Mit dem Handel kam das Geld, spontan, naturwüchsig, eine große Erleichterung des Tauschens. Menschen erfanden Münze, Banknote und Euro, nicht das Geld. Änderten wir die Gelddefinition und beschränkten ihren Inhalt auf „Wertausdruck“ schlechthin, dann ließe sich von „zufälligem“, „entfaltetem“ oder

„totalen“, „warenspezifischem“ und schließlich von „einheitlichem“ Geld sprechen. (Zufälliges) Geld stünde am Anfang der Wertformengenese, ändere in ihr nur seine Gestalt. Aber selbst da wäre Geld die logische Folge, das dem Wert Nachgeordnete. Primär sind Ware, abstrakte Arbeit, Wert und Tauschwert. Von ihnen ist das Geld logisch abgeleitet. Es kann weder in der logischen noch in der historischen Entwicklung das Vorausgesetzte sein. Es historisch voraussetzen, hieße, das Geld würde warten auf eine Ware, die es noch nicht gibt und die deshalb auch nicht ihren Wertausdruck suchen will. Wozu dann Geld? Daran wird deutlich, dass das Geld logisch und historisch nicht primär sein und dem Wert vorausgehen kann. Wertformen sind logisch miteinander verkettet. Und sie sind Praxisformen. Die Marxsche Wertformenanalyse ist die logische und historisch schlüssige Darstellung der Entstehung des Geldes. Für manche sind Geld die Dinge, die Menschen Göttern opferten. (Laum 1924) Da Opferrituale älter sind als der Tausch, behaupten sie, Geld habe vor dem Tausch existiert. Definitionen sind nicht richtig oder falsch. Sie sind zweckmäßig oder unzweckmäßig. Wenn jemand Geld als akustische Äußerungen der Wildsau oder eben als Opfer an die Götter definiert, soll er das tun. Die Maus des Computers hat auch kein Fell. Doch warum sollten wir das Opferlamm des Steinzeitmenschen Geld nennen? Wenn man "Geld" geopfert hätte, müsste das Opfertier ja bereits ein allgemeines Äquivalent gewesen sein. Geld müssen wir in erster Linie ökonomisch sehen, nicht sakral. So wie wir die Pflanzen botanisch sehen, obwohl sie den Gesetzen der Physik untertan sind und in Folklore und Kunst auftauchen. Was vor dem Geld existierte, sind Gegenstände, die unter spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen Geld werden sollten. Die religiöse (V)erklärung des Geldes hilft uns nicht, die Tauschwirtschaft zu verstehen. Weder logisch, noch historisch.

## Literatur

- Bogomasov, Gennadi, G. (1975), Die theoretische Ausarbeitung des Problems der Aufwanderfassung an gesellschaftlicher Arbeit in der sowjetischen ökonomischen Literatur in der Periode des Kriegskommunismus, in: Beiträge zur Geschichte der politischen Ökonomie des Sozialismus, hg. von Herbert Meißner und Gertraud Wittenburg, Berlin.
- Eagleton, Terry (2012), Warum Marx recht hat, Berlin.
- Harvey, David (2011), Marx ‚Kapital‘ lesen, Hamburg.
- Heinrich, Michael (2006), Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition, 4. Aufl., Münster.
- Laum, Bernhard (1924), Heiliges Geld. Eine historische Untersuchung über den sakralen Ursprung des Geldes, Tübingen.
- Marx, Karl (MEW 4/1977) [1885], Das Elend der Philosophie, in: MEW, Bd. 4, Berlin, S. 63-182.
- Marx, Karl (MEW 23/1972) [1890], Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band, von F. Engels in Hamburg herausgegebene Ausgabe, in: MEW, Bd. 23, Berlin.
- Marx, Karl, (MEW 26.2/1967), Theorien über den Mehrwert, in MEW, Bd. 26.2, Berlin.

- Marx, Karl (MEW 25/1973) [1894], Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band, von F. Engels in Hamburg herausgegebene Ausgabe, in: MEW, Bd. 25, Berlin.
- Marx, Karl (MEW 32/1974), Briefe Januar 1868-Mitte Juli 1870, in: MEW, Bd. 32, Berlin.
- Marx, Karl (MEW 42/1983 [1858], Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, in: MEW, Bd. 42, Berlin.
- Marx, Karl (MEGA II/15/2004) [1894], Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band, von F. Engels in Hamburg herausgegebene Ausgabe, in: MEGA II/15, Berlin.
- Müller, Klaus (2014), Welche Arbeitszeit ist gesellschaftlich notwendig? In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Nr. 100, S. 215-230.
- Müller, Klaus (2015), Geld. Von den Anfängen bis heute, Freiburg.
- Nyikos, Emmerich (2010), Das Kapital als Prozeß. Zur geschichtlichen Tendenz des Kapitalsystems, Frankfurt/M.
- Ricardo, David (1959) [1817], Über die Grundsätze der politischen Ökonomie und Besteuerung, hg. von Gerhard Bondi, Berlin.
- Röpke, Wilhelm (1944), Civitas humana, Erlenbach-Zürich.
- Ruben, Peter/Wagner, Hans (1980), Sozialistische Wertform und dialektischer Widerspruch. Überlegungen zur entwicklungstheoretischen Auffassung des Arbeitswerts in der sozialistischen Produktion, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 10, S. 1218-1230.
- Ruben, Peter (2015), Bemerkungen zu „Dialektik, Arbeit, Gesellschaft“, in: Philosophische Gespräche, Heft 36, Berlin.
- Schefold, Bertram (2008), Die Bedeutung des Problems der Wertformenlehre und der Transformation von Werten in Preise für das Kapital, in: Marx-Engels-Jahrbuch 2007, Berlin, S. 34-91.
- Smith, Adam (1976) [1776], Eine Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Reichtums der Nationen, übersetzt und eingeleitet von Peter Thal, Berlin.



Forum Wissenschaft 2/2016

## Reichtum und Ungleichheit

### Beiträge zur Diskussion um Vermögensverteilung und Machtverhältnisse

- ◆ Rainer Rilling: Streifzug durch Reichland
- ◆ Ralf Krämer: Kernfrage sozialer Gerechtigkeit
- ◆ Julia Hofmann: Zur Legitimation von sozialer Ungleichheit

Weitere Beiträge zum Schwerpunktthema, sowie zu Hochschule und Wissenschaft, Gesundheit, Kultur

Einzelheft: 8 € · Jahresabo: 28 €

www.bdwi.de · service@bdwi.de · Tel.: (06421) 21395

Klaus Dräger

## Bundesverfassungsgericht kontra Europäische Zentralbank: Vom Tiger zum Bettvorleger

Mit seiner Vorlageentscheidung vom 7. 2. 2014 hatte das deutsche Bundesverfassungsgericht (BVerfG) deutlich gemacht, dass eine Mehrheit der RichterInnen den Beschluss der Europäischen Zentralbank (EZB) zum Staatsanleihen-Aufkaufprogramm (OMT – Outright Monetary Transactions) vom September 2012 für rechtswidrig hielt. Sie folgten im Wesentlichen den Argumenten ordo-liberaler Wirtschaftswissenschaftler, dass damit das im EU-Vertrag festgeschriebene Verbot einer geldpolitischen Finanzierung der Schulden der Mitgliedstaaten verletzt würde. Das BVerfG legte allerdings dem Europäischen Gerichtshof (EuGH) einen Fragenkatalog vor, um dessen Einschätzung vor seinem eigenen abschließenden Urteil einzuholen.<sup>1</sup>

Der Medienwirbel darum war groß. Viele erwarteten, dass das BVerfG bei seiner Einschätzung hart bleiben werde. Der EZB ihre Grenzen aufzeigen und so die ‚Eurorettungspolitik‘ der Bundeskanzlerin zu düpieren, was auch immer der EuGH sagen möge – das war der Hype um das BVerfG als unbestechlicher Wahrer von Demokratie, Grundrechten und Volkssouveränität.

Nahezu geräuschlos (und nur spärlich durch die Medien kommentiert) erklärte das BVerfG das Anleihenprogramm der EZB am 21. 6. 2016 jedoch für rechtskonform, sofern die EZB sich an die vom EuGH zuvor gemachten Auflagen halte. Diese Wende um 180 Grad gegenüber seiner ursprünglichen Einschätzung ruft inzwischen keine Diskussion mehr auf den Plan.<sup>2</sup>

Der für diesen Fall zuständige Generalanwalt des EuGH, Pedro Cruz Villalón, gab dem BVerfG schon bei der Annahme des Fragenkatalogs im Januar 2015 einen deutlichen Wink mit dem Zaunpfahl: *„Das Vorabentscheidungsverfahren (beim EuGH, KD) ... wurde nämlich niemals als eine dem Gerichtshof gewährte bloße ‚Gelegenheit‘ konzipiert, mit dem nationalen Gericht ... ‚übereinzustimmen‘, was mit der möglichen Folge verbunden wäre, dass eine etwaige ‚fehlende Übereinstimmung‘ seitens des Gerichtshofs der von ihm erteilten Antwort ihre Bedeutung nehmen könnte.“* Er mahnte eine loyale Zusammenarbeit zwischen EuGH und BVerfG an, so dass das deutsche Gericht *„die erhaltene Antwort als eine genügende und abschließende betrachten werde.“*<sup>3</sup>

Der Generalanwalt wies die vom BVerfG vorgebrachten Argumente der Ordo-liberalen zurück. Ironischerweise unterstützte er aber einen Punkt aus der

---

<sup>1</sup> Vgl. meinen Beitrag: Das Bundesverfassungsgericht – heimlicher Machtfaktor in der Eurokrise?, in: Z 99 (September 2014), S. 122ff.

<sup>2</sup> [http://www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Entscheidungen/DE/2016/06/rs20160621\\_2bvr272813.html](http://www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Entscheidungen/DE/2016/06/rs20160621_2bvr272813.html)

<sup>3</sup> <http://curia.europa.eu/juris/celex.jsf?celex=62014CC0062&lang1=de&type=TXT&ancre=>

Klage der Bundestagsfraktion der LINKEN, den das BVerfG zuvor verworfen hatte: Wenn die EZB im Rahmen der Troika detailliert an der Ausarbeitung, Überprüfung und Umsetzung der Austeritäts-Memoranden wie z.B. in Griechenland etc. mitarbeite, betreibe sie ‚Wirtschaftspolitik‘. Denn die verlangten Auflagen beträfen z.B. Steuer, Sozial- und Arbeitsmarktpolitik usw., was nicht zu den geld- und währungspolitischen Aufgaben der EZB gehöre. Die Medien waren wieder mal alarmiert: Muss die EZB aus der Troika ausscheiden?

Der EuGH erwies sich aber wie so oft als zuverlässig für die Interessen der EU-Eliten und folgte seinem Generalanwalt in seinem Urteil vom 16. 6. 2015 in dieser Frage nicht. Der OMT-Beschluss der EZB wurde für rechtmäßig erklärt. Die vom EuGH verlangten Auflagen zur Umsetzung des Anleihekauf-Programms sind vage formuliert und vom neo-liberalen Geist inspiriert: die Marktpreisbildung bei Staatsanleihen dürfe nicht verzerrt werden.

Die ‚unabhängige‘ EZB kann im Rahmen der Troika also weiter schalten und walten, wie sie will. Im Sommer 2015 stellte sie bekanntlich den Kauf griechischer Staatsanleihen ein – bei einem Land, das die Unterstützung aus dem OMT-Programm mehr als Spanien, Italien etc. benötigt hätte. Danach drehte sie als weitere Disziplinierungsmaßnahme gegen Griechenland diesem den Geldhahn völlig ab, um gegen das Nein der Bevölkerung zum Memorandum Politik zu machen und eine Wirtschaftskrise hervorzurufen. Nachdem die von SYRIZA geführte Regierung kapitulierte und sich seitdem bei der Umsetzung des Dritten Memorandums kooperativ zeigt, wurden mit Beschluss des EZB-Rats vom 22. 6. 2016 auch griechische Staatsanleihen wieder ins Anleihenprogramm aufgenommen.<sup>4</sup> So geht das.

Der Neo-Marxist Perry Anderson, den ich in meinen Beitrag für Z 99 zitierte, hat Recht behalten: *„Es ist unwahrscheinlich, dass die Oligarchie der EU jemals einen ernsthaften Rückschlag aus Karlsruhe erfahren muss.“*

<sup>4</sup> [http://www.ecb.europa.eu/press/pr/date/2016/html/pr160622\\_1.en.html](http://www.ecb.europa.eu/press/pr/date/2016/html/pr160622_1.en.html)



iz3w ◀

### Separatismus – more Borders, more Nations

*Außerdem: Linke in Lateinamerika |  
Sozialpsychologie des Djihadismus |  
Kohleproteste in Bangladesch*

52 Seiten, € 5,30

[www.iz3w.org](http://www.iz3w.org)

iz3w ▶ Zeitschrift zwischen Nord und Süd

Néstor Kohan

## Che Guevara und das Erbe von Marx und Engels in Lateinamerika

Kaum eine Rebellion auf dem Erdball, bei der nicht Che Guevaras Bild auf Plakate, T-Shirts, Fahnen usw. zu sehen ist. Seine Schriften und generell sein theoretisches Denken sind demgegenüber weniger bekannt. Weite Verbreitung fanden vor allem seine militärischen Tagebücher (geschrieben während des Guerillakampfs in Kuba, Kongo und Bolivien). Sein *Bolivianisches Tagebuch* wurde hundertfach herausgegeben. Aber kaum jemand weiß, dass Guevara parallel dazu auch andere Hefte schrieb — insbesondere vier Hefte, die heute nach ihren Farben genannt werden: Das rote Heft mit philosophischen, geschichtlichen und soziologischen Exzerpten, Notizen und theoretische Bilanzen zu seiner Lektüre während des Guerillafeldzugs in Bolivien; zwei grüne Hefte, davon eines, in das er 69 Gedichte anderer Autoren eintrug,<sup>1</sup> und ein schmaleres, in dem er den Entwurf für eine spätere Rekonstruktion der materialistischen Geschichtsauffassung skizziert; und schließlich ein rosafarbenes Heft, das drei Gedichte enthält. Bis in die späten 1990er Jahre waren diese Hefte quasi „Kriegsbeute“ im Besitz der bolivianischen Armee und verschollen. Die erste Ausgabe von 1998 war eine Übersetzung ins Italienische, die gravierende Fehler enthielt (es wurden unter anderem die Namen der von Guevara gelesenen Autoren verwechselt). Nach diesem ersten Fehlversuch einer Publikation hatte ich das Glück, über den Filmemacher Tristán Bauer, der damals in Bolivien an seinem Film „Che, un hombre nuevo“ arbeitete, im Zuge der Dreharbeiten Zugang zu dem Material zu bekommen. So entstand ein Buch, das die besagten Texte in einer philologischen, biographischen und theoretischen Studie versammelt: *En la selva. Los estudios des conocidos del Che Guevara. A propósito de sus “Cuadernos de lectura de Bolivia”* (Im Urwald – Die unbekanntenen Studien Guevaras: Seine „bolivianischen Lektürehefte“).<sup>2</sup> Später, nach Antritt der Regierung von Evo Morales, wurden die Hefte erstmals öffentlich zugänglich gemacht.

Die bolivianischen Hefte sind in vielerlei Hinsicht bedeutsam. Im grünen Heft skizziert Guevara die Rekonstruktion der materialistischen Geschichtsauffassung und entwirft sie als Inhaltsverzeichnis eines künftigen Buchs. Er nimmt sich vor, die materialistische Geschichtsauffassung von einem nicht-eurozentrischen Standpunkt aus neu zu denken – eine Aufgabe, die erst viel

---

<sup>1</sup> Dieses Heft wurde als Gedichtband von Paco Ignacio Taibo II herausgegeben: Pablo Neruda; León Felipe, Nicolás Guillén, Ernesto Guevara, César Vallejo et al. (2007), *El cuaderno verde del Che*, Buenos Aires.

<sup>2</sup> Das Buch erschien zuerst in Caracas, Venezuela, als nicht-kommerzielle Ausgabe, im Zusammenhang der Misión Conciencia. Es folgten u.a. Ausgaben in Argentinien, Chile, Kolumbien, Portugal, Spanien. Der vorliegende Text beruht auf einer erweiterten Übersetzung eines Kapitels aus dem Buch.

später in Angriff genommen wurde, etwa in den Arbeiten Samir Amins. Im roten Heft analysiert, exzerpiert und kommentiert Guevara neun Autoren: C. Wright Mills<sup>3</sup>, Georg Lukács<sup>4</sup>, Friedrich Engels<sup>5</sup>, Fidel Castro<sup>6</sup>, Leo Trotzki<sup>7</sup>, Mark Moisevich Rosental und G. M. Straks<sup>8</sup>, Jorge Ovando Sanz<sup>9</sup>, Mikhaíl Aleksandrovich Dynnik<sup>10</sup> und Rubén Darío<sup>11</sup>.

Zuvor hat Guevara die unterschiedlichen Titel in eine Liste zu lesender Bücher eingetragen. Diese Liste ist so lang, dass sie z.B. allein für den Monat Oktober 1966 — für die Zeit also, in der sich Guevara noch im Trainingslager in Kuba befindet, bevor er nach Bolivien reist — 51 Titel zählt. Guevara hat diese Bücher also nicht alle gelesen; sie stehen dort nur als Gegenstand künftiger Lektüren.

Die Titel der in den *Bolivianischen Heften* exzerpierten Bücher fügt Guevara in diese Liste – zusammen mit einer Vielzahl anderer Titel – zwischen November 1966 (als er sich noch in Kuba befindet) und Februar 1967 (wo er sich schon in Bolivien engagiert hat) ein. Wright Mills' Anthologie ist für November 1966 eingetragen, ebenso das Buch von Rubén Darío. Lukács, Engels und Trotzki's erster Band stehen unter Dezember 1966; Rosental/Straks und Ovando unter Januar 1967; Trotzki's zweiter Band und Dynniks erster Band sind unter Februar 1967 notiert.

Wahrscheinlich wurden die in Bolivien gelesenen Bücher dort angeschafft. Wir wissen nicht, ob Guevara sie persönlich holte oder ob er sie bei jemandem bestellte, die oder der sie ihm dann schickte (z.B. Inti Peredo oder auch Tamara „Tania“ Bunke von La Paz aus). Sicher hat Guevara sie nicht persönlich aus Kuba mitgebracht: Erstens gibt es keine einzige kubanische Ausgabe der genannten Bücher, zweitens fährt er heimlich nach Bolivien, verkleidet und unter einer falschen Identität, was ausschließt, dass er mit einer solchen Anzahl marxistischer Texte die Grenze passiert. Wenngleich zwei Ausgaben aus Mexiko sind, erschienen die zwei Trotzki-Bände in einem kleinen argen-

<sup>3</sup> C. Wright Mills: *Los marxistas* [Anthologie, Übers. v. *The Marxists*, 1963]; Mexico, 1964.

<sup>4</sup> Georg Lukács: *El joven Hegel y los problemas de la sociedad capitalista* [Übers. v. *Der junge Hegel - Über die Beziehungen von Dialektik und Ökonomie*, 1938, zuerst veröff. 1948]; México, 1963.

<sup>5</sup> Friedrich Engels: *Dialéctica de la naturaleza* [Übers. v. *Dialektik der Natur*, 1873-83, zuerst veröff. 1925] México, 1961.

<sup>6</sup> Fidel Castro: *Discurso en la Plaza de la Revolución de La Habana del 2 de enero de 1967* [Rede vom 2. Januar 1967 auf dem Revolutionsplatz in Havanna].

<sup>7</sup> Leo Trotzki: *Historia de la revolución rusa* [dt. unter dem Titel *Geschichte der russischen Revolution*]; Buenos Aires [1931-33] 1962; Bd. 1 und 2.

<sup>8</sup> M. M. Rosental und G. M. Straks: *Categorías del materialismo dialéctico* [dt. *Kategorien der materialistischen Dialektik, DDR*], Mexico, 1962.

<sup>9</sup> Jorge Ovando Sanz: *Sobre el problema nacional y colonial de Bolivia*; Cochabamba, 1961.

<sup>10</sup> Michail A. Dynnik u.a.: *Historia de la filosofía*, Band 1 [dt. 1959 *Geschichte der Philosophie*, Band 1]. Mexico, 1960.

<sup>11</sup> Rubén Darío: *Cantos de vida y esperanza* [ohne editorische Angaben].

tinischen Verlag, der in Kuba nicht vertreten ist. Castros Rede vom 2. Januar 1967 hat er wahrscheinlich über Radio Havanna empfangen. An dem Tag trägt er in sein *Tagebuch* ein: „Die Besucher (Sánchez, Coco und Tania) sind nachmittags, nachdem Fidels Rede zu Ende war, aufgebrochen.“ Später, am 10. August notiert er: „Lange Rede von Fidel, in der er über die traditionellen Parteien herfällt...“

## Marx- und Engels-Biographien

Guevara schätzt marxistische Apologetik und Vulgata sehr gering. Er verabscheut die scholastische Übung, die dem klassischen Werk von Marx und Engels Lehrzitate entnimmt, sie aus ihrem historischen Zusammenhang reißt und sie als allseits einsetzbare Karte zur opportunistischen Legitimierung der wechselnden politischen Positionen verwendet.<sup>12</sup> Seiner Meinung nach stecken 1964/65 die herrschende kulturelle und politische Welt der Länder des sowjetischen Blocks und deren offiziell-diskursive Richtlinien in einer schweren theoretischen Krise. Aus seiner Sicht hat diese Krise damit zu tun, dass man Marx vergessen und weder ernst genommen noch stringent studiert hat.<sup>13</sup>

<sup>12</sup> Siehe dazu etwa Guevaras Kommentar zum *Manual de economía política de la Academia de Ciencias de la Unión Soviética* (Lehrbuch der politischen Ökonomie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR), den er wahrscheinlich 1966 in Prag schrieb (2006 postum publiziert in *Apuntes críticos a la economía política*. Melbourne, Australia, La Habana, Cuba, Ocean Sur): „Stalin [...] ordnete die Abfassung eines Lehrbuchs an, das für die Massen zugänglich sein und alle Themen der politischen Ökonomie [...] behandeln sollte. Dieses Lehrbuch wurde in die wichtigsten Weltsprachen übersetzt und erfuhr mehrere Ausgaben, wobei es in seinem Aufbau und seiner Orientierung deutliche Veränderungen erfuhr – eben in dem Maße, wie sich Veränderungen in der UdSSR ereigneten.“ (S. 30) Es sei wichtig, eine „kritische Studie“ dieses Lehrbuchs zu realisieren, denn „im Bereich der Ökonomie begibt sich die marxistische Forschung gerade auf gefährliche Irrwege“ (ebd.). Eine solche Studie würde sich u.a. „an die vielen kubanischen Studenten“ richten, die einerseits „v.a. in den aus der UdSSR stammenden Publikationen ‚ewige Wahrheiten‘“ lernen müssen und andererseits beobachten können, „wie unsere Haltung und die wiederholten Betrachtungen unserer Führer dem, was sie in den Texten lesen, radikal widersprechen. [...] Die Marxsche Aussage auf den ersten Seiten des *Kapitals* über eine bürgerliche Wissenschaft, die, unfähig ist, sich selbst zu kritisieren und an deren Stelle die Apologetik tritt, kann leider heute auch auf die marxistische ökonomische Wissenschaft bezogen werden.“ (S. 32) Vgl. ebenso die „Polémicas en unviaje a Moscú“ (Polemiken während einer Moskareise) von 1964; es handelt sich um die Niederschrift einer mündlichen Intervention, in der Guevara u.a. über „die Bibel, die das Lehrbuch ist“, diskutiert; 2003 erschienen in: Néstor Kohan, *Introducción al pensamiento marxista*. Buenos Aires. Vgl. dazu ebenso den *Brief von Ernesto Guevara an Armando Hart Dávalos* (Dar-Es-Salaam, Tanzania, 4.12.1965), in dem es u.a. um die „sowjetischen Bausteine“ geht, „die den Nachteil haben, dich nicht denken zu lassen, denn die Partei hat es für dich getan, und du sollst es verdauen. Als Methode ist es völlig antimarxistisch, aber außerdem pflegen diese Bausteine sehr schlecht zu sein“ (publiziert in: Néstor Kohan, 2005: *Ernesto Che Guevara: El sujeto y el poder*, Buenos Aires, S. 164).

<sup>13</sup> Die Theorie ist dabei zu versagen, und zwar weil sie [in der UdSSR] vergessen, dass Marx und eine ganze ihnen vorhergehende Epoche existierten, und sie ihre Erkenntnisse und Betrachtungsweisen „sozusagen nur auf Lenin oder auf einen Teil von Lenin beziehen“ (*Polémicas en unviaje a Moscú*).

Um dem Inhalt zu gebieten, organisiert Guevara lange und systematische Seminare über *Das Kapital*<sup>14</sup> und übernimmt die Aufgabe, die grundlegenden bzw. klassischen Werke zu studieren. Gegenstand dieser Studien ist u.a. die von F. Mehring geschriebene Marx-Biographie, die in Guevaras bolivianischen Heften für Oktober 1966 eingetragen ist. Im Versuch, diese Biographie pädagogisch zugänglich zu machen, arbeitet Guevara 1965/66 an seiner *Einführung in Leben und Werk von Marx und Engels* (1. Aufl. 2007<sup>15</sup>). Dieser Text bietet uns keine neuen philologischen Entdeckungen über Marx und Engels. Er gestattet vielmehr Einblick in das, was Guevara bedenkenswert erschien und was er als theoretische und politische Elemente für eine Annäherung an die Klassiker hervorhob. Guevaras vorrangiges Ziel ist hier popularisierender Natur: Er will eine „einführende“ Biographie, die nicht für Fortgeschrittene, sondern für neue Aktivisten gedacht ist, für jene, die (noch) nicht das Marxsche Werk beherrschen. Die klassische Marx-Biografie von F. Mehring ist für ihn die dabei zu verwendende Hauptquelle (ebd. 25, 62).

Guevara schreibt: „Der Marxismus wartet noch auf die Biografie, die Mehrings wunderbare Arbeit von einer breiteren Perspektive aus vervollständigt und manche der Fehler korrigiert, die diese erlitt“ (62). Er ergänzt die der Biografie Mehrings entnommenen Daten durch Angaben aus dem *Briefwechsel* zwischen Marx und Engels sowie durch eigene Lektüren und Studien über das Marxsche Werk. So bezieht er etwa die *Ökonomisch-philosophischen Manuskripte von 1844* ein, die Mehring nicht berücksichtigen konnte, weil sie erst 1932, nach Mehrings Tod, veröffentlicht wurden. Die Relevanz, die dieser Text bei Guevara erhält, ist bekannt – etwa in Guevaras kritischer Analyse der Entfremdung, die er in seinem Brief „*Der Sozialismus und der neue Mensch in Kuba*“ (1965) unternimmt. Gleiches kann von der Deutschen Ideologie gesagt werden, die Guevara kommentiert (vgl. 2007, 28) und die – wie die Ma-

<sup>14</sup> Guevara nimmt an zwei *Kapital*-Kursen in Havanna teil. Am ersten Kurs, zu Beginn der kubanischen Revolution, nehmen Fidel Castro und auch Carlos Rafael Rodríguez teil. Letzterer wird später als Präsident des *Instituto Nacional de Reforma Agraria* pro-sowjetische Positionen vertreten, die unter dem Namen „Cálculo económico“ bekannt sind (eine Art „Markt-Sozialismus“), während Guevara die gegnerische Position eines „Sistema Presupuestario de Financiamiento“ (das auf der sozialistischen Planung gründet) vertritt. Beim zweiten *Kapital*-Kurs, der ein paar Jahre später stattfindet, nahm Guevara als Leiter des Industrie-Ministeriums zusammen mit Kolleginnen und Kollegen teil; u.a. Enrique Oltuski sowie Orlando Borrego Díaz, einer seiner wichtigsten Mitarbeiter (und Autor zweier Berichte zu diesen Debatten und Lektüren). Beide Seminare wurden von Anastasio Mansilla koordiniert, der bis dahin als Professor an der Lomonossow-Universität *Kapital*-Kurse gegeben hatte. Mansillas spanische Eltern hatten für die Republik gekämpft und waren danach ins sowjetische Exil gegangen. Vgl. Orlando Borrego: „Che Guevara lector de *El Capital*“, in: Néstor Kohan (2005): *Ernesto Che Guevara: El sujeto y el poder*. Buenos Aires, S. 229-254. Online: <http://amauta.lahaine.org/?p=2033>; siehe auch „El Che Guevara y El Capital“, <http://cipec.nuevaradio.org/?p=20>.

<sup>15</sup> Der Text ist nicht datiert; Guevara verfasste ihn irgendwann zwischen der Niederlage gegen die kolonialistischen Truppen Belgiens im Kongo und seiner Reise nach Bolivien. E. Guevara, *Marx y Engels: Una síntesis biográfica*. Ocean Sur, Cuba 2007. Dt.: *Marx und Engels: Eine Einführung in Leben und Werk*, Köln 2009.

nuskripte von 1844 – erst von Dawid Rjasanow (1870-1938) in der Sowjetunion veröffentlicht wurde.

Der einzige in Guevaras Biografie genannte zeitgenössische Autor ist L. Althusser. Ohne sich dazu direkt zu äußern, referiert Guevara im Konjunktiv Althussters klassische These eines angeblichen „epistemologischen Bruchs“ zwischen dem jungen, humanistischen und dem reifen, wissenschaftlichen Marx. Guevara kannte Althussters Denken aus erster Hand: In seiner persönlichen Bibliothek (im Che-Guevara-Zentrum Havanna) findet sich z.B. ein gründlich durchgearbeitetes, mit Randglossen versehenes Exemplar von Althussters *Pour Marx* (in der spanischen Übersetzung von seiner Schülerin Marta Harnecker).<sup>16</sup>

Da sie als einführender Text gedacht ist, geht Guevaras Marx-Engels-Biografie nicht detailliert auf *Das Kapital* ein. Seine Gedanken zur Werttheorie, zum Fetischismus und zu anderen zentralen Themen, die mit dem *Kapital* im Zusammenhang stehen, stellt Guevara an anderer Stelle dar, etwa in *Apuntes críticos a la economía política*,<sup>17</sup> oder auch in seiner Polemik mit Bettelheim und C. R. Rodríguez über den „Übergang zum Sozialismus“.

Die zeitgenössischen Debatten fließen auch in die von Guevara verfasste Biografie ein, etwa wenn er schreibt: „Auch heute, wo so viele linke Parteien oder Gruppierungen ihre wirklichen Bestrebungen (bzw. das, was ihre wirklichen Bestrebungen sein sollten) hinter einer geschmacksneutralen Philosophie bzw. einer solchen Philosophie verstecken, die für die ‚besonneneren‘ Schichten der ausbeutenden Klassen ihr volles ‚Verständnis‘ aufbringt, kann das ‚Manifest der kommunistischen Partei‘ von jedem Revolutionär der Welt unterschrieben werden, ohne Angst, dabei als mild bezeichnet zu werden“ (34). Guevaras kritische Rede von einer „geschmacksneutralen Philosophie“ bezieht sich dabei auf den „Realismus ohne Scheuklappen“ eines Roger Garaudy<sup>18</sup> und auf ähnliche Ansätze, die Mitte der 1960er Jahre Chruschtschows „pazifistischen Reformismus“ durch eine philosophische Sprache für die westlich-kommunistische Welt beschönigen wollten. Chruschtschows KPdSU vertrat, so seine Sicht, damals die Linie eines stetigen, evolutionären Endes des Kapitalismus und des Übergangs zum Sozialismus „ohne Bürgerkrieg“, ohne Revolution und ohne Machtübernahme. Eine andere Stelle in der Biografie bezieht sich auf diese Kritik, wo er die Stellung von Marx zur Pariser Kommune analysiert. Er referiert die Briefe, in denen Marx die Naivität vieler Kommunarden unterstreicht, die des Blutvergießens wegen „den Bürgerkrieg nicht eröffnen“ wollten (an Kugelmann, MEW 33, 205), wo doch diese Hal-

<sup>16</sup> Nebenbei sei erwähnt, dass Althusser epistemologisch die Position von Charles Bettelheim inspiriert, der wiederum Guevaras Kontrahent bei der in Kuba 1963/64 ausgetragenen Polemik um das Wertgesetz, die ökonomische Kalkulation und das Finanz-Haushaltssystem während des Übergangs zum Sozialismus war.

<sup>17</sup> E. Guevara, *Apuntes críticos a la economía política*. Ocean Sur, Cuba 2006.

<sup>18</sup> Roger Garaudy, *D'un réalisme sans rivages* (1963), auf Spanisch 1964 erschienen unter dem Titel *Hacia un realismo sin fronteras*; dt. Wien 1981: *Für einen Realismus ohne Scheuklappen*.

tung zur Zerschlagung der Kommune zu einer viel blutigeren und schmerzhafteren Tragödie führte.

In derselben Perspektive verfasste er kritische Kommentare zu Lassalle, zur gesellschaftlichen Einbindung der englischen Arbeiterklasse und auch zu Bernsteins Revisionismus. Die Auflösung der ersten Internationale, so Guevara, „geschah aufgrund einer Anämie, die durch die fehlende Unterstützung seitens der organisierten Arbeiter Europas provoziert wurde“ (52). Auch in anderen Texten zieht Guevara diese kritische Bilanz des Eurozentrismus und der gesellschaftlichen Integration derjenigen, die – nach den offiziellen Formulierungen der Sowjetunion jener Jahre – die „Avantgarde“ der Weltrevolution sein sollten (so etwa in seinen *Apuntes criticos a la economia politica*, aber auch in seiner *Grußbotschaft an die Völker der Welt*).

Besonders bei F. Engels überschreitet Guevaras biografische Skizze eine bloße Wiederholung der Aussagen Mehrings. Er hebt Engels' Kampfeswillen hervor, z.B. seine Teilnahme im unmittelbaren militärischen Kampf bei den Ereignissen von 1848/49. Er unterstreicht die Bedeutung des *Anti-Dühring*, in dem von Engels „eine sehr breite und ziemlich vollständige Sicht der marxistischen Vorstellungen über die Welt insgesamt geboten“ werde; „zusammen mit der *Dialektik der Natur*, die er leider nicht beenden konnte, ist es eine wertvolle Ergänzung zu *Das Kapital*“ (70). Trotz dieser Feststellung zeichnet sich eine kritische Perspektive ab, wenn Guevara fortfährt: „Wie Mehring zeigt, übertraf Engels Marx in der Geschwindigkeit, mit der er den zentralen Punkt einer Problematik begriff, und in der Leichtigkeit, um zu einer glatten Prosa ohne Abschweifungen zu gelangen. Aber wir haben den Eindruck, als ob er es nicht mochte, sein Denken bis zum Ende ‚auszupressen‘, als ob er sein ‚journalistisches‘ Talent bei der Fokussierung ausnutzte und das Thema, wenngleich nicht oberflächlich, so doch mit viel weniger Tiefgründigkeit als Marx behandelte.“ (25)

## Guevara und Engels' Spätwerk

Als Guevara seine biographische Skizze über die Begründer des Marxismus schrieb, kannte er *Das Kapital* gründlich. Passagen wie die oben zitierte zeigen zudem, dass Guevara Engels als den großen Gefährten Marxens ansieht, dass er aber zugleich von einer gewissen Dissonanz – oder zumindest einem gewissen Niveauunterschied – zwischen beiden ausgeht. In Bolivien nimmt er sich vor, Engels aufmerksam zu studieren.

Als Jugendlicher studierte er bereits den *Anti-Dühring* im Detail.<sup>19</sup> Seine Lektüre als Erwachsener, auf der Grundlage eines viel präziseren marxistischen theoretischen Instrumentariums, ist kritisch: „Heute ist klar ersichtlich, dass dieses Buch den Versuch darstellt, mit Kanonen auf Spatzen zu schießen; das

<sup>19</sup> Siehe dazu das vom jungen Guevara verfasste *Diccionario de filosofia* (Philosophisches Wörterbuch), das in der Zusammenstellung postumer Texte Guevaras, *América Latina. Despertar de un continente* (Ocean Sur, Cuba 2006), enthalten ist.

Problem, auf Spatzen zu schießen ermöglicht quasi ein Buch, das eines Arbeiteristen würdig ist. Dühring ist in der Geschichte dank Herostratos-Engels bekannt, der ihn, ihn zerstörend, erzeugte. Der Text fällt in die andauernde und ungemütliche Gegenwart Dührings zurück und – auch wenn Engels das Gegenteil behauptet – diese Gegenwart verunmöglichte die Verwirklichung von etwas, was die Marxisten so sehr brauchten (und heute brauchen): Eine integrale Entwicklung, populär im Ausdruck und wissenschaftlich im Inhalt, des dialektischen Materialismus. Engels war besser als jeder dazu bereit, aber die Verfolgung des Herrn Dühring erlaubt es ihm nicht, seinen eigenen Weg einzuschlagen, und die Darstellung gibt nach, bis es nichts mehr zu retten gibt, außer den Teil über den Sozialismus, wo es eine klare Verkettung der Schlussfolgerungen und eine darstellende Methode gibt, die diesen Teil in ein wirkliches Kompendium verwandeln.“ (2006a, 223)<sup>20</sup>

Wenn nach Guevara vom ganzen *Anti-Dühring* nur der dem Sozialismus gewidmeten Teil zu retten ist: Was bleibt dann vom *Anti-Dühring* noch bestehen? Seinem Stil getreu, mit einem weder naiven noch apologetischen Blick, behält Guevara einen kritischen Standpunkt gegenüber dem ganzen Kapitel, das sich dem Aufbau eines „kosmologischen Systems“ widmet, also dem Hauptteil des Werks, der dann von der Sowjetunion zum grundlegenden Kern des DIAMATs und seiner Lehrbücher gemacht wurde. Das einzige, was er von diesem Buch rettet, ist der Teil, in dem Engels innerhalb der materialistischen Geschichtsauffassung verbleibt und sich nicht auf das rutschige Terrain der „Kosmologie“ begibt.

Nach dieser kritischen Reflexion und Kritik am *Anti-Dühring*<sup>21</sup> schreitet Guevara in seinem Studium weiter voran. Er notiert als zu erledigende Lektüre für Monat Oktober 1966 das Buch des (nach Argentinien exilierten) italienischen Philosophen R. Mondolfo: *El materialismo histórico en Federico Engels*<sup>22</sup>, in dem eine Lektüre von Engels' Werk aus der Perspektive der Philosophie der Praxis versucht wird. Im selben Monat trägt er auch ein anderes Buch von Engels ein: *Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie*. Schließlich nimmt er sich vor, dieses Buch zu studieren, das zum Schlüsselwerk des ganzen philosophischen Systems der Sowjetunion gemacht worden war, die *Dialektik der Natur*. In seinen *Bolivianischen Lektüreheften* exzerpiert Guevara nach gründlicher Lektüre eine Reihe von Passagen dieses Buchs.<sup>23</sup>

<sup>20</sup> Guevara bezieht sich hier auf die kubanische Ausgabe des Textes von Engels, Havanna 1963.

<sup>21</sup> In der marxistischen Tradition ist Guevara keine Ausnahme. Sowohl Gramsci als auch Lukács hatten auch kritisch auf diesen Text des späten Engels hingewiesen. Guevara hatte keine dieser Bewertungen gelesen, sondern kam auf dem Weg eigener Lektüre und Reflexion zu einem ähnlichen Schluss.

<sup>22</sup> Rodolfo Mondolfo: *El materialismo histórico en Federico Engels*. Rosario, Argentina 1940.

<sup>23</sup> Er benutzt dabei die mexikanische Übersetzung, herausgegeben vom damals kommunistischen Verlag Grijalbo (1961).

Beim Studium und der Reflexion über die klassischen Gründer des Marxismus kombiniert Guevara Bewunderung und kritische Lektüre. Dies ist etwa ersichtlich in jener anregenden Passage seiner „Notizen für das Studium der Ideologie der Kubanischen Revolution“, in der er schreibt: „Offensichtlich können Marx als Denker, als Forscher der sozialen Lehren und des kapitalistischen Systems, das er erlebte, gewisse Ungenauigkeiten vorgeworfen werden. Wir, die Lateinamerikaner, können z.B. nicht einverstanden sein mit seiner Interpretation Bolivars oder mit der Analyse bezüglich der Mexikaner, die er und Engels gemacht haben, bei der sie sogar gewisse Theorien über Rassen oder Nationalitäten voraussetzen, die heute nicht mehr vertretbar sind. Aber die großen Menschen, Entdecker leuchtender Wahrheiten, leben trotz ihrer kleinen Fehler, und diese dienen nur dazu, uns zu demonstrieren, dass sie menschlich sind, d.h. Leute, die Fehler machen können, auch wenn wir uns der Höhe deutlich bewusst sind, die diese Riesen des Denkens erreicht haben. Deswegen erkennen wir die wesentlichen Wahrheiten des Marxismus als Teil des kulturellen und wissenschaftlichen Erbes und nehmen sie an, mit der Natürlichkeit, die uns etwas vermittelt, was keiner Diskussion mehr bedarf.“<sup>24</sup>

Mit derselben Herangehensweise und Distanz nähert sich Guevara dem späten Engels, nicht nur dem des *Anti-Dührings*, sondern in Bolivien auch dem der *Dialektik der Natur*. Als den wichtigsten Teil identifiziert er jene Passagen, die der Analyse der Dialektik als Logik, als Erkenntnistheorie und als Methode gewidmet sind (Begriffe, Kategorien, „Gesetze“ etc. miteinbezogen). An Plechanows Bezugnahme auf Engels denkend, schrieb Lenin einmal an den Rand der Hegelschen *Wissenschaft der Logik* (LW 38, 169), man müsse die Kritik an Kant von Hegel aus und nicht von Plechanow oder vom Vulgärmaterialismus ausgehend betreiben, genauer: „Plechanow kritisiert den Kantianismus (und den Agnostizismus überhaupt) mehr vom vulgärmaterialistischen als vom dialektisch-materialistischen Standpunkt, *insofern* er ihre Gedankengänge nur a limine *verwirft*, sie aber nicht *richtigstellt* (wie Hegel Kant richtigstellte), indem er sie vertieft, verallgemeinert, erweitert und den Zusammenhang und die Übergänge aller und jeder Begriffe aufzeigt.“

Ähnlich findet Guevara, dass in der *Dialektik der Natur* die Palette der theoretischen Aussagen gegen Kant zu einfach gestrickt ist. Er notiert in den *Bolivianischen Lektüreheften*: „Ich habe den Eindruck, dass die Argumentation [...] von Engels bezüglich Kant grob vereinfachend ist und dass die finale Aussage die Anerkennung der Wahrheit des kantianischen Erbes impliziert – es sei denn, man weist dem Wort ‚Erkennen‘ eine restriktive oder relative Bedeutung“ zu. Dies bezieht sich auf die Frage bzw. Überlegung Engels, dass „historisch gefasst [...] die Sache einen gewissen Sinn [hätte]: Wir können nur unter den Bedingungen unsrer Epoche erkennen und soweit diese reichen.“ (MEW 20,

---

<sup>24</sup> Diese Passage, in der Guevara kritische Distanz gegenüber dem Angriff von Marx auf Bolívar und den von Engels verwendeten Bezeichnungen für das mexikanische Volk einnimmt, findet sich nur in den ersten Ausgaben der Schrift und wurde aus späteren Ausgaben gestrichen.

508)<sup>25</sup> Diese Engelssche Passage verleiht also Kant eine gewisse Vernünftigkeit, wenn – so Guevara – der gnoseologische Materialismus (und seine traditionelle engelsianische Widerspiegelungstheorie) auf eine geschichtliche Auffassung „unter den Bedingungen unsrer Epoche [...] und soweit diese reichen“ bezogen wird. M.a.W.: Wenn die Theorie der noumenisch-kantianischen „Sache an sich“ nicht als bloß idealistischer Widersinn, sondern dialektisch-historisch betrachtet wird, aus einer Perspektive, in der das Absolute nur von einem bestimmten geschichtlichen und gesellschaftlichen Moment aus erkennbar ist.

Diese Konvergenz zwischen der kritischen Sicht von Guevara auf Engels und der hegelianischen Lektüre von Plechanow durch Lenin, die sich beide auf Kant beziehen, ist nicht zufällig. Ihre jeweiligen Auffassungen eines revolutionären und eingreifenden Marxismus konnten sich nicht mit dem Geist der philosophischen, aber auch politischen Passivität zufriedengeben, die für den vorkritischen Materialismus<sup>26</sup> prägend war, der für gewöhnlich Kant nicht von der Dialektik Hegels aus, sondern ausgehend von einer passiven und mechanischen Sicht auf das Subjekt infrage stellte.

Ursprünglich Mediziner, hat Guevara auch eine Ausbildung im Bereich der Biologie und Chemie erhalten, aber nur ein kleiner Teil der späten Engelsschen Fragmente, die er in den *Bolivianischen Heften* wiedergibt, bezieht sich auf die naturwissenschaftlichen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts. Die Mehrzahl bezieht sich auf die dialektische Logik, die dialektische Methode und Erkenntnistheorie. Eine dritte Art von Aufzeichnungen und Kommentare betrifft das Studium der kapitalistischen Gesellschaftsordnung; hier sieht Guevara im Werk Engels die Bestätigung, dass im *Kapital* die These von den Konsequenzen der allgemeinen Gesetze der kapitalistischen Akkumulation die Tendenz zur absoluten und nicht nur relativen Pauperisierung des Proletariats bezeichnet. So notiert er folgenden Satz aus der *Dialektik der Natur*: „Wir haben in den fortgeschrittensten Industrieländern die Naturkräfte gebändigt und in den Dienst der Menschen gepresst; wir haben damit die Produktion ins Unendliche vervielfacht, so dass ein Kind jetzt mehr erzeugt als früher hundert Erwachsene. Und was ist die Folge? Steigende Überarbeit und steigendes Elend der Massen und alle zehn Jahre ein großer Krach.“ (MEW 20, 323f.) Er kommentiert: „Dieses Zitat von Engels ist wichtig, weil es klar den Geist verdeutlicht, in dem die polemische

<sup>25</sup> Guevara zitiert aus folgender mexikanischen Ausgabe: Friedrich Engels, *Dialéctica de la naturaleza*, México, 1961.

<sup>26</sup> Gemeint ist hiermit jene Philosophie des 18. Jahrhunderts, in der die „objektiven“ Stellungen so hervorgehoben wurden, dass die subjektiven Eingriffe in die menschlich-geschichtliche Praxis (und speziell in den Klassenkampf) umgangen oder sogar verneint wurden. Eine Kritik an Kant bezog sich z.B. auf dessen Agnostizismus. Eine andere Kritik hob dagegen die Schwächen hervor, die mit seinem Bezug auf die aristotelische Formallogik zusammenhängen und die dazu führten, gesellschaftliche Widersprüche sowie das gesellschaftliche Ganze zu verkennen. Diese Kritik hebt also die dialektischen Schwächen Kants hervor. Während Plechanow die erste Kritik an Kant unterstrich, bezogen sich Lenin (*Philosophische Hefte*), Gramsci (*Gefängnishefte*) und Lukács (*Geschichte und Klassenbewusstsein*) eher auf die zweite Kritik. Guevaras Position folgt eher der zweiten Kritik.

Marxsche Passage über die progressive Pauperisierung des Proletariats geschrieben wurde. Kein Besserer als Engels, um gründlich das Wesen des marxistischen Gedankenguts zu interpretieren, und hier spricht er sich klar für die These einer realen, nicht metaphorischen oder relativen Pauperisierung aus.“

Guevaras Auswahl von Fragmenten des späten Engels beinhaltet nur wenige, eher knapp gefasste eigene Kommentare, aber sie stellt ein klares Verzeichnis seiner Beschäftigungen und Interessen dar. Engels bewundernd, aber ohne den kritischen Standpunkt zu verlassen, zieht Guevara sein Fazit zur *Dialektik der Natur* wie folgt: „Großartiges Werk unter vielen Aspekten, aber unvollständig und stückhaft, mit Kapiteln, die mit Klebstoff zusammengeleimt zu sein scheinen, und andere über die technische Entwicklung, die wenig zugänglich und nicht mehr aktuell sind; für einen Mann der Wissenschaft ist die Elektrizität heute kein theoretisches Puzzle mehr. Das Beste des Werks, sind die unfertigen Gedanken zur Dialektik und verstreute Betrachtungen, die heute allgemeingültig sind, wie etwa seine Definition des Lebens.“ Guevaras Blick auf dieses Werk, die Perspektive, von der aus er es betrachtet und sich annähert, die kritische Perspektive, in der er Engels liest, studiert und diskutiert, kontrastieren deutlich mit der Perspektive und Hermeneutik, die zu der Zeit in den sowjetischen Lehrbüchern des Marxismus typisch waren.

*Übersetzung aus dem argentinischen Spanisch: Santiago Vollmer*

**ISW**

**analysen. fakten. argumente.**  
institut für sozial-ökologische wirtschaftsforschung e.V.



Wer bestimmt was wir essen? Welche Akteure beherrschen den Lebensmittelmarkt? Ist die weltweite Verteilung der Lebensmittel gerecht oder das Ergebnis internationaler Konzernverflechtung? Fragen, die in diesem isw-spezial kompetent beantwortet werden. Zum Schluss zeigt die Autorin Angela Müller (gelernte Landwirtin und Agraringenieurin) Perspektiven auf, wie wir aus dem Dilemma falscher Ernährungs- und Agrarpolitik herauskommen und zu einer demokratisch gestalteten Ernährungssouveränität gelangen können.

isw-spezial 28 Juli 2016 / 28 S. / 3,00 EUR + Versand

außerdem neu bei isw:

**Digitale Arbeit und Industrie 4.0**

Doku des 24. isw-forums mit den Referaten von Hans-Jürgen Urban, Thomas Hagenhofer und Marcus Schwarzbach sowie Diskussionsbeiträgen von Walter Listl und Jan C. Zoellick

isw-report 106 Sept. 2016 / 28 S. / 3,00 EUR + Vers.

Alle lieferbaren isw-Publikationen:

**www.isw-muenchen.de**

isw – Institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V., Johann-von-Werth-Straße 3  
80639 München. fon 089-130041, fax 168 94 15, isw\_muenchen@t-online.de

Reiner Diederich

## Der Blick von unten

### Kunstaneignung in der „Ästhetik des Widerstands“

Im Editorial des Themenhefts der Zeitschrift „Das Argument“ zum 100. Geburtstag von Peter Weiss heißt es: „In der *Ästhetik des Widerstands* geht es um die Frage, wie Fremdbestimmung durch ‚Kulturarbeit‘ aufzusprengen sei. Befreiung – dieses Wort gewinnt hier eine neue reiche Bedeutung, denn es geht nicht allein um ‚die Befreiung aus politischer Unterdrückung, sondern ebenso um die Befreiung von den kulturellen Hindernissen (...), die ganze Lebensweise ist gemeint, alles worin man verfilzt ist, worin man lebt‘. ‚Kulturarbeit‘ heißt dann auch Überwindung der Eingeschlossenheit in die Engstirnigkeit, die Trägheit, das Besserwissen. Daher die Bedeutung von Kunst und Literatur, die, wenn sie lebendig sind, ‚immer im Streit gegen etwas stehen‘, keine faule Identität aufkommen lassen, produktive Unruhe verbreiten.“<sup>1</sup>

Zitiert wird hier Peter Weiss selbst, der nicht, wie es mittlerweile im Kulturbetrieb wieder üblich ist, unter Kultur nur entweder die hohe Kunst oder die Populärkultur verstand, sondern etwas, was „die ganze Lebenshaltung“ meint. „Kultur ist, wie der ganze Mensch lebt und arbeitet“ – das war auch eine Formel, die seit den 1970er Jahren nicht nur in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit Verbreitung fand. Sie richtete sich gegen das elitäre Prinzip des *L'art pour l'art* und gegen eine bildungsbürgerliche Auffassung von „Kulturgütern“ als „ewigen Werten“, die angeblich nichts mit schnöden Interessen und dem Alltag der Menschen zu tun haben.

### Kulturarbeit bei Peter Weiss

Aber was ist damit gemeint, dass mit Hilfe von Kunst und Literatur „die Überwindung der Eingeschlossenheit in die Engstirnigkeit, die Trägheit, das Besserwissen“ möglich werden soll? Bei einer Kulturarbeit im Sinne von Peter Weiss geht es offenbar nicht nur um die Erweiterung des Wissens und den Abbau von Bildungsbarrieren, sondern auch um die Formen des Zugangs zu Wissen: Aktive Aneignung anstelle von Belehrung und konsumtiver Aufnahme; Neugier und forschende Phantasie anstelle von bloßem Bescheidwissen oder Besserwisseri.

Es ist sicherlich kein Zufall, dass in mehreren Beiträgen zum „Argument“-Heft über „Peter Weiss und die Aktualität der *Ästhetik des Widerstands*“ der Anfang des dreibändigen Werks eine besondere Rolle spielt. In ihm ist das Konzept von Peter Weiss auf wenigen Seiten verdichtet. Dazu einige Zitate aus den Beiträgen:

„Am 22. September 1937 betrachten der Erzähler und seine Freunde Coppi und Heilmann den auf der Berliner Museumsinsel ausgestellten Fries des Pergamon-

---

<sup>1</sup> Peter Jehle: Peter Weiss zum 100. Geburtstag, in: Das Argument Nr. 316 (Heft 2/2016), S. 168.

Altars. Dieser stellt, wie aus dem Gespräch der drei jungen Kunst-Betrachter und antifaschistischen Kämpfer bald erhellt, das für die griechische Mythologie zentrale Geschehen der Gigantomachie dar. Die Giganten, welche sich gegen die Götter erheben, werden nach zähem Ringen von den Olympiern besiegt (...) Der bildgewordene Mythos, dem sich die drei Freunde aussetzen, verschleiert die Verhältnisse von Sieg und Niederlage, Herrschaft und Ausbeutung, doch gelingt es den Betrachtern, den Schleier zu lüften und Einsicht in die Wahrheit der historischen Kräfteverhältnisse zu nehmen – obwohl der Fries gerade qua seiner kunstvollen Gestaltung solche Lesarten zunächst abwehrt (...) In der erzählerischen Inszenierung der historisch aneignenden, synästhetischen Wahrnehmung der drei Freunde erstet das Bild des Frieses eindrucksvoll wieder zum Leben – der starre Stein wird zurückverwandelt in das Blut und Fleisch des Gigantenkampfes, aber auch der bildhauerischen Arbeit am Fries selbst.“<sup>2</sup>

„Auf wenigen Seiten, die einer Handlungszeit von ein, zwei Stunden entsprechen, sind hier die einzelnen Schritte einer sinnlichen und intellektuellen Annäherung geschildert: vom ersten, tastenden Erfassen der Gestaltungen und Figuren über die kulturgeschichtlich informierte Entschlüsselung des Dargestellten bis hin zur kritischen Analyse der intendierten Botschaft und ihrer radikalen Umkehrung. Dem Gemeinplatz von den ‚sprechenden Steinen‘ (*saxa loquuntur*) des Altertums hat Weiss mit diesem Erzählauftakt ein neuartiges Modell kultureller Aneignung abgewonnen.“<sup>3</sup>

„In der *Ästhetik des Widerstands* führt Peter Weiss vor, wie die Werke der Bildenden Kunst, der Malerei, der Literatur dabei helfen, ‚die Geschichte gegen den Strich zu bürsten‘ (Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften* I.2, 697). Zwar von den Herrschenden in Auftrag gegeben, um die eigene zeitlose Notwendigkeit in Szene zu setzen, gehen sie doch in dieser Funktion nicht auf (...). Der Fries des Pergamonaltars gereichte ‚nicht nur den Götternahen zum Ruhm, sondern auch denen, deren Stärke noch verborgen lag‘ (ÄdW I, 12f). Um die Stärke der als Unterlegene ins Bild Gebrachten zu ‚sehen‘, bedurfte es freilich eines Blicks ‚von unten‘, der an der ‚Aufhebung des Unrechts, der Beendigung der Verarmung‘ (13) interessiert war (...) So versuchen die drei Freunde, ein Schüler und zwei Arbeiter, die im September 1937 vor dem Pergamonaltar stehen, nachzuholen, ‚was uns in der Schule nie beigebracht wurde‘, vor allem das ‚Bilderansehn‘ (36). Ein Sehen, das sie selbst enthält und dem in der Fabrik wie in der Bildungswelt stets drohenden ‚Selbstverlust‘ (59) vorbeugt.“<sup>4</sup>

Wesentliche Punkte dieses hier skizzierten „neuartigen Modells kultureller Aneignung“ sind: Es geht um einen Umgang mit Kunstwerken, der nicht auf vorgängiges oder durch Experten vermitteltes Wissen setzt, sondern auf die

<sup>2</sup> Klaus Birnstiel: *Bilderschrift. Peter Weiss' intermediale Ästhetik des Widerstands*, a.a.O., S. 206f.

<sup>3</sup> Alexander Honold: *Eine Kuppel, in die Erde versenkt. Vom Widerstand des Ästhetischen bei Peter Weiss*, a.a.O., S. 192.

<sup>4</sup> Peter Jehle und Jan Loheit: *Was heißt Unbehagen an der Kultur?* A.a.O., S. 271.

„ausdauernde Arbeit der Wahrnehmung und des Entzifferns.“<sup>5</sup> Es geht auch um eine Selbstermächtigung von Laien. Dabei spielt der freie Austausch von Wahrnehmungen, Kenntnissen und Interpretationen der Beteiligten eine große Rolle. Heilmann, Coppi und der Ich-Erzähler betrachten den Pergamon-Altar nicht mit „interesselosem Wohlgefallen“, als „reine Kunst“, sondern unter dem Gesichtspunkt, was er – hier und heute – für ihre Lebenssituation, für ihren politischen Kampf und ihre Zukunft bedeutet: „Auch uns (...) sollte das, was sich Kultur nannte, zugute kommen (...) doch gelangten wir damit noch nicht zu einem Bild, das uns selbst enthielt.“<sup>6</sup>

Der Fries sperrt sich zunächst mit all seiner imposanten Kunstfertigkeit gegen ihre Wahrnehmungen und Interpretationen. Sie müssen und können ihn aber gegen den Strich lesen. Dann beginnt er auch für sie zu sprechen. Ihr Blick von unten kann das entdecken, was der herrschenden Lehre der Kunstwissenschaft bisher verborgen blieb. Sie sind jetzt selbst im Bild, nicht mehr ausgeschlossen von den Werken der hohen Kultur. Diese werden von andächtig anzuschauenden Idolen zu nützlichen (Über-)Lebensmitteln für sie.

Das ist eine Form der Kunstbetrachtung, die der bis heute überwiegend praktizierten widerspricht. In der „Ästhetik des Widerstands“ heißt es über den Pergamon-Altar: „Die Eingeweihten, die Spezialisten sprachen von Kunst, sie priesen die Harmonie der Bewegung, das Ineinandergreifen der Gesten, die andern aber, die nicht einmal den Begriff der Bildung kannten, starteten verstoßen in die aufgerissenen Rachen, spürten den Schlag der Pranke im eigenen Fleisch. Genuß vermittelte das Werk den Privilegierten, ein Abgetrenntsein unter strengem hierarchischen Gesetz ahnten die andern.“<sup>7</sup>

## Vergegenwärtigung als Zugang zum Kunstwerk

Zweierlei Arten, mit Kunst umzugehen, werden von Peter Weiss idealtypisch gegenübergestellt. Die eine, privilegierte, setzt auf Genuß, der wie selbstverständlich sich ergibt durch das, was am Kunstwerk harmonisch ist, was gute Form ist, schöne Gestaltung. Die andere muss erst einmal das „Abgetrenntsein“ durch vorenthaltene Bildung überwinden, sich dem Werk gegen alle inneren und äußeren Widerstände annähern und es bewusst aneignen. Dieser Prozess kann sich, das wird in der Eingangsszene der „Ästhetik des Widerstands“ entwickelt, darauf stützen, dass das Kunstwerk den Widerspruch zur Harmonie, zu den bestehenden Verhältnissen mit ihren Privilegien in sich selbst enthält:

„Doch gehörte dem Werk immer noch der selbe Zwiespalt an, der zu der Zeit galt, als es entstanden war. Dazu berufen, königliche Macht auszustrahlen, konnte es gleichzeitig befragt werden nach seinen Eigenarten des Stils, nach seiner plastischen Überzeugungskraft (...) Das Verstummen, die Lähmung de-

<sup>5</sup> Honold, a.a.O.

<sup>6</sup> Peter Weiss: *Die Ästhetik des Widerstands*, Band I, Frankfurt a. M. 1975, S. 55.

<sup>7</sup> A.a.O., S. 9.

rer, deren Los es war, in die Erde gestampft zu werden, war weiterhin spürbar (...) Das Dasein der Himmlischen war für sie unerreichbar, in den knienden vertierten Wesen aber konnten sie sich erkennen. Diese trugen, in Grobschlächtigkeit, Erniedrigung und Geschundenheit, ihre Züge. Daß die Apotheose des Götterflugs und der Vernichtung der andrängenden Gefahr nicht den Kampf des Guten gegen das Böse zum Ausdruck brachte, sondern den Kampf zwischen den Klassen, wurde nicht nur in unsrer heutigen Betrachtung, sondern vielleicht auch schon von manchem geheimen Blick damaliger Leibeigner erkannt. Doch auch die Nachgeschichte des Altars wurde bestimmt von der Unternehmungslust der Begüterten.“<sup>8</sup>

Die Fähigkeit, Werke der Kunst zu befragen, sich in ihnen zu erkennen, setzt den möglichst vorurteilslosen, nicht verbildeten Blick auf sie und ein bestimmtes Interesse voraus. Damit es zur Geltung kommen kann, muss eine rein rezeptive Haltung überwunden werden: „Wir konnten uns die Ausführung eines Buches, eines Bilds, noch nicht vorstellen, waren der Kunst bisher nur rezeptiv begegnet...“<sup>9</sup>

Ein Umgang mit Kunst, wie er in der „Ästhetik des Widerstands“ beschrieben wird, bedeutet die unmittelbare Vergegenwärtigung dessen, was sie an geschichtlichen Erinnerungsspuren enthält. Beim gemeinsamen Lesen und Besprechen von Dantes „Göttlicher Komödie“ kommen der Ich-Erzähler und seine Freunde zu dem Schluss: „Es war nicht mehr notwendig, daß wir die Aussagen so verstanden, wie sie vielleicht vor sechshundert Jahren gemeint waren, sondern daß sie sich in unsre Zeit versetzen ließen, daß sie hier, in dieser Parkanlage, neben dem Kinderspielplatz, hier, zwischen diesen frisch aufgeschütteten Gräbern unterhalb der Sankt Sebastian Kirche, Leben annahmen, denn das war es, was sie dauerhaft machte, daß sie unsre eigenen Erwägungen weckten, daß sie nach unsern Antworten verlangten.“<sup>10</sup>

Sich selbst ein Bild machen und nach eigenen Antworten suchen, das ist die Quintessenz einer „widerständigen Aneignung sowohl der geschichtlichen wie der kulturellen Überlieferung“<sup>11</sup>, die, das zeigt Peter Weiss in exemplarischer Weise auf, am besten in und über die Kommunikation mit anderen gelingt:

„Anders als jede archäologische und kunstgeschichtliche Darstellung hebt Peter Weiss von vornherein das auf, was im allgemeinen als ästhetische, als wissenschaftliche Distanz bezeichnet wird, was jedoch kaum mehr ist als die Anerkennung und Aufrechterhaltung bestimmter ästhetischer Autoritäten, und zudem die Verdrängung der Angst vor dem ästhetischen Objekt. In der *Ästhetik des Widerstands* gibt es die von den Wissenschaftlern so gering geschätzte ‚naive‘ Betrachtung der Kunstwerke nicht mehr, und die Interpretationen der

---

<sup>8</sup> A.a.O., S. 13.

<sup>9</sup> A.a.O., S. 81.

<sup>10</sup> A.a.O., S. 82.

<sup>11</sup> Honold, a.a.O., S. 196.

angeblich Berufenen sind dem Erzähler manchmal ‚zuwider‘, weil diese ‚mit erhobnem Zeigefinger die Vieldeutigkeit jedes einzelnen Werks vergessen‘ (ÄdW, I, 77). Diese Vieldeutigkeit ist aber im Roman zunächst eine jedem Betrachter zugestandene Kompetenz, die sich in der Auseinandersetzung mit den anderen Betrachtern realisiert und konkretisiert. Der alte bürgerliche Anspruch, dass die Kunst – anders etwa als die Wissenschaft – ein Unternehmen ist, über das jeder sprechen kann und es auch tut, wird hier beim Wort genommen und konsequent durchgeführt.“<sup>12</sup>

## Kommunikative Aneignung von Kunst

In der Tat hat das „Kunstgespräch“ bei Peter Weiss eine lange Vorgeschichte. Der „alte bürgerliche Anspruch“, über Kunst zu sprechen, datiert seit den Zeiten, als die Fürsten ihre Kunstsammlungen für das gebildete Publikum öffneten und allmählich die ersten Museen entstanden. Mit ihnen kam auch die Konversation über Kunst auf – quasi als eine Vorform bürgerlicher Öffentlichkeit.<sup>13</sup> In Deutschland finden sich entsprechende Bestrebungen in der Frühromantik, in der die Impulse der französischen Revolution noch gegenwärtig waren. August Wilhelm Schlegels Buch „Die Gemälde. Gespräch“ erschien zuerst 1799. Hier geht es darum, dass die subjektiven, emotionalen und unterschiedlichen „Eindrücke eines Kunstwerks“, das, „was der Betrachter mit hinzubringt“, ausgesprochen werden können, statt ihm einen „Maulkorb“ umzuhängen und ihn auf das „trockene Urteilen“ des „Kunstverständigen“ zu verweisen.<sup>14</sup> Auch Kleists Betrachtungen zur „Seelandschaft“ von Caspar David Friedrich und der vorgängige Bericht Clemens von Brentanos und Achim von Arnims über Gespräche zu dem Bild gehören in diesen Zusammenhang.<sup>15</sup>

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden solche Ansätze zurückgedrängt zugunsten des Anspruchs der Museen auf fachliche Führung. Die Kunstgeschichte als „späte Wissenschaft“ verlegte sich, um ihre Wissenschaftlichkeit zu beweisen, auf positivistische Verfahren, ikonografische Vergleiche und die Konstruktion von Kunstepochen und Stilen. Die Seite der Rezeption wurde vernachlässigt, die subjektive Wahrnehmung galt als unwissenschaftlich. Die „Gefühlswirkung der Kunst“<sup>16</sup> blieb außerhalb des Horizonts der Kunsthistoriker, die auch die Aufklärung der Museumsbesucher über Kataloge und Führungen in die Hand nahmen. Es kam quasi zu einer „Monopolisierung des lauten Sprechens über Kunstwerke“ durch die Experten.<sup>17</sup>

<sup>12</sup> Heinrich Dilly: Die Kunstgeschichte in der Ästhetik des Widerstands, in Alexander Stephan (Hrsg.): Die Ästhetik des Widerstands, Frankfurt a. M. 1983, S. 299.

<sup>13</sup> Vgl. Louis Marin: Über das Kunstgespräch, Zürich 2001.

<sup>14</sup> August Wilhelm Schlegel: Die Gemälde. Gespräch, Amsterdam und Dresden 1996.

<sup>15</sup> Heinrich von Kleist: Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft, in: Berliner Abendblätter, 13. Oktober 1810.

<sup>16</sup> Vgl. Gabriele Sprigath: Bilder anschauen – den eigenen Augen trauen, Marburg 1986.

<sup>17</sup> Joachim Penzel: Der Betrachter ist im Text. Berlin 2007, S. 249.

Dialogische Vermittlungsformen entwickelten sich erst wieder gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Rahmen der Volkserziehungs- und Kunsterziehungsbewegung. Hier ist als Pionier Alfred Lichtwark zu nennen, der als Leiter der Hamburger Kunsthalle 1886 mit Schulklassen „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken“ machte.<sup>18</sup> Auch bei der Führung von Gruppen aus der Industriearbeiterschaft durch die Museen wurde seine – allerdings noch sehr lernzielorientierte – Methode angewandt.

Zum Sinn des Sprechens über Kunst hat Gabriele Sprigath angemerkt: „Erst im Gespräch kann sich der Betrachter seine persönliche Beziehung zum Bild in Form von Assoziationen bewusst machen. Hat er dazu keine Gelegenheit, dann werden ihm auch die dabei hervortretenden Ängste, Sehnsüchte, Bedürfnisse und Erwartungen nicht bewusst, die er stattdessen weiter verinnerlicht. Die im Gespräch realisierte Phantasietätigkeit, in der der Betrachter sich ein eigenes Stück Selbstbewusstsein erobert, findet nicht statt.“<sup>19</sup>

Die Methode des Kunst- oder Bildergesprächs ist, trotz aller inzwischen erfolgten Aufnahme dialogischer Elemente in die Museumspädagogik und die Kunstvermittlung, nach wie vor eher randständig und erscheint im gegenwärtigen Kulturbetrieb als fast schon subversiv. Ihr geht es um die „freie Assoziation“ in des Wortes doppelter Bedeutung: Als Freisetzung von Wahrnehmungen und Interpretationen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die nur moderiert, aber nicht auf ein vorgegebenes Ergebnis hin geführt werden. Und als gemeinsame Aktivität einer Gruppe, die der demokratischen Forderung „Kultur für alle“ nachkommt. Dieser emanzipatorische Anspruch widerspricht dem Bemühen von verschiedenen Seiten, die Interpretationshoheit über kulturelle Erzeugnisse zu behalten.<sup>20</sup>

### „Bewusstsein der Ambivalenz“

Die Kommunikation über Kunstwerke kann das stärken, was Peter Weiss „Bewusstsein der Ambivalenz“ genannt hat, die Fähigkeit, Widersprüche, auch bei sich selbst und im eigenen Lager, wahrzunehmen, mit ihnen umzugehen und sie möglichst produktiv zu wenden. Denn „wirkliche Kunstwerke aus der Sicht von Weiss zeichnen sich durch Tiefenschärfe, Mehrschichtigkeit und Vieldeutigkeit aus“.<sup>21</sup> Deshalb sind sie dazu in der Lage, „herkömmliche Aneignungsformen“

---

<sup>18</sup> Vgl. Alfred Lichtwark: *Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken*. Nach Versuchen mit einer Schulklasse. Dresden 1900.

<sup>19</sup> Sprigath, a.a.O., S. 102.

<sup>20</sup> Vgl. Reiner Diederich: *Das Bildergespräch als Methode interkulturellen Lehrens und Lernens*, in: Andreas Treichler/Norbert Cyrus (Hrsg.): *Soziale Arbeit in der Einwanderungsgesellschaft*, Frankfurt a. M. 2004, S. 448-469; ders.: *Zur Geschichte der Kunstgesellschaft*, in: Norbert Schneider/Alexandra Axtmann (Hrsg.): *Die Wirklichkeit der Kunst. Das Realismus-Problem in der Kunstgeschichte der Nachkriegszeit* (Jahrbuch der Guernica-Gesellschaft Band 16), Göttingen 2014, S. 129-141.

<sup>21</sup> Armin Bernhard: *Mittel des Widerstands. Die Aneignung von Kunst für und bei Peter Weiss*, in: *Forum Wissenschaft* Nr. 2/2007, S. 13.

zu durchbrechen und „oftmals schockhaft – tradierte Wahrnehmungsweisen“ umzuwälzen.<sup>22</sup> Daher ergeben sich auch „die politischen Bildungswirkungen (...) in der ‚Ästhetik des Widerstands‘ nicht direkt über die in Kunstwerken liegenden politischen Inhalte. Politisch relevant werden ästhetische Produktionen dann, wenn sie in den Subjekten Wahrnehmungsweisen und Bewusstseinsformen verändern und diese damit zu neuen Einsichten befähigt haben.“<sup>23</sup>

Es gibt für Peter Weiss keine ein für allemal feststehende Deutung und Bedeutung von Kunstwerken: „Und nach längerem Schweigen sagte Heilmann, dass Werke wie jene, die aus Pergamon stammen, immer wieder neu ausgelegt werden müssten, bis eine Umkehrung gewonnen wäre und die Erdgeborenen aus Finsternis und Sklaverei erwachten und sich in ihrem wahren Ansehen zeigten.“ (ÄdW 1, S. 53) Diese Umkehrung ist der im Kontext der ästhetisch-politischen Bildung vollzogene Bruch mit einer herrschaftskonformen Aneignung von Geschichte.<sup>24</sup>

Es ist auch der Bruch mit einer herrschaftskonformen Auslegung von Kunst. In Bezug auf das Gespräch von Heilmann, Coppi und dem Ich-Erzähler vor dem Pergamon-Altar hat Jürgen Habermas einmal emphatisch festgestellt: „In solchen Beispielen einer Aneignung der Expertenkultur aus dem Blickwinkel der Lebenswelt wird etwas von der Intention der aussichtslosen surrealistischen Revolte, mehr noch von Brechts, selbst von Benjamins experimentellen Überlegungen zur Rezeption nicht-auratischer Kunstwerke gerettet.“<sup>25</sup>

Als vorläufiges Fazit aus diesen Anmerkungen zum Umgang mit Kunst bei und nach Peter Weiss könnte man ziehen: „Ein uraltes, verwittertes, scheinbar ganz und gar ‚unpolitisches‘ Kunstwerk wird zur Energiequelle, die in doppelter, ja dreifacher Aneignung, rational, sinnlich und dialogisch, mit verschiedenen Erfahrungen wahrgenommen, den Horizont der Betrachter weitert, ihre Sinne schärft und ihnen die Kraft zum Widerstand verleiht. Gewonnen ist damit noch nichts. Die allererste, noch ganz ungefilterte, quasi halluzinatorische Wahrnehmung der sich aus dem Stein erhebenden Leiber wird durch die nachfolgende Konkretion nicht widerlegt, sie bleibt in ihrer diffusen Totalität vielmehr die tiefste, die wahrhaftigste: Das furchtbare Sinnbild der Geschichte aller Klassenkämpfe als einer einzigen ‚Metamorphose der Qual, erschauernd ausharrend, wartend auf ein Erwachen, in fortwährendem Dulden und fortwährender Auflehnung‘.“<sup>26</sup>

---

<sup>22</sup> A.a.O.

<sup>23</sup> A.a.O., S. 14.

<sup>24</sup> A.a.O.

<sup>25</sup> Jürgen Habermas: *Kleine Politische Schriften*, Frankfurt a. M. 1981, S. 462.

<sup>26</sup> Jens-Fietje Dwargs: *Und dennoch Hoffnung. Peter Weiss. Eine Biographie*, Berlin 2007, S. 233.

## **Anmerkungen zu Mohssen Massarrat „Der Finanzmarktkapitalismus“, in Z 106**

In Z 106 stellt Mohssen Massarrat ausführlich seine Analyse des „Finanzmarktkapitalismus“ vor. Massarrat versteht darunter eine neue Form und eigene Epoche des Kapitalismus. Er spricht sogar von einem „Systemwechsel“ hin zum Finanzmarktkapitalismus. Wesentlich gekennzeichnet sei diese Formation durch „ein strukturell überschüssiges Kapital, das der Realwirtschaft den Rücken kehrt“ (103). Ich teile diese Ansicht keineswegs und möchte deshalb, ohne auf Massarrats sehr weitgehende politische und gesellschaftliche Ableitungen einzugehen, kurz zu der zentralen Grundannahme der gesamten Argumentation Stellung nehmen.

### *1. Gibt es einen „strukturellen Kapitalüberschuss“?*

Massarrats Analyse geht von der Annahme aus, es gäbe aus Bodenrenten, Differentialrenten und Extraprofiten gespeist, einen riesigen, systematischen Kapitalüberschuss, der in einen weitestgehend von der Realwirtschaft getrennten Finanzsektor flösse. Es bestünden dadurch gleichzeitig zwei unterschiedliche Modelle und Kreisläufe der Kapitalakkumulation, wobei das „Modell Finanzkapitalismus“ das „Modell Realökonomie“ und damit die gesamte Gesellschaft beherrscht.

Zunächst einmal: Alle genannten Gewinnarten werden in der Realökonomie realisiert. Sie stammen aus Verkäufen von Waren, Dienstleistungen oder aus Pachten. Insofern sie nicht konsumiert werden, sind sie nichts Anderes als volkswirtschaftliche Ersparnisse. Diese Ersparnisse fließen aber nicht in einen quasi-autonomen „Finanzmarktsektor“ und verbleiben dort, sondern sie werden angelegt. Entweder in Aktien oder in Staatschuldverschreibungen, in Unternehmensanleihen oder Fonds oder sie werden als Kredite ausgereicht. Der Ersparnis steht immer eine Geldaufnahme in gleicher Höhe gegenüber. Hier Forderung (Ersparnis), dort Verbindlichkeit (Schulden). Aus der Ersparnis finanzieren sich also Unternehmen, Staaten oder Privatpersonen. Sie fließt zurück in die Realökonomie. Einen von der Realökonomie getrennten Finanzsektor könnte es wohl nur dann geben, wenn die Finanzmarktakteure die ersparten Milliarden in ihre Kopfkissen nähen oder im Vorgarten vergraben würden – was dann aber auch kein wirklicher Finanzsektor wäre.

Geld wird angelegt, um Zinsen, Renditen oder Dividenden zu erzielen. Diese Renditen können aber dauerhaft nur in der Realökonomie entstehen. Was die Gegenthese nahelegt, dass die Realökonomie mit ihren Renditemöglichkeiten den Finanzsektor bestimmt und nicht umgekehrt.

Massarrat scheint anzunehmen, der angeblich separate Finanzsektor könne durch die ständige Umverteilung von Arbeit zu Kapital irgendwie Rendite schaffen. Wie genau dieser Wechsel von der „Kapitalakkumulation durch Mehrwertproduktion“ zur „Kapitalakkumulation durch Umverteilung“ (86) funktionieren soll, bleibt unklar.

Insgesamt wäre eine solche Annahme ohnehin eher gewagt und sehr theoretisch. Sie setzt voraus, dass eine langfristige, permanente Senkung der Lohnquote möglich wäre. Wie etwa das Beispiel Griechenland andeutet, führt eine derartige Entwicklung aber höchstens in den ökonomischen Zusammenbruch und keineswegs in eine stabile Akkumulation eines dominierenden Finanzmarkt-Sektors. Allein schon aus diesen knappen Zusammenhängen heraus halte ich die spezifische Theorie des Finanzmarktkapitalismus für schwer begründbar. Es spricht wenig für die Existenz eines milliarden schweren, strukturellen Kapitalüberschusses, der „parasitär“ (ein Ausdruck den ich übrigens vehement ablehne) in einem weitgehend von der Realökonomie getrennten Sektor angelegt ist, dort akkumuliert und die gesamte Ökonomie dominiert.

## 2. Die Realökonomie bestimmt

Unbestreitbar gibt es allerdings seit einiger Zeit wie auch immer definierte Sparüberschüsse, die zur Blasenbildung und zur Vermögenstitel-Inflation führen. Mit einem strukturellen Kapitalüberschuss und einem neuen Akkumulationsmodell hat das jedoch nichts zu tun. Das Entstehen von Blasen und von Vermögenstitel-Inflation resultiert schlichtweg aus der Wachstumsschwäche der Realökonomie. Wenn es in der Wirtschaft zu wenig Investitionen gibt, wenn die Staaten ihre Verschuldung drosseln, sinken die Zinsen. Freies Kapital fließt in die Sekundärmärkte für Wertpapiere, wo es die Preise treibt. Dass diese Blasen, wenn sie sich zu weit von der Ökonomie entfernen, schließlich platzen, haben wir in den vergangenen Jahren ausreichend oft erlebt. Gerade das deutet aber ebenfalls darauf hin, dass ein spezifischer „Finanzmarktkapitalismus“ in den, getrennt von der Realökonomie, ständig Milliarden fließen, schlecht möglich ist, weil es ihn schnell zerreißen würde.

Finanzmarktblasen hängen meistens auch mit Fehlinvestitionen in der Realökonomie zusammen. So hatten die Finanzmarktkrisen der letzten Jahrzehnte immer ihren Ausgangspunkt in Fehlinvestitionen. Erst die Dotcom Blase, dann das Desaster mit amerikanischen Häusleekäufern und den spanischen Bauboomern, derzeit die Probleme italienischer Banken mit faulen Firmenkrediten. „Ein strukturell überschüssiges Kapital, das der Realwirtschaft den Rücken kehrt“ und (wie denn genau?) die Gesellschaft dominiert, gibt es auch unter diesem Aspekt nicht. Ganz im Gegenteil versuchen Akteure der Finanzmärkte, neben aller Spekulation, händeringend Geld produktiv anzulegen, was allerdings immer weniger gelingt. Die derzeit niedrigen Zinsen zeigen, dass die Realökonomie die Ersparnisse nur zögerlich absorbiert, weil die Investitionsquoten und die Wachstumsraten abnehmen. Man kann davon ausgehen dass, auch angeheizt durch billiges Zentralbankgeld, derzeit erneut Fehlinvestitionen finanziert werden, um überhaupt noch irgendwo Kapital unterzubringen.

Wenn man die aktuelle Situation der Globalisierung und des Kapitalismus analysieren will, muss man analysieren, woher die Wachstumsschwäche des globalen Systems kommt. Mit einem Konzept des „Finanzmarktkapitalismus“, fürchte ich, kommt man da nicht viel weiter.

*Charles Pauli*

## Der Finanzmarktkapitalismus – Zu Mohssen Massarrat, Z 106

Die Frage, ob der Begriff „Finanzmarktkapitalismus“ zwar nicht das gesamte Wesen, aber doch wesentliche Besonderheiten des gegenwärtigen Kapitalismus adäquat widerspiegelt, treibt seit 2005, als Paul Windolf diesen Begriff in die Debatte warf, nicht nur marxistisch orientierte politische Ökonomen um.<sup>1</sup> Mohssen Massarrat hat in der Nummer 106 dieser Zeitschrift seine Analyse des Finanzmarktkapitalismus vor- und anderen Lesarten gegenübergestellt (Die Zahlen in Klammern beziehen sich auf die jeweiligen Seitenzahlen des Hefts.). Um Blockierungen einer postkapitalistischen Perspektive zu überwinden, seien – so seine Schlussfolgerung – zunächst die Quellen des Finanzkapitals auszutrocknen und die Umverteilung von Unten nach Oben zu unterbinden. (vgl. 108f) Obwohl ich viele seiner Aussagen teile, scheinen mir einige kritische Anmerkungen angebracht.

Zunächst sei darauf hingewiesen, dass die weit verbreitete Verwendung des Begriffs Finanzkapital zur Kennzeichnung des sich vor allem in der Finanzsphäre (Banken, Versicherungen, Investmentgesellschaften, Fonds usw.) herumtreibenden Kapitals, gemessen als Vermögensbestand, sowie der Eigentümer dieses Vermögens, die im Mittelpunkt von M.s Artikel steht, nicht einfach mit dem von Hilferding geprägten, später von Lenin und anderen Politökonomen erweiterten Begriff verwechselt werden darf. Hierbei handelt es sich um eine andere Ebene der Betrachtung. Danach ist Finanzkapital ein gesellschaftliches Verhältnis, das auf der Verflechtung von, kurz gesagt, hoch-konzentriertem und –zentralisiertem Bank- und Industriekapital beruht; es betrifft also die Eigentumsverhältnisse in diesen Bereichen. Dieses Verhältnis dominierte die Wirtschaft mal stärker, mal schwächer, ist aber auch heute existent. Allerdings hat es sich stark modifiziert, weil die Sphären von Industrie und Finanzen selbst einen starken Wandel durchlaufen haben. Die um 1900 dominierenden Industrien haben ihre beherrschende Stellung längst an global operierende und verflochtene High-Tech-Unternehmen und die Dienstleistungsindustrie abgegeben. Nur zu oft schließen diese Konzerne Finanzunternehmen ein, die nicht viel anders als „reine“ Banken oder Investmentgesellschaften agieren und zur Finanzsphäre gehören. Der Anteil des Geldvermögens an den gesamten Aktiva der nichtfinanziellen Kapitalgesellschaften der Bundesrepublik ist seit 1991 von 31 auf heute 43 Prozent gewachsen. Die Investitionen erfolgen in viel höherem Maße mittels Krediten, Anleihen und Aktienemissionen als vor hundert Jahren. Bestand ihr Eigenkapital zu Beginn der 1990er Jahre nur zu etwa einem Drittel aus Anteilsrechten, so ist dieser Anteil heute auf über 50 Prozent angewachsen, ein untrügliches Anzeichen zunehmender Eigentums-Verflechtungen zwischen finanziellem und nicht-finanziellem Sektor.<sup>2</sup> Dies gilt auch umgekehrt: Während sich ihr Sachanlagenbestand verdop-

<sup>1</sup> Die Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen hat dazu im Juni 2015 ein Kolloquium mit Beiträgen von Joachim Bischoff, Judith Dellheim, Wolfgang Krumbein, Jürgen Leibiger, Gunther Sandleben und Michael Wendt durchgeführt. Vgl. Dieter Janke, Jürgen Leibiger (Hrsg.), *Welcher Kapitalismus, welche Krise? Finanzmarktkapitalismus in der Diskussion*, Leipzig 2015.

<sup>2</sup> Das Ende der sogenannten Deutschland-AG, dem Verflechtungskomplex deutscher Großkonzerne

pelt, hat sich ihr Wertpapierbesitz verdreifacht. Die Anlagepolitik ihrer Vorstände orientiert sich unter anderem auch daran, was ein höheres Konzernergebnis im Interesse ihrer Shareholder (zu denen sie häufig selbst gehören) erbringt: Finanzanlagen (was aus volkswirtschaftlicher Sicht Sparen ist) oder „Real“-Investitionen. Häufig interessiert dabei allein der Marktwert der Anteile, der Shareholder-value, der nicht nur vom aktuellen Konzernergebnis, sondern auch von dessen Erwartungswert im Vergleich zu den Erwartungen im Finanzbereich abhängt. Der in der Finanzsphäre determinierte Zins bzw. die dort zu erwartenden Renditen werden so zu einer Art Zünglein an der Waage für Investitions- und Anlageentscheidungen auch in der nicht-finanziellen Sphäre.<sup>3</sup>

Auch die Finanzsphäre ist nicht mehr dieselbe wie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Neben die Banken ist eine Vielzahl neuer, wiederum global auftretender Akteure getreten, die hier nicht aufgezählt werden brauchen. Seit 1999 wuchs das Reinvermögen der finanziellen Kapitalgesellschaften auf 390 Prozent, das der nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften dagegen auf „nur“ 155 Prozent.<sup>4</sup> Meines Erachtens rechtfertigen diese Modifikationen auch, den Begriff des Finanzkapitalismus durch „Finanzmarktkapitalismus“ zu ersetzen, um diese historisch besondere Seite der heutigen kapitalistischen Wirtschaft zu charakterisieren: Die produktive Sphäre der Wirtschaft ist aufs engste mit der Sphäre der Finanzmärkte verbunden und wird in hohem Maße von letzterer dominiert.

Natürlich durchläuft jedes Kapital nach wie vor einen Kreislauf und muss zu seiner Verwertung die Formen als Geldkapital, Warenkapital und produktives Kapital durchlaufen. Diese Formen können natürlich nicht „verschmelzen“ oder sich „verflechten“. Der Begriff der Kapitalverflechtung bezieht sich aber gar nicht auf diese Formen des Kapitals, sondern auf die Verhältnisse der Akteure der verschiedenen Sphären der Kapitalreproduktion und der ihnen angehörenden Einzelkapitale zueinander. Diese Verhältnisse bleiben trotz aller Verflochtenheit von „Realkapital“ (Agrar- und extraktive Industrie, klassische Industrie- und Bauwirtschaft, Dienstleistungsindustrie und Handel) mit der Finanz„industrie“ (die natürlich auch sehr real ist) durch Konkurrenz gekennzeichnet. Monopol und Konkurrenz schließen sich keineswegs aus, wie M. behauptet. Und „Macht“ existiert auch nicht nur mit dem Monopol oder gar im Gegensatz zum Kapital (93). Um nur ein Beispiel zu nennen: Jeder Kleinkapitalist hat Macht über seine Arbeiter und Angestellten. Ein Monopol ist auch kein absoluter Gegensatz zur Kreativität (93) auch wenn die heutigen Un-

---

des finanziellen und des nicht-finanziellen Sektors, zu Beginn der 2000er Jahre bedeutete nur das Ende einer spezifischen, sich zunehmend als inflexibel erweisenden Konstellation. Die Auflösung wurde auch durch damalige Steuerfreistellung von Anteilsverkäufen begünstigt. An die Stelle dieses Verflechtungskomplexes traten andere, sektoral breitere und internationale Verbindungen.

<sup>3</sup> Schon bei Marx findet sich die Erläuterung dieses Phänomens (MEW 25, 383ff). Er kannte natürlich schon den gewaltigen Einfluss der Finanzsphäre auf die produktive Sphäre. Er spricht jedoch von der „Verfügung der Industriellen und Kaufleute über alle Geldersparnisse aller Klassen der Gesellschaft“, die „durch Bankiers vermittelt“ wird (ebd., 374), nicht jedoch von „Verflechtung“ oder „Dominanz“.

<sup>4</sup> Alle Zahlenangaben aus: Statistisches Bundesamt, Sektorale und gesamtwirtschaftliche Vermögensbilanzen, versch. Jahrgänge.

ternehmen sich dazu des Staats bedienen. Abgesehen davon, dass mit dieser Prämisse die moderne Produktivkraftentwicklung und die neue industrielle Revolution unter den Bedingungen steigender Skalenerträge unerklärlich bleibt, beruht die ganze Geschichte kapitalistischer Erfindungen auf ihrer zumindest zeitweilig staatlich geschützten Monopolisierung durch ihre jeweiligen Erstanwender.

Die Gegenüberstellung von „Kapitalakkumulation durch Mehrwertproduktion (produktiver Sektor) und Kapitalakkumulation durch Verteilung (unproduktiver Sektor)“, angeblich „ausschließlich auf Macht“ beruhend (92f) ist in dieser Form fragwürdig. Dies gilt auch für die Unterscheidung von „parasitärem Finanzkapitals“ und „produktiven Kapital (die Realwirtschaft)“ (97). Im produktiven Bereich existieren genauso machtvormittelte, gewaltsame und parasitäre Erscheinungen (denken wir zum Beispiel an Knebelverträge für Zulieferer) wie viele Aktivitäten im Finanzbereich existieren, ohne welche der produktive Bereich sich gar nicht weiterentwickeln könnte. M.s Unterscheidung führt in der Konsequenz nicht nur zu einer verengten Krisenanalyse sondern auch zu vereinfachenden politischen Weichenstellungen. So gibt es bei M. in den Weltwirtschaftskrisen 1929 und 2008 keine in den Widersprüchen der Mehrwertproduktion wurzelnde Überproduktionskrisen, sondern nur Finanzkrisen, 96ff, so als ob es keine Überakkumulation von fungierendem Kapital gebe. Natürlich gibt es – heute sogar vermehrt – Finanzkrisen, die allein in der Finanzsphäre ihren Ursprung haben, aber zyklische Krisen schließen immer Finanzkrisen ein, weil die Überakkumulation in hohem Maße durch den Kredit vorangetrieben wird und sich die Krise deshalb zuerst als Finanzkrise äußert.

Um einen richtigen Begriff von der „Abkopplung“ zu bekommen, müssten die Kreislaufformen des Kapitals und die Rolle des fiktiven Kapitals untersucht werden. Diese Abkopplung schließt nicht aus, dass sich vorwiegend in der Finanzsphäre bewegendes Kapital mit dem modernen produktiven Kapital verflochten bleibt. Nach wie vor umfasst der aus der Mehrwertproduktion stammende Profit Unternehmergewinn, Zins und Grundrente sowie deren vom Staat beanspruchten Teile. Diese klassischen Zerfallsprodukte des Mehrwerts sind heute jedoch nur schwer in diesen reinen Formen identifizierbar. Das Einkommen eines Konzernmanagers in der Industrie umfasst Entgelt für seine produktiven, notwendigen Managementfunktionen, und Mehrwertbestandteile. Dazu gehören nicht nur Teile des Unternehmergewinns, sondern zum Beispiel auch Erträge aus Aktienoptionen (Dividende und Kursgewinne) und sogar Zinserträge, die natürlich auch Industriekonzerne aufweisen können. Ist dieser Manager nun die personelle, subjektive Verkörperung eines „produktiven“ oder eines „parasitären“ Kapitals? Aus der sich daraus ergebenden analytischen Schwierigkeit rettet man sich nicht, wenn die Unterscheidung von „Arm und Reich“ zum Hauptwiderspruch (87) deklariert wird. Vielmehr steht auf der einen Seite eine Finanzoligarchie, personifiziert sowohl von den herrschenden Eliten im Finanz- wie im produktiven Bereich und auf der anderen Seite des Widerspruchs jene Klassen, von denen die gesellschaftlichen Werte geschaffen werden und die im Wesentlichen nur ihre Arbeitskraft reproduzieren können sowie Klassen und Schichten, die der Finanzoligarchie in anderen Formen „Tribut“ zollen müssen. Die soziale, funktionale und machtpolitische Bedeutung dieser Konstellation kann mittels der Unterscheidung von Arm

und Reich – so populär und für manche Zwecke sinnvoll diese auch ist – nicht analysiert werden.

Die Reduzierung der Quellen des lediglich als Vermögenswert gefassten „Finanzkapitals“ auf Umverteilung – was immer darunter zu verstehen wäre – und die Gewinne aus Immobilien- und Ölgeschäften, verengt die Analyse. Zuallererst resultiert das überproportionale Wachstum dieser Vermögenswerte aus der „normalen“ Ausbeutung in der Sphäre des gesamten fungierenden Kapitals, bei der diejenigen, die den Mehrwert schaffen, üblicherweise den Wert ihrer Arbeitskraft auch erhalten. Ohne die Reproduktion der wertschöpfenden Arbeitskraft kann Kapitalismus nicht funktionieren; das gilt nicht nur für die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg bis in die 1970er Jahre, wie M. meint (103). Und auch wenn sie dazu beitragen, sind es nicht allein oder gar vor allem die Gewinne der Ölmilliardäre oder Immobiliencycoons, die zu einer Quelle für das Wachstum der Geldvermögen werden. Große, nicht in Realinvestitionen fließende Gewinne entstehen in allen Wirtschaftszeigen; siehe dazu die oben zitierten Bilanzzahlen der Kapitalgesellschaften. Darüber hinaus machen natürlich die zur ihrer Vorsorge eingezahlten Sparvermögen der „normalen“ Bevölkerung einen großen Teil des Geldvermögens aus. Dazu gehören nicht nur die von großen Vermögensverwaltern verwalteten Pensionsfonds in Ländern ohne nennenswerte Umlagefinanzierung von Sozialsystemen. Auch in Deutschland trug der staatlich forcierte Einstieg in die private Alterssicherung zu diesem Effekt bei.

Fiktives Kapital, ein weiterer wichtiger Teil des Finanzvermögens, kommt bei M. gar nicht vor. Es macht vielleicht sogar den größten Teil seines Zuwachses aus. Es entsteht aus der Kapitalisierung und Verbriefung von Ertragsersparungen. Aus einem solchen Ertragsanspruch lassen sich ganze Kaskaden weiterer Ansprüche (Investmentfonds, Derivate usw.) ableiten, deren Bewegung und Bewertung sich weit von ihrer ursprünglichen Grundlage abkoppeln können. Diese Vervielfachung von verbrieften Ansprüchen und ihre überhöhte Bewertung aufgrund von Ertragsersparungen bildet die Grundlage von Finanzblasen. Es handelt sich dabei zwar um fiktives Kapital, aber die mit ihnen verbundenen Renditeansprüche sind alles andere als fiktiv und werden für viele Anleger über lange Zeit aus der Mehrwertschaffung oder mittels Spekulationsgewinnen, denen zumeist die Verluste anderer Anleger entsprechen, auch befriedigt. Nur wer beim Platzen von Finanzblasen Verluste macht – den Letzten beißen die Hunde – merkt auch ohne theoretische Vorkenntnis, dass es sich um fiktives Kapital gehandelt hat. Fiktives Kapital entsteht auch nicht nur in der Finanzsphäre im engeren Sinne, sondern wird in nicht geringem Maße auch durch die Emission von Wertpapieren in der Sphäre des fungierenden Kapitals geschaffen, die sich dabei freilich der Banken bedienen.

Und natürlich muss das Geldvermögen einer Gesellschaft, in der Kredite, Anleihen und Aktien usw. allein schon aufgrund der zunehmenden Vergesellschaftung und globalen Verflechtung der Produktion und steigender Kapitalminima eine zunehmende Bedeutung für Investitionen haben, wachsen. Insofern ist das nicht alles eine Fehlentwicklung oder „überschüssiges Kapital“ (79). Die Existenz immer wieder neu entstehender Finanzblasen ist unbestreitbar, bei der Analyse dieses

Phänomens sollten aber der Unterschied zwischen einer Stromgröße wie dem Bruttoinlandsprodukt und einer Bestandgröße wie dem Vermögen sowie der Unterschied von Brutto- und Nettovermögen, also die Tatsache, dass das Geldvermögen vorwiegend Forderungsvermögen ist, das mit den Schulden zu saldieren ist, thematisiert werden.

*Jürgen Leibiger*

## **Zur Rezension von Michael Zander, „Marxistischer Feminismus“, in Z 106**

Es war in unserer Redaktion umstritten, Michael Zander zu antworten auf seinen polemischen, vom Standpunkt eines Wissenden ohne Wissen geschriebenen Text. Das gebe ihm unangemessene Bedeutung, es sei wichtiger, uns auf unser aktuelles Projekt der 2. marxistisch-feministischen Konferenz vom 7. bis 9. Oktober in Wien zu konzentrieren als den vielen Versuchen in der Vergangenheit, das Patriarchat auch in linken Denkstrukturen aufzuzeigen, einen weiteren hinzufügen.

Aber die Rezension erscheint in Z und somit unter dem Label „Erneuerung marxistischen Denkens“. Wir sind beunruhigt über den Weltzustand und überzeugt, dass wir in der Tat eine „Erneuerung marxistischen Denkens“ brauchen. Unsere Hoffnung liegt in feministisch-marxistischem Denken. Das Ringen um marxistische Positionen halten wir für unverzichtbar für die Erweiterung unserer politischen Handlungsfähigkeit.

Zanders Text erscheint uns als ein Lehrstück für das Gegenteil. Schon gleich zu Beginn hat er das Ganze im Visier. Schüsse kommen von drei Seiten: Zander bemüht zunächst die Metapher von der „unglücklichen Ehe“ des Marxismus-Feminismus. Er kann darauf setzen, dass der Alltagsverstand „Männer gegen Frauen“ assoziiert, das Projekt ist damit seiner auf das Ganze gesellschaftlicher Reproduktion zielenden Intentionen entnannt. Er klärt den Alltagsverstand nicht darüber auf, dass die Metapher ihrer Erfinderin Heidi Hartmann 1979 dazu diente, einen für die marxistisch-feministische Bewegung historischen Kampftitel gegen einen vermeintlich feministischen Marxismus zu schreiben, der die feministischen Kämpfe den Klassenkämpfen unterordnete. Bei uns war und ist es die Kritik am Haupt- und Nebenwiderspruch-Denken in der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung. Für den zweiten Schuss wird „der“ Poststrukturalismus in Stellung gebracht, der feministisch-marxistische Ansätze bereits obsolet gemacht habe – „man sollte meinen, die beiden seien längst nicht mehr zusammen“. Zu guter Letzt fährt Zander nach lockerer Einstimmung – „die übrigens etwas unglückliche Bindestrichkonstruktion“ – das schwere Geschütz einer Analogie von „Marxismus-Feminismus“ und „Marxismus-Leninismus“ auf – spätestens jetzt kann es keinen Zweifel mehr geben: Marxismus-Feminismus ist ein Rückfall in der Geschichte. Aber – weiß der Rezensent – er „[wird] sich nicht durchsetzen“. Dass sich gerade mehr als 500 Frauen aus über zwanzig Ländern unter dieser „Bindestrich-Konstruktion“ versammelt und „drei Tage intensiv diskutiert“ haben, irritiert ihn dabei nicht.

Es die Art, wie er spricht, die Zander von Beginn an daran arbeitend zeigt, das mehr als 40jährige Projekt eines internationalen wissenschaftlichen Marxismus-Feminismus, das gerade einen Aufschwung erlebt, als nicht wert, ernst genommen zu werden, als lächerlich erscheinen zu lassen. Nebenbei trifft das dann auch die Vorsitzende der Partei Die LINKE. Katja Kipping arbeitet sich in ihrem Begrüßungsbeitrag zu der Auffassung durch, dass die Verknüpfung von Marxismus und Feminismus notwendig ist, wenn wir „eine Welt gewinnen“ wollen, die „frei von den bisher herrschenden Produktions- und Reproduktionsverhältnissen“ ist (Das Argument 314, S. 506). Von Kipping wäre zu lernen, dass Marxismus-Feminismus eine „Verknüpfung im Werden“ ist, es also nicht darum geht, ob es sie gibt, sondern wie wir sie herstellen. Das würde bedeuten, sich fragend und neugierig in Anerkennung des gemeinsamen Ringens um gesellschaftliche Alternativen den dokumentierten Beiträgen zuzuwenden.

Das tut Zander auch. Der Rezension eines Sammelbandes entsprechend wählt er Beiträge aus, kritisiert einige und hebt andere positiv hervor. Aufschlussreich ist es allerdings, genauer zu betrachten, welche Beiträge im Töpfchen und welche im Kröpfchen landen. Beginnen wir mit Letzterem. Entsorgt werden ausgerechnet zwei Beiträge, die mit feministischem Standpunkt aus dem Marxschen „Gedankendepot“ (ebd., 525) Erkenntnis geschöpft haben und somit originäre Beiträge für die Erneuerung marxistischen Denkens präsentieren.

Eine zentrale Debatte im marxistisch-feministischen Denken gilt dem Standpunkt in der Marxschen Theoriebildung. Feministisch wird der Standpunkt der Unterdrückung explizit als Ort des Widerstandes ausbuchstabiert, von dem aus alle Verhältnisse (Marx) umgeworfen werden, in denen es Unterdrückung gibt – also auch die der Frauen. Cynthia Cockburn referiert diese marxistisch-feministische Theoriearbeit der 1980er Jahre, die als „situiertes Wissen“ in die Intersektionalitätsdebatte eingegangen ist, und stellt ihren Beitrag zu Kriegsgewalt in den ausführlich referierten Rahmen der feministisch reformulierten Marxschen Theorie (ebd., 646). Ohne diesen Kontext aufzugreifen charakterisiert Zander den Text als „leider sehr befremdlich“, Beleg ist Cockburns zitierte Annahme, dass männliche Autorität Effekt der „Akkumulation entfremdeter Liebe“ sei, eine These, die doch eher produktiv und nachvollziehbar ist.

Ins Kröpfchen fallen lässt Zander nach falschem Referat auch Frigga Haugs mit Marx und Engels begründeten Vorschlag, Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse zu begreifen. Haugs Vorschlag enthält nicht weniger als die Anforderung, die Marxsche Theorie grundlegend neu zu denken (und zu schreiben), unter gleicher Berücksichtigung der von Marx u. Engels benannten zwei Produktionsarten – der des Lebens und der der Lebensmittel –, die unterschiedlichen Logiken folgen und von denen Marx/Engels bekanntlich nur die letztere in der Geschichte der Menschheit und des Kapitalismus theoretisiert haben. Diese Nichtbeachtung hat mit dafür gesorgt, dass die Unterwerfung der Produktion des Lebens unter die der Lebensmittel in der marxistischen Debatte nicht theoretisiert und skandalisiert worden ist. Zander reduziert

Haug Denkfigur auf die hinlänglich beschriebene geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, womit er – s.o. – den in marxistisches Denken am grundlegendsten eingreifenden Vorschlag auf der Seite alten Denkens hat, also wieder in Gesellschaft – wie die „Bindestrich-Konstruktion“, deren Produkt er ist –, mit dem Marxismus-Leninismus. Dazu passt es dann, Haug in der Rede von Sorgearbeit eine „Totalisierung des Arbeitsbegriffes“ vorzuwerfen, was sogar als Angriff auf bekannten Feminismus erscheint. Den zweiten Beitrag von Martha Gimenez im Tagungsband, in dem sie kritische Fragen an Haugs Theorem auf marxistisch theoretischer Augenhöhe formuliert, erwähnt Zander nicht, dabei hätte dieser Beitrag die notwendige Debatte eröffnen können.

Aber die ist nicht gewollt. Darauf verweisen auch die Texte, die Zander ins Töpfchen wirft, und vor allem, wie er sie charakterisiert: „Festhalten am Klassenbegriff“ (Gimenez), Kritik der unterschiedlichen Ebenen von „Klasse und Geschlecht“ in Intersektionalitätsanalysen (Vogel), „genuin marxistische Fragen nach Arbeit, Ausbeutung und Verwertung“ (Wichterich), „Rolle der indischen Frauenbewegung in den Klassenkämpfen“ (Dietrich). Hervorgehoben werden die Texte mit Begrifflichkeiten, die widerspruchsfrei in ein marxistisches Denken eingeordnet werden, das an dem „Primat der Ökonomie und Lohnarbeit“ festhält. Die positiv hervorgehobenen Texte werden selbst gegen den marxistischen Feminismus in Stellung gebracht, der – würde man sich auf ihn einlassen – die Anforderung bedeutete, marxistische Theorie unter Nutzung der von ihr zur Verfügung gestellten Werkzeuge umzuschreiben. Das könnte eine Perspektive eröffnen, die unsere Sorge um den Weltzustand nicht vom Ringen um Handlungsmöglichkeiten auch aus theoretischer Anstrengung abtrennt. Dass dies geschieht ist die Tragödie. Es ließe sich ändern – die Hoffnung bleibt.

*Jutta Meyer-Siebert*

## **Brecht auf der politischen Tagesordnung? Zu Kai Köhlers Bericht in Z 106**

Indem der Autor an die Aufführung von Brechts Lehrstück „Die Maßnahme“ im Kammermusiksaal der Berliner Philharmonie am 8. April 2016 herangeht wie an die Kritik eines bürgerlichen Theaterstücks („Die Figurenführung war werkgetreu“), entgeht ihm die Frage, was uns Brechts Lehrstücke heute zu sagen haben. Viele Menschen rezipieren aktuell Brecht, aber auch Peter Weiss. Seine „Ästhetik des Widerstands“ füllt einen Band der Zeitschrift „Das Argument“. Neben der „Maßnahme“ wurde „Die Mutter“ in der Studiobühne der Schaubühne am Lehniner Platz aufgeführt. Alle Aufführungen waren ausverkauft. Da drängt sich die Frage auf, warum? Welche aktuellen Fragestellungen motivieren, Brechts Lehrstücke aufzuführen oder sie zu besuchen?

Bisher ging ich davon aus, Brechts Lehrstück „Die Maßnahme“ handele von der Frage, ob das Eintreten für die „gute Sache“ das Töten eines Menschen rechtfertige. Die Antwort war für mich klar: Der Zweck (hier: die Weltrevolution) rechtfertigt viele, aber keineswegs jedes Mittel. Seit der Aufführung des Stückes

in der Berliner Philharmonie am 8. April weiß ich, es geht darin um andere Fragestellungen.

Wie viel leichter fiel mir der Zugang zu Brechts „Die Mutter“. Die Geschichte der politischen Emanzipation der Pelagea Wlassowa, Mutter des Revolutionärs Pawel, ausgehend von der Erkenntnis: „Über das Fleisch in der Suppe wird nicht in der Küche entschieden“.

Da die Antwort auf die vermeintliche Frage des Stücks „Die Maßnahme“ keine Herausforderung zu sein schien, zogen mich andere Gründe in die Aufführung. Das Stück wurde in der Tradition der Arbeiterchöre aufgeführt. Zehn Laien-Chöre mit insgesamt 300 Sängerinnen und Sängern nahmen teil, darunter der Ernst-Busch-Chor und ein Gebärdenschor. Seit 2013 wurde geprobt. Die Aufführung hielt sich streng an Brechts Regieanweisungen. Das übliche, meist peinliche Experimentieren mit dem Zeitgeist entfiel.

Im Programmheft findet sich der Hinweis, dass Arbeiterlieder zum anerkannten Kulturerbe gehören. Wahrscheinlich brauchen bürgerliche Zuschauer diesen Hinweis, um sich „Die Maßnahme“ in der ursprünglichen Fassung anzusehen. Es ist die erste Zusammenarbeit von Brecht und Eisler. Vor Beginn blicken die Zuschauer erstaunt auf die kleine Bühne und fragen sich, wo denn die Chöre Platz haben sollen. Mit den ersten blechernen Tönen erheben sich die Sängerinnen und Sänger und es wird klar: Sie sind längst da. Sie füllen ungefähr die Hälfte des Saales. Nicht nur die Zuschauer sollen bei Brechts Lehrstücken lernen, auch den Schauspielenden und anderen Beteiligten sollen Erkenntnisprozesse ermöglicht werden.

Die Klasse 2013 der Ernst-Busch-Schauspielschule, die sich aktiv am Lehrstück „Die Mutter“ abarbeitet, macht diesen Prozess deutlich. Zu Beginn werden Videos gezeigt, in denen die Spielenden Texte aus dem Stück nachsprechen, die Stirn runzeln, diese interpretieren und auf einen aktuellen Sinngehalt abklopfen. Im Stück werden die Ebenen gewechselt und über die Inhalte und Formulierungen diskutiert. Mittendrin zitiert ein Schauspieler Kleist und verkündet, er würde viel lieber im Stück eines Klassikers auftreten. Damit bringen die Spielenden eigene Elemente der Verfremdung ein. Das funktioniert und die Zuschauer werden aus ihrer Begeisterung für die Spielfreude der ELEVinnen und ELEVen gerissen und auf die Lernprozesse verwiesen, die das Stück fordert. Gleichzeitig ist es witzig, ist doch Brecht längst ein Klassiker auf den Bühnen der Welt und in deutschen Schulen.

Die „Maßnahme“ folgt einer strengen Dramaturgie. Reihum wechseln die Spielenden die Rollen. Immer bleibt klar, dass sie einen Report an ihre Parteiführung nachspielen und auf das Urteil warten. Eine Interpretation des Stückes ist daher, dass Brecht hiermit die Moskauer Prozesse rechtfertigt. Sie haben einen jungen Genossen getötet und in eine Kalkgrube geworfen. Die Sprache ist knapp und präzise. Dass der Text auf eine Leinwand projiziert wird, dient nicht nur der Verständlichkeit, es verleiht den Worten Nachdruck.

Brecht konstruiert eine Situation, die ausweglos ist, aber gelöst werden muss und wird, damit es eine Zukunft gibt. Vier Agitatoren, drei Männer und eine Frau, sind

unterwegs in der chinesischen Provinz. Sie treffen einen jungen Genossen. „Oftmals tat er das Richtige, einige Male das Falsche und zuletzt gefährdete er die Bewegung“. Trotz Warnung vor dem Mitleid, verfällt er sofort dem Mitleid und löst sein Handeln von seinem Verstand. Er möchte die Qualen der Reiskahn-schlepper sofort durch einen Aufstand beenden. Doch ohne nachhaltigen Rückhalt bei den Menschen ist die Zeit noch nicht reif, der Aufstand würde niedergeschlagen und die Bewegung einen Rückschlag erleiden. Der junge Genosse wird enttarnt, die Auflösung der Zelle ist unausweichlich. Er kann fliehen, wird aber verfolgt. Gemeinsam mit ihm entscheiden die Agitatoren, dass er getötet werden muss, um die Gruppe zu schützen, die weiter arbeiten muss.

Verständlich ist diese Konstruktion vor dem Hintergrund von Faschismus, Widerstand, konspirativer Arbeit im Untergrund. Mir ist dies gerade sehr präsent, da ich bei der Re-Lektüre von Peter Weiss „Ästhetik des Widerstands“ den Spuren der Widerstandskämpferin Lotte Bischoff und anderen folgen konnte. Es geht um das Weiterkämpfen nach Niederlagen.

Brecht hat das Stück dreimal verändert, zuletzt 1938. Es geht nicht um die Rechtfertigung des Tötens, sondern darum, dass Zuschauer und Darstellende sich mit grundlegenden Fragen beschäftigen: Welche Rolle spielen die einzelnen in der Veränderung? Wie ist die Dialektik zwischen Gruppe und einzelnen zu verstehen und zu leben? Wie kann die Ausrichtung auf kurzfristige Ziele langfristige Erfolge verhindern oder ermöglichen? Wie greifen Aktion und Aufklärung ineinander?

Die „Maßnahme“ enthält einen Brechtschen Kernsatz, der gleichzeitig eine Aufforderung ist: „Ändere die Welt: sie braucht es“. Die Verhältnisse müssen so verändert werden, dass Situationen, die Menschen vor unauflösbare Situationen stellen, nicht mehr entstehen können. Der junge Genosse ist tot, die Agitatoren konnten ihre Arbeit vollenden. Die Bewegung wurde gestärkt, viele neue Kämpferinnen und Kämpfer wurden gewonnen. Ein Happy-End ist dies dennoch nicht.

Pelagea Wlassowa wird zum „Maulwurf“ der Revolution. Da Flugblätter nicht verteilt werden dürfen, wickelt sie Gurken und Pasteten darin ein und verteilt sie in der Fabrik. Ihre List und alltägliche politische Arbeit führen dazu, dass die Arbeiter gegen die Lohnkürzung streiken. Sie lernt, studiert die Klassiker, bleibt aber auf die Kärmerarbeit verwiesen. Trotz „Lob des Lernens“ bleibt eine Kluft zwischen den Geschlechtern, Führung und Basis, Partei und Bewegung. Ein gleichberechtigter Umgang mit den männlichen Führern der Partei entsteht nicht. Die einen fragen (Frauen), die anderen (Männer) antworten. Der Streik scheitert, Pelageas Sohn ist tot. Am Ende ist sie es, die die auf den Boden gefallene rote Fahne aufhebt. Das Bild hing in den 70er Jahren in zahlreichen WG-Zimmern. Der Ausblick des Stücks ist positiv: „Wer noch lebt, sage nicht niemals.“... „So wie es ist, bleibt es nicht“. Die politische Arbeit muss weiter geführt werden trotz großer Opfer und Mühen. Das gilt bis heute. Auch und vor allem in Phasen des Rückschritts. Auch Peter Weiss endet so. Es geht weiter, auch nach tiefsten Niederlagen.

## **Gegen den Krieg! Für den Sozialismus? Arbeiterbewegung und linke Intellektuelle gegen den Ersten Weltkrieg – aber für welche Alternative?**

Konferenz Helle Panke – Rosa Luxemburg-Stiftung Berlin e.V.,  
10. Mai 2016

Vor einhundert Jahren, 1916, begann mit der 1. Mai-Kundgebung auf dem Potsdamer Platz in Berlin, der Verhaftung Karl Liebknechts und den folgenden politischen Streiks die gärende Unzufriedenheit mit dem Krieg in der Arbeiterbewegung offen auszubrechen. Gleichzeitig ging die Formierung einer linken politischen Opposition gegen die Kriegspolitik der Regierung und den Burgfrieden der SPD in eine neue Phase. Auch wenn viel zur politischen Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg geleistet worden ist sollte dieser zentrale Zusammenhang auf dem Weg zu den Revolutionen von 1917 und 1918 noch einmal nachdrücklich in den Mittelpunkt gerückt werden.

Denn Antikriegspolitik ist nicht zuletzt zentral für linke Politik in der Gegenwart. Aber es stellt sich die Frage, wieweit Antikriegspolitik auch Politik für die Überwindung der kapitalistischen Ordnung sein musste (und muss). Daran schiedens sich nicht nur zwischen 1914 und 1918 die Geister. Revolution als Ausweg: Gegen die eigene Regierung – so die Antwort der radikalen Linke um Liebknecht und Luxemburg, erst recht der russischen Bolschewiki. Die Chance des Kriegs nutzen für eine Demokratisierung des Kaiserreiches und den staatstragenden Weg in eine bessere Gesellschaft – so die Hoffnung der Mehrheitssozialdemokraten. Diesem Konflikt, seinen subjektiven, aber vor allem objektiven Bedingungen suchte diese Konferenz mit ca. 35 Teilnehmenden nachzugehen.

Es ging um zentralen Lehren jenes ersten Großen Krieges, der ausgelöst wurde trotz einer klaren Antikriegsposition der europäischen Linken, trotz hochtrabender Beschlüsse etwa in Stuttgart und Berlin. Die Sozialdemokratie versprach, alles zu unternehmen, um den Krieg zu verhindern. Die Realität ist bekannt. Zwar wurden die Friedensschwüre noch Stunden vor den ersten Kriegshandlungen in Berlin und Paris wiederholt, trafen sich dort linke Parteiführer. Aber rasch sahen loyale und staatstragende Sozialdemokraten – bis auf die russische Partei – ein, dass die wie auch immer manipulierten Argumentationen ihrer Regierungen auch linkes Handeln zu bestimmen hätten: Vaterlandsverteidigung, in Deutschland unter des Kaisers Wort, das er noch Deutsche kenne, und keine Parteien mehr. Allerdings, so übermächtig dieses Umschwenken auf die Linie von Großbourgeoisie und Großgrundbesitzer, von Politik und Militär war, so hartnäckig widerstanden Teile der Linken dieser Versuchung, Anerkennung von der falschen Seite zu bekommen und freudigen Herzens ihr Leben auf dem Altar des Vaterlandes in den Schützengräben zu opfern.

Die Referentinnen und Referenten wandten sich unterschiedlichen Fragestellungen zu, die in der Gesamtschau allerdings ein durchaus aussagefähiges Mosaik

unter der gewählten Themenstellung der Konferenz ergaben. *Stefan Bollinger (Berlin)* suchte in seinen Überlegungen einen übergreifenden Blick zu eröffnen, der ausgehend von Zimmerwald und Kiental zu den Notwendigkeiten einer revolutionären Lösung der Frage Krieg oder Frieden führen konnte. Ein konsequenter Zusammenschluss dieser radikalen Linken war für ihn die einzige erfolgversprechende Strategie, die sich von der abwartend, angepassten Linie auch inzwischen nachdenklich gewordener Sozialdemokraten etwa in der deutschen SPD abhob, die aber nur die Spaltung der Partei in Kauf nahmen und letztlich vor der letzten Konsequenz zurückschreckten. *Ralf Hoffrogge (Berlin)* entwickelte ausgehend von seinen gründlichen Studien zur Biografie von Werner Scholem eine Auseinandersetzung um die Kriegserinnerungen dieses jüdischen Kommunisten und des kriegsbegeisterten Konservativen Ernst Jünger. Dabei zeigte er den scharfen Kontrast von Kriegsverherrlichung und strikter Antikriegsausrichtung, aber auch die unerwartet gemeinsamen Elemente, die mit ihrer Gewalterfahrung und ihrem „Fronterlebnis“ verknüpft waren. Diese führten sie letztlich in gegnerisch politische Lager.

Zu den anregendsten Beiträgen gehörte der von *Marcel Bois (Hamburg)*, der über Netzwerke der deutschen Linken während des Ersten Weltkriegs referierte. Mit den Verweis auf den methodischen Ansatz der Netzwerk-Theorie arbeitete er an drei Beispielen heraus, wie unterschiedliche linke, friedensorientierte künstlerische und politische Milieus zur Formierung einer Antikriegsbewegung beitrugen. Bei ihnen handelte es sich teils um Freundschaftsgeflechte, teils um rein politische Zusammenhänge. Sie unterschieden sich von Organisationen und Parteien vor allem dadurch, dass sie informell aufgebaut waren. Es gab keine offizielle Mitgliedschaft, kein Organisationsstatut und keine gewählte Führung. Dennoch agierten diese Zusammenhänge durchaus im politischen Feld, wie Bois erklärte. Er exemplifizierte dies an dem „Eisbrecher“-Kreis, einem linken Netzwerk in der (Berliner) SPD; dem Kreis um die von Franz Pfemfert aufgebaute Antikriegszeitung „Aktion“ und dem Netzwerk in der Marine, das die Matrosenbewegung von 1917 initiierte und den gescheiterten Flottenaufstand vom Juli 1917 vorbereitet hatte.

*Marga Voigt (Berlin)* stellte in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen die Berner Friedenskonferenz der Sozialistinnen gegen den Krieg und die aktive Rolle Clara Zetkins in diesem Ringen. Voigt spitzte zu: „Die Geschichte der Berner Friedenskonferenz der Sozialistinnen ist mindestens so spannend, wie die Geschichte der Sozialisten-Internationalisten in Zimmerwald, Kiental und Stockholm. Sie gehört ausführlich erzählt: Wer sagt, dass Leidenschaft nur eine emotionale Seite hat. Hat sie nicht ebenso eine geistige, ethische und sittliche Seite? Sind Leidenschaft wie Wissenschaft nicht beide gleichermaßen unentbehrlich für gesellschaftlichen Zusammenhalt? Wenn auseinander driftet, was zusammengehört? – Mann und Frau, Heim und Straße, Stadt und Land, die Güter, Geschichten und Kulturen der Welt?“ In eine ähnliche Richtung argumentierte *Gisela Notz (Berlin)*. Sie erinnerte an die handlungsorientierte Rolle von Frauen gegen den Krieg, als Betroffene und politisch bewusste Persönlichkeiten. Linke Frauen gegen den Krieg – und für eine sozialistische Gesellschaft wurden von ihr an den Beispielen *unterschiedlicher* Frauenpersönlichkeiten in der Linken exemplifi-

ziert. Dabei zeigte sie, dass viele dieser Proteste gegen den Krieg aus frauenspezifischen Situationen heraus sich entwickelten und erst in der Konsequenz politisch wurden. Viele Frauen fanden den Weg in die Antikriegsparteien der Linken jenseits der MSPD. Trotzdem hatte die Spaltung der Linken Konsequenzen. Nach dem Krieg war die sozialistische Frauenbewegung trotz des errungen Frauenwahlrechts schwächer und zerstrittener als vor 1914.

Einen Kontrapunkt zu Hoffrogges Ausführungen setzte *Julian Nordhues (Berlin)*, in dem er an kriegskritische Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg – Themen und Motive erinnert. Erich Mühsam, Theodor Wolff, Karl Kraus und seine „Fackel“, Alfred Hermann Fried entwickelten eine pazifistische Kritik am Krieg, die bis weit in die Weimarer Republik hinwirkte.

Diese Konferenz war Bestandteil einer ganzen Reihe von Veranstaltungen im 25. Jahr der *Hellen Panke – RLS Berlin*, einer Geburt linken kritischen Geistes in den Zeiten der „Wende“ und der Suche nach neuen Diskussions- und Arbeitsmöglichkeiten für linke Intellektuelle zunächst aus dem untergehenden DDR-Milieu, alsbald aber von Linken aus Ost und West in der deutschen Hauptstadt. Fast 10.000 Veranstaltungsbesucher Jahr für Jahr, inzwischen 144 Hefte zur *DDR-geschichte*, 202 Hefte *Pankower Vorträge*, 41 Hefte der Reihe *Philosophische Gespräche* und viele andere Publikationen, sind längst trotz oder gerade wegen ihres Charakters als „graue Literatur“ zu wissenschaftlichen Geheimtipps in ganz Deutschland und jenseits der Grenzen geworden.

*Stefan Bollinger*

## **Digitale Revolution und soziale Verhältnisse im 21. Jahrhundert**

Kolloquium der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, 4. Juni 2016, Leipzig

Dritte oder vierte Industrielle Revolution, digitale Revolution oder Industrie 4.0: All diese Kennzeichnungen der Umbrüche im System der produktiven Kräfte reflektieren, dass sich fundamentale Veränderungen in den Produktions- und Lebenswelten vollziehen. Was ist das Bestimmende an diesen Veränderungen? Was bedeuten sie für die sozialen Verhältnisse? Ist diese Umwälzung im Kapitalismus beherrschbar oder braucht es dafür eine neue Wirtschaftsordnung? Muss die Frage vielleicht anders gestellt werden: Welche Produktivkräfte braucht der sozial-ökologische Fortschritt? Diese Frage nach der Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts war Gegenstand der auch für eine Publikation vorgesehenen Beiträge dieses Kolloquiums, die von den etwa vierzig Teilnehmern interessiert und sachkundig diskutiert wurden.

In seiner Einführung stellte der *Autor dieses Berichts* die Thematik des Kolloquiums in den Kontext der seit einigen Jahren erneut aufgebrochenen Diskus-

sion über das Schicksal des Kapitalismus und gab einen Überblick über die dazu vertretenen Meinungen. Sie reichten von einem grenzenlosen Optimismus bis zu der Auffassung, die Welt erlebe gerade, wie sich mit der digitalen Revolution zugleich der Kollaps des Systems vollziehe.

Als erster geladener Referent sprach *Thomas Kuczynski* (Wirtschaftshistoriker, Berlin) über die Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen in der Geschichte. Die auf Marx fußende wirtschaftshistorische Analyse zeige, dass die kapitalistischen Produktionsverhältnisse vor der industriellen Revolution stets reversibel waren. Erst durch diese, mit der Produktion des relativen Mehrwerts, erhielten sie ihre technologische Basis; in ihr wurden die spezifisch-kapitalistischen Produktivkräfte geschaffen. Davon ausgehend zeigte *Kuczynski*, warum die in Ost-europa vorhandenen sozialistischen Produktionsverhältnisse noch keine spezifisch sozialistischen waren und sich demzufolge als reversibel erwiesen. Eine Prognose hinsichtlich der Bewältigung der gegenwärtigen technologischen Revolution im Kapitalismus sei kaum möglich. Einerseits habe dieses System eine erstaunliche Wandlungsfähigkeit bewiesen, andererseits seien selbst Revolutionäre vom plötzlichen Zusammenbruch politischer Systeme überrascht worden.

Nach *Stefan Meretz* (Commons-Netzwerk und Keimform-Blog) erzwingt der Commons-Ansatz eine Reflexion ehemals geglaubter marxistischer Grundsätze. Dazu gehöre das Verhältnis von Produktivkräften und Gesellschaftsform, von Produktion und Reproduktion, von Reform und Revolution. Traditionell würden die Produktionsverhältnisse als resultierende gesellschaftliche Bewegungsform der Produktivkräfte angesehen. Dieses theoretische Ableitungsverhältnis habe sich als inadäquat erwiesen. Stattdessen sei die Produktionsweise als Ganze zu betrachten. Die Industrie 4.0 konstituiere commonistische Subjektivitäten im Widerspruch zwischen Selbstentfaltung und Selbstverwertung. Eine Aufhebung des Kapitalismus kann nur die Aufhebung der Sphärenspaltung von Ökonomie und Care sein. Commons und Peer-Produktion (beitragen statt tauschen) seien das theoretische und praktische Paradigma der Aufhebung des Kapitalismus.

*Gerhard Banse*, Präsident der Leibniz-Sozietät, sprach über Technikentwicklung und die Abschätzung und Bewertung ihrer gesellschaftlichen Auswirkungen mittels Technikfolgenabschätzung bzw. Technikbewertung (TA). Sie sei gerichtet auf das Erfassen und Beurteilen beziehungsweise Bewerten der Einführungsbedingungen sowie der Nutzungs- und Folgedimensionen technischen Handelns unter gesellschaftlichen, politischen, ökonomischen, ökologischen, technischen, wissenschaftlichen, militärischen und humanen (einschließlich ethischen) Aspekten. TA mache deutlich, dass Technik stets an Zwecke, Werte und vor allem Interessen rückgebunden ist und dass somit auch oder vor allem diese Zwecke, Werte und Interessen zu thematisieren, zu begründen und zu rechtfertigen sind.

*Wolfgang F. Haug* (Herausgeber des Historisch-Kritischen Wörterbuchs des Marxismus, Esslingen, La Palma) betonte, jede technische Entwicklung müsse durch einen Selektionsfilter. Zwar gebe es einen urmenschlichen Erkenntnisdrang, aber die Haupttriebkraft sei primär der Profit und die Konkurrenz. Es gehe um „Distanz-Technik“, um die Entwicklung einer Technik, um Kon-

kurrenten im Grad der Verwertung auf Abstand zu halten. Dies gelte auch für Digitalisierung und Netzwerktechnologien, deren Potenziale dadurch eine Perversion erführen. Sie bestehe darin, dass die Informationen, welche die Nutzer beabsichtigt oder unbeabsichtigt ins Netz einspeisen, der monopolisierte Rohstoff der Verwertungsmaschinerie der Netzwerkkonzerne seien. Diesen Rohstoff stellen die Nutzer kostenlos zur Verfügung, indem sie in die Falle einer scheinbaren „Umsonst-Ökonomie“ tappten. Tatsächlich gebe es nichts umsonst. Wir zahlten durch die Preisgabe persönlicher Informationen, mit denen im Netz eine Art „Zwilling“ unserer selbst geschaffen werde und aus dessen Aneignung sich die Macht der Internetkonzerne speise.

Dieser Gedanke wurde von *Thomas Wagner* (Journalist, Autor von „Robokratie“) vertieft, der über die Ziele und Ideologien sprach, die hinter der Erklärung des „Menschen als Auslaufmodell“ stehe. Sponsoren dieser Ideen seien die Konzerne der Superreichen und Supermilliardäre aus dem Silicon Valley, die Markt und Demokratie als veraltete Technologien bezeichneten, weil nur Monopole in der Lage seien, die neuen globalen Technologien zu schaffen. Die Arbeit an der künstlichen Intelligenz solle auf die „technologische Singularität“ zusteuern. Ab jenem Zeitpunkt verbessern sich die Maschinen selbst und überholen den Menschen in seiner Kreativität und seinen demokratischen Vorstellungen. Gegen diese Allmachtphantasien in und im Umfeld der großen Netzwerkmonopole sollten, so *Wagner*, die Linken und Progressiven eine Strategie zur Rückgewinnung des öffentlichen Raums stellen. Die 1968er Lösung „Enteignet Springer“ müsse heute lauten „Enteignet Google“.

Der Beitrag von *Gisela Notz* (Sozialwissenschaftlerin, Berlin) titelte „Alternatives Wirtschaften im Kontext der modernen Produktivkraftentwicklung“. Früh hätten sich real-utopische Modelle entwickelt, nach denen nicht nur die Arbeiten in der Industrie, sondern auch die Haus- und Sorgearbeiten alternativ zum kapitalistischen System gestaltet werden sollten. *Notz* sprach dann vor allem über die Geschichte der Genossenschaftsbewegung, die eng mit der industriellen Entwicklung des 19. Jahrhunderts verbunden war, deren Ideen sich aber auch auf den Kontext einer Industrie 4.0 anwenden ließen.

Aus den in der Diskussion vorgetragenen Standpunkten und Fragen sollen zwei hervorgehoben werden. Offen sei geblieben, was die digitale Revolution für den Charakter der Lohnarbeit bedeute, welche Stellung das neue „digitale Proletariat“ einnehme und was das für die Klassenverhältnisse und Klassenkämpfe bedeute. Gegenwärtig gebe es viele „Fronten“ der sozialen Auseinandersetzung; damit ihre Akteure zusammenfinden, müsse die Linke lernen, Brücken zu schlagen, und dabei ein eigenes Profil entwickeln. Die Orientierung auf die Commons sei dafür zu eng, andere Perspektiven zur Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse kämen dabei zu kurz und wären in den Referaten insgesamt zu wenig angesprochen worden. Der Wandel der Produktivkräfte und der sozialen Verhältnisse würde zwar reflektiert und interpretiert, es käme aber auf ihre Veränderung und dessen Subjekte an.

*Jürgen Leibiger*

## 19. und 21. Jahrhundert

*Elmar Altvater, Marx neu entdecken. Das hellblaue Bändchen zur Einführung in die Kritik der Politischen Ökonomie. 2. Aufl. Hamburg 2015, VSA, 9,00 Euro*

*Elmar Altvater, Engels neu entdecken. Das hellblaue Bändchen zur Einführung in die „Dialektik der Natur“ und die Kritik von Akkumulation und Wachstum. Hamburg 2015. VSA, 12,00 Euro*

In zwei schmalen, aber inhalts- und gedankenreichen Bänden versucht Elmar Altvater die besondere Aktualität einiger theoretischer Aussagen von Karl Marx und Friedrich Engels herauszuarbeiten. Unter diesem Aspekt seien diese neu zu entdecken.

Bei Marx ist für ihn der „Bezug zwischen Wert- und Geldbeziehungen einerseits und den stofflich-energetischen Prozessen andererseits“ (Marx neu entdecken, 32) für die Gegenwart besonders hervorhebenswert. Anknüpfungspunkte findet er u. a. im fünften Kapitel des dritten „Kapital“-Bandes („Ökonomie in der Anwendung des konstanten Kapitals“, MEW 25, 87-114). „Marx war also keineswegs der ‚Fetischist der Produktivkräfte‘, als der er häufig hingestellt wird, auch von ökologischen Ökonomen (die nicht immer einen Blick ins Marxsche Werk geworfen haben.“ (Engels neu entdecken, 57)

Wohlthuend ist, dass der Autor die Texte, auf die er sich bezieht, nicht presst: nicht alles, was gegenwärtig an historisch-materialistischer Erkenntnis zu haben ist, findet sich schon bei den Begründern des von diesen als wissenschaftlich verstandenen Sozialismus. Zugang zum Verständnis des

gegenwärtigen Treibens an den Finanzmärkten kann man zwar über Marx' Ausführungen zum fiktiven Kapital (MEW 25, 481-492) gewinnen, spätestens aber in Altvaters Behandlung der Geschlechterfrage (Marx neu entdecken, 75-82) wird deutlich, dass Einsichten, die im 20. Jahrhundert gewonnen wurden, einerseits nicht in den Marxismus des 19. projiziert werden und doch andererseits als dessen Fortführung verstanden werden können. Ähnliches gilt auch für „Gesellschaftstheorien im Anschluss an die Theorien gesellschaftlicher Hegemonie von Antonio Gramsci, die daher zu einer verständigen Lektüre von Marx' Schriften unbedingt dazugehören.“ (Ebenda, 126) Es handelt sich also um Weiterentwicklung, nicht in erster Linie um Exegese.

Ebenso verfährt Altvater in dem zweiten Bändchen: „Engels neu entdecken“.

Auf den ersten Blick mag die große Bedeutung überraschen, die der Autor der Schrift „Dialektik der Natur“ zumisst. Er entwickelt folgende Argumentation: Lässt sich die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft als dialektischer Prozess verstehen, dann gehört dazu auch das Verhältnis des Menschen zur Natur. In dem Maße, in dem Erster Letztere zu beherrschen versucht und vermag, ist auch sie dieser Dialektik unterworfen. Mit dem inzwischen kurrent gewordenen Begriff des „Anthropozän“ (Engels neu entdecken, 47) kann derjenige der Dialektik verbunden werden, vollends nachdem sich dieses zum „Kapitalozän“ weiterentwickelte. (Ebd., 65)

Auch hier gilt: Engels' Text ist Ausgangspunkt für Überlegungen, die in

ihm noch nicht entfaltet sein können. Eine ausschließlich philologisch-historische Betrachtungsweise wird diese dort nicht finden. Liest man die von Altvater herangezogene nachgelassene Schrift von Engels zur Gänze, stößt man denn doch auf lange Kapitel, in denen eine Ontologisierung der Dialektik nahe liegt. Hierzu gehören die Ausführung zu Chemie, Elektrizität und Mathematik. Nicht sie sind die naturwissenschaftlichen Leitdisziplinen von Engels gewesen, sondern die Evolutionslehre, also ein Zweig der damals zeitgenössischen Biologie. Deren Ansatz wird auch noch fruchtbar in „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“. Ein Anspruch, ihn auf die gesamte belebte und unbelebte Natur auszudehnen und ihn gar zum methodischen Leitfaden aller Naturwissenschaften zu machen, ist bei Engels weder zu übersehen noch weiterführend.

In der „Dialektik der Natur“ wird ein erster Kampf gegen den Positivismus geführt. Altvater druckt aus diesem Buch den Abschnitt „Die Naturforschung in der Geisterwelt“ nach. Hier wird erzählt, wie hervorragende Empiriker außerhalb ihres Fachs durch ausschließliche Orientierung an unmittelbar scheinbar Beweisbarem auf spiritistische Bluffs hereinfließen. Unter der Theorie, deren Abwesenheit anfällig für Humbug mache, wird hier einzig die dialektische verstanden. Der Kritische Rationalismus des 20. Jahrhunderts erklärte gerade diese zur Geisterseherei.

Altvater nimmt auch den Text „Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen“ in seinen Band auf. Hier bewegt sich Engels auf sichererem Gebiet als in seinen Ausführungen zu

Mathematik, Physik und Chemie, nämlich auf dem der prähistorischen Anthropologie in der Nachfolge von Lewis H. Morgan. Wie sehr dessen Werk inzwischen auch überholt sein mag, so bleibt die Orientierung an der Evolutionstheorie doch fruchtbar. Dagegen lässt sich die These aus der „Deutschen Ideologie“, es gebe „nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte“ (MEW 3, 18), von Engels – und auch von Altvater? – beibehalten, für einen Teil der Naturwissenschaften offenbar doch nicht verifizieren. Der Fortgang des Zitats hätte warnen können: „Die Geschichte kann von zwei Seiten aus betrachtet, in die Geschichte der Natur und die Geschichte der Menschen abgeteilt werden. Beide Seiten sind indes nicht zu trennen; solange Menschen existieren, bedingen sich Geschichte der Natur und Geschichte der Menschen gegenseitig. Die Geschichte der Natur, die sogenannte Naturwissenschaft, geht uns hier nicht an; auf die Geschichte der Menschen werden wir indes einzugehen haben, da fast die ganze Ideologie sich entweder auf eine verdrehte Auffassung dieser Geschichte oder auf eine gänzliche Abstraktion von ihr reduziert.“ Wie sich „Geschichte der Natur und Geschichte der Menschen“ gegenseitig bedingen: das Interesse daran leitet Altvaters Arbeiten seit Jahrzehnten und hier auch seinen Rückgriff auf Engels. In der „Deutschen Ideologie“ ging diesen „die sogenannte Naturwissenschaft“ vorläufig „nicht an“, wohl aus pragmatischen Gründen: Konzentration auf Ideologiekritik. Die spätere isolierte Behandlung von Teilgebieten unter dem Aspekt der „Dialektik der Natur“ führte nicht

weiter und hat wohl deshalb dazu geführt, dass dieser Versuch nicht abgeschlossen wurde, nur Fragmente entstanden und zunächst ebenso in Engels' Nachlass verschwanden wie große Teile des „Kapital“ in dem von Marx.

Elmar Altvaters beide Entdeckungsbände blicken vom einundzwanzigsten Jahrhundert ins neunzehnte. Hierbei blieben die Aspekte des Werks von Marx und Engels unbeachtet, die für die Gegenwart nicht relevant erscheinen. Dazu gehört die These vom Proletariat als revolutionärem Subjekt, immerhin das Kernstück wenn nicht des Historischen Materialismus, so doch dessen, was als Marxismus bezeichnet wird. In Marx' Einleitung „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ von 1844 wird sie ebenso festgeschrieben wie im „Manifest der Kommunistischen Partei“. Sie bleibt im „Kapital“ präsent, ist dort aber weniger zentral als in den politischen Schriften und in den Briefen von Engels. Selbst dessen militärwissenschaftliche Studien haben einen Zusammenhang mit ihr. Er betrieb sie nicht nur zur Analyse internationaler, sondern auch innenpolitischer Kräfteverhältnisse. Noch in seinem so genannten politischen Testament, der Einleitung zu Marx' „Klassenkämpfen in Frankreich“ (1895), sind im Kriegshandwerk ausgebildete klassenbewusste Proletarier, sobald sie die Mehrheit der Wehrpflichtigen bilden, eine Voraussetzung für das Gelingen der letzten Auseinandersetzung.

Sinnvollerweise fehlt dies alles in den beiden Bänden von Elmar Altvater, denn es ist gegenwärtig unerheblich. Zur Lebendigkeit des Werks von Karl Marx und Friedrich Engels gehört,

dass je nach Zeitlage immer wieder neue Teile Anknüpfungen bieten, während andere momentan oder auch für immer steril wirken. In diesem sich (hoffentlich) stets erneuernden Rezeptionsprozess stellen Altvaters Angebote Durchgangsstationen dar.

Georg Fülberth

## Formwandel des Kapitalismus

*Wladimir Iljitsch Lenin, Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus. Gemeinverständlicher Abriss. Kritische Neuauflage mit Essays von Dietmar Dath und Christoph Türcke, herausgegeben und kommentiert von Wladislaw Hedeler und Volker Külow, Verlag 8. Mai, Berlin 2016, 356 S., 24 Euro*

Lenins vor 100 Jahren erschienene Broschüre gehört zu den politisch wirkungsmächtigsten Texten des 20. Jahrhunderts. Das Verdienst der vorliegenden Neuauflage besteht darin, den vielfach kanonisierten Text wieder in seinen konkreten historischen Zusammenhang gestellt zu haben. Dass dies notwendig ist zeigt ein Blick in die entsprechende Sekundärliteratur, in der in aller Naivität der Titel oft mit „höchstes“ oder „letztes“ Stadium des Kapitalismus angegeben wird.<sup>1</sup> Tatsächlich trug Lenins

<sup>1</sup> Dies tut auch Elmar Altvater in einer ansonsten gelungenen Besprechung des vorliegenden Buchs (jW, 2/3. 4. 2016), in der es heißt: „Das Jahrhundertwerk von Lenin über den Imperialismus als „höchste“ oder – je nach Übersetzung – „letzte“ Stufe des Kapitalismus ist herausragend“. Die Gleichsetzung der Worte „höchste“ und „letzte“ hat aber nichts mit Übersetzungsproblemen zu tun, sondern ist Ausdruck ei-

Broschüre bis 1931 – seither heißt es einheitlich „höchstes Stadium“ (284) – mehrere Titel, wie im vorliegenden Werk dokumentiert: „jüngste Etappe“ (276) oder auch „neueste Etappe“ (Abbildung Tafel XX), niemals aber „letzte Stufe“. Das ist, wie u.a. eine kleine Debatte in der DKP gezeigt hat<sup>2</sup>, insofern von Bedeutung, als die Gleichsetzung von „höchstes“ und „letztes“ Stadium unterstellt, Lenin sei der Meinung gewesen, mit der von ihm beschriebenen Entwicklungsstufe sei der „Formwandel des Kapitalismus“ (35) zu einem Ende gekommen.

Die Gleichsetzung des Ausdrucks „höchstes“ und „letztes“ Stadium findet sich sowohl in populären sozialistischen Handbüchern wie in anti-kommunistischen Machwerken. Tatsächlich aber ging es Lenin nicht um irgendwelche geschichtsphilosophischen Überlegungen über die allgemeine Entwicklungsfähigkeit des Kapitalismus, sondern um die Analyse einer konkreten historischen Situation, wie er schon im 1915 verfassten Vorwort zu Bucharins Buch „Weltwirtschaft und Imperialismus“ geschrieben hatte: „Das Problem des Imperialismus ist nicht nur eines der wesentlichsten, sondern, man kann sagen, das wesentlichste Problem auf dem Gebiet der Wirtschaftswissenschaften, das den Formwandel des

Kapitalismus in jüngster Zeit zum Gegenstand hat.“ (35) Lenin zu unterstellen, dass es keinen weiteren Formwandel des Kapitalismus geben könne, dass der von ihm empirisch beschriebene Monopolkapitalismus vom Beginn des 20. Jahrhunderts als Grundlage des Imperialismus keinen weiteren Veränderungen unterliegen könne, erscheint vor dem Hintergrund seiner empirischen Methode geradezu grotesk.

Indem die Herausgeber Lenins Arbeit in den Kontext der ökonomischen Debatten am Beginn des 20. Jahrhunderts stellen und neben dem Text der Broschüre auch einige weitere einschlägige Veröffentlichungen (Lenins Vorwort zu Bucharins „Weltwirtschaft und Imperialismus“, den Text zur „Spaltung des Sozialismus“ und das Manifest des Basler Sozialistenkongresses von 1912) einschließen, heben sie die wirkliche historische Bedeutung und originäre Leistung Lenins hervor: Diese besteht in erster Linie nicht in der Analyse des ökonomischen Formwandels hin zum Monopolkapitalismus – das haben auch andere, nicht zuletzt Bucharin und Luxemburg, getan –, sondern in der Verbindung von ökonomischer und politischer Analyse. Insbesondere die enge Zusammenarbeit mit Bucharin – wobei es durchaus zeitweilig Konflikte zwischen Lenin und Bucharin gegeben hat – ist, wie Hedeler/Külow zeigen, eine wichtige Grundlage für die Entstehung von Lenins Schrift gewesen (216/217). Lenins Arbeit zeigt exemplarisch, wie politische Orientierungen auf der nüchternen Analyse einer konkreten ökonomischen und politischen Situation begründet werden müssen, was

---

ner politischen Instrumentalisierung von Lenins Broschüre, um die Epoche seit der Oktoberrevolution als Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus bestimmen zu können. Das hat sich bekanntlich spätestens seit 1989/91 als Irrtum herausgestellt.

<sup>2</sup> [www.kommunisten.de](http://www.kommunisten.de) (Lenin und der Imperialismus), 30. 6. 2016.

sich sowohl von einer simplen ‚ökonomischen‘ Ableitungslogik unterscheidet als auch von der isolierten Betrachtung politischer Prozesse. Die Herausgeber zitieren zustimmend das Urteil Georg Lukács von 1924, der hervorhebt, dass Lenins Imperialismusauffassung einerseits „wenig wirklich Neues“ enthält, andererseits aber gleichzeitig eine „bedeutende theoretische Leistung“ darstelle: „Lenins Überlegenheit besteht darin – und dies ist eine theoretische Großtat ohnegleichen –, daß es ihm gelungen ist, *die ökonomische Theorie des Imperialismus restlos mit allen politischen Fragen der Gegenwart konkret zu verknüpfen* (Hervorhebung im Original); die Ökonomik der neuen Phase zu einer Richtschnur für sämtliche konkreten Handlungen in der so entscheidenden Umwelt zu machen.“ (233). Lenin hat keineswegs eine Art ökonomischer Zusammenbruchstheorie entwickelt – die von ihm in einer konkreten historischen Situation konstatierten Fäulnistendenzen des Kapitalismus ergeben sich nur aus der zusammenfassenden Analyse von ökonomischen *und* politischen Verhältnissen. Wenn Lenin sich heftig und polemisch gegen Kautskys Vorstellungen eines „friedlichen Kapitalismus“ bzw. „friedlichen Ultraimperialismus“ wendet (38), denn geht es immer auch um Kritik an der Verabsolutierung ökonomischer Tendenzen, an der Trennung von Ökonomie und Politik in den politischen Auseinandersetzungen. Der isolierte Bezug auf Lenins Epochenbeschreibung als quasi zeitlos gültig, dessen Übernahme, auch nachdem sich spätestens mit der Konsolidierung des Kapitalismus nach dem Ende des Zweiten Welt-

kriegs die politische Situation grundlegend geändert hatte, übersieht die eigentlich innovative Leistung Lenins.

Der untrennbare Zusammenhang zwischen ökonomischer und politischer Betrachtung wird implizit auch durch die beiden am Anfang des Buches stehenden Essays deutlich, die gegensätzlicher kaum sein könnten. Dietmar Dath, der sich positiv auf Lenin bezieht, diskutiert das Verhältnis von Theorie und Praxis und wendet sich dagegen, Lenin zum „Professor für Globalökonomie“ zu verklären (17) – was nichts anderes heiße, als eine Seite von Lenins Broschüre, nämlich die Erfassung bestimmter ökonomischer Merkmale des zeitgenössischen Kapitalismus, von der politischen Analyse einer bestimmten historischen Situation zu trennen. Dath verweist darauf, dass dies auch bestimmte Züge der aktuellen Marx-Renaissance prägt: Die Analyse des Kapitalismus in einen Gegensatz zur Politik seiner Überwindung zu setzen. Genau dies tut der Essay von Christoph Türcke, der zwischen Lenins ökonomischer Analyse (zutreffend) und politischen Schlussfolgerungen (katastrophal) unterscheidet: „Lenin bietet einen verblüffend prägnanten Begriff jenes Imperialismus, dessen globale Deregulierung wir erleben. Nur die Entspannung dieses Begriffs in eine starre Konzeption unaufhaltsamen historischen Fortschritts war fatal. Dabei hatte Lenin diese Konzeption eigentlich selbst schon untergraben, als er als „höchstes Stadium des Kapitalismus“ ausgerechnet dessen imperialistische „Stagnation und Fäulnis“ erachtete. Fäulnis und stete Höherentwicklung reimen sich schlecht.

Aber Lenin war der Vieldeutigkeit seines eigenen Fäulnisbegriffs nicht gewachsen. Er nahm ihn einzig als Indiz für den bevorstehenden Sozialismus wahr – und las daraus die Berechtigung, alles zu tun, um diesem zum Sieg zu verhelfen.“ (30) Genau nicht, möchte man Türcke entgegenhalten: Stagnation und Fäulnis ist kein Begriff allein der „ökonomischen Höherentwicklung“ – es ist ja gerade diese abstrakte Auffassung von ökonomischen Prozessen, die Lenin bei Kautsky und anderen als unmarxistisch kritisiert. Der Sozialismus stand Lenin zufolge nicht aus allein ökonomischen Gründen auf der Tagesordnung, sondern aus dem Zusammenhang ökonomischer und politischer Widersprüche, deren Ausdruck der Erste Weltkrieg war. Die Verabsolutierung seiner Epochenbeschreibung, deren Einordnung in eine Konzeption des unaufhaltsamen Fortschritts zum Sozialismus, erfolgte viel später, als man den Text aus seinem historischen Kontext löste. Lenin war gerade nicht Opfer einer Vorstellung „des unaufhaltsamen historischen Fortschritts“ (31), wie Türcke behauptet; wäre er das gewesen, dann hätte er ja nach dem Muster der II. Internationale geruhsam Kautskys Ultraimperialismus abwarten können. Ob mit Lenin „die Schreckensherrschaft“ ihren Anfang nahm, wie Türcke behauptet, steht auf einem ganz anderen Blatt, ist jedenfalls keine Folge von Lenins Analyse.

Der Text der Broschüre selbst folgt dem Band 22 von Lenins Werken des Dietz-Verlags, wobei der Fußnotenapparat ergänzt wurde und an einigen Stellen auf Übersetzungsprobleme aufmerksam gemacht wird (297).

Abgerundet wird das Buch durch die Darstellung der Entstehungsgeschichte, in der Hedeler und Külow detailliert (manchmal etwas detailverliebt) sowohl politische Hintergründe als auch veröffentlichungstechnische Zusammenhänge schildern. Lenin als Person erscheint dabei nicht immer sympathisch – so wird ihm von zeitgenössischen Beobachtern vorgeworfen, dass er politische Gegner persönlich verunglimpfte und politische Fehleinschätzungen sehr schnell mit Verrat und Ehrlosigkeit gleichsetzte. (214) Hedeler/Külow untersuchen allerdings nicht, ob dies Lenins spezieller Stil war oder Ausdruck einer vorherrschenden Diskussions(un)kultur. Abgesehen davon ist der Kommentar vor allem deshalb wertvoll, weil er den politischen Kontext herstellt, in dem die Arbeit entstanden ist und damit zeigt, wie falsch es ist, sie als überhistorische Analyse des modernen Kapitalismus zu kanonisieren. Kernpunkt ist die Analyse des Ersten Weltkriegs als imperialistische Auseinandersetzung, d.h. als Ausdruck von letzten Endes ökonomisch bedingten Prozessen, bei denen es keine schuldigen oder unschuldigen Länder gibt, bei der sich Parteinahme für die eine oder andere Seite, also „Sozialchauvinismus“, verbietet. Eine solche nüchterne Analyse wäre auch in der heutigen Weltlage angebracht – statt des auch unter Linken vorzufindenden „Moralchauvinismus“.

Besondere Aufmerksamkeit widmen die Herausgeber Lenins Exzerpten in den „Heften zum Imperialismus“. Diese ansonsten wenig zur Kenntnis genommenen Vor- und Nacharbeiten (Lenin führte die Hefte zwischen Herbst 1914 bis Frühjahr 1917) zei-

gen nicht nur, welche Fülle von Material Lenin verarbeitet hat. Wichtig noch sind Textexzerpte, die sich mit der Zukunft des Kapitalismus befassen: So kommentiert Lenin Passagen aus Hobsons Werk, die sich mit der Zukunft Chinas auseinandersetzen, mit der Bemerkung „China kann erwachen“. Hobson beschreibt hier die heute Realität gewordene Möglichkeit, „daß China ... den Spieß gegen die westlichen Industrieländer umkehren – und deren Kapital und Organisatoren übernehmend, oder, was wahrscheinlicher ist, sie durch eigene ersetzend (! JG) – die *Märkte der westlichen Länder* mit seinen billigen Erzeugnissen *überschwemmen* könnte ...“ (Hervorhebung im Original) (255). Dass der Kapitalismus ganz neue Formen annehmen könnte, war Lenin also durchaus bewusst und diskussionswürdig.

Auch wenn man nicht jede Einschätzung der Herausgeber teilen muss – sie haben Lenins wichtigen Text wieder in jenen Kontext gestellt, in der er jenseits von dogmatischen Versteinerungen und legitimatorischer Indienstnahme wieder genutzt werden kann zur Analyse einer konkreten historischen Situation, einer Situation allerdings, die sich von Lenins Zeit grundlegend unterscheidet.

Jörg Goldberg

## Duncker-Briefe

*Käte und Hermann Duncker. Ein Tagebuch in Briefen (1894-1953). Hrsg. v. Heinz Deutschland u. Mitarb. v. Ruth Deutschland. Inklusive USB-Card mit dem vollständigen Briefwechsel (= Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus Bd. XX,*

*hrsg. v. Klaus Kinner), Karl Dietz Verlag, Berlin 2016, 605 S., 49,90 Euro ISBN 978-3-320-02314-0.*

Es ist kaum vorstellbar – Käte und Hermann Duncker haben in der Zeit von Juli 1894 bis September 1941 eine gegenseitige Korrespondenz geführt, die 3606 überlieferte Briefe und Postkarten umfasst. 213 von ihnen wurden für den vorliegenden Band ausgewählt. Die überwiegende Mehrheit (2152 Texte) sowie 630 Briefe an die Kinder und Freunde sowie weitere Dokumente wurden auf einer der Publikation beigefügten USB-Card gespeichert. Ein halbes Jahrhundert erstet plastisch vor unseren Augen, widergespiegelt im Gedankenaustausch zweier engagierter, der Arbeiterbewegung eng verbundener Zeitgenossen. Den Informationsreichtum dieser Edition in einer Rezension vorzustellen, ist eine Aufgabe, an der jeder Autor scheitern muss. Hier lassen sich nur Zeichen setzen und Neugier wecken.

Die Vorstellung der beiden Briefeschreiber erfolgt nicht durch biografische Skizzen des Herausgebers, sondern anhand selbstgeschriebener Lebensläufe Käte Dunckers und eines von ihr verfassten Lebenslaufes ihres Mannes, also auch mit Dokumenten von hoher Authentizität. Was ansonsten zum Verständnis des Lebensweges der beiden Dunckers und der in ihren Briefen erwähnten Ereignisse und Personen vonnöten ist, wird in einer Fülle von Fußnoten dargeboten. Mit eingestreuten Exkursen werden wesentliche Zusammenhänge hergestellt, anhand anderer Quellen Zeiten überbrückt, in denen die Korrespondenz spärlicher fließt, und wichtige Wegbegleiter der Dunckers vorgestellt. Erst am Ende des Bandes hat

der Herausgeber – längere Zeit Assistent Hermann Dunckers an der Gewerkschaftshochschule in Bernau – persönliche Erinnerungen eingespeist. Am Anfang stehen die ersten Botschaften, die Herr Hermann Duncker und Fräulein Käte Doell austauschten, die jedoch bald zum vertrauensvollen Du übergingen. Da sind zwei junge Menschen bei der Selbstfindung, auf der Suche zueinander und beim Ergründen ihres Platzes in der Gesellschaft. Weil selbst nach der 1898 erfolgten Verheiratung beide Partner durch Studium, Beruf, Krieg und Verfolgung häufiger entfernt von einander als zusammen wohnen und leben, überbrücken sie die Trennung durch ihre intensive Korrespondenz, bei der Persönliches und Gesellschaftliches einander durchdringen. Immer wieder versichern sie sich ihre große Zuneigung und enge Verbundenheit, die auch nicht zerbricht, als Hermann seiner Frau beichtet, ein uneheliches Kind in die Welt gesetzt zu haben. Beide Ehepartner informieren sich regelmäßig über ihre Aktivitäten in der sozialistischen Bewegung, stets mit kritischem Blick auf ihre Umgebung, nicht selten mit despektierlichen, mitunter wohl auch etwas vorschnellen Äußerungen über ihre Parteigenossen, nicht zuletzt die oberen Funktionäre. Sie tauschen ihre Gedanken über Literatur, Musik, bildende Kunst, Schule und Pädagogik aus. Kätes Engagement für die Rechte der Frauen und Hermanns Erfahrungen als Wanderlehrer und marxistischer Aufklärer ziehen sich durch den gesamten Briefwechsel. Unmöglich – dies über die Jahrzehnte hinweg im Einzelnen aufzulisten. Natür-

lich sind die Freude am Gedeihen der Kinder wie auch die Sorgen, die sie den Eltern mitunter bereiteten Dauerthema. Und immer wieder das leidige Geld, das allzu oft knapp ist.

Je mehr sich beide in der deutschen Sozialdemokratie engagieren und an den politischen und gewerkschaftlichen Kämpfen teilnehmen, desto stärker treten die realen Geschehnisse des Klassenkampfes in den Vordergrund. Der Hamburger Hafentarbeiterstreik zur Jahreswende 1896/1897 ist das erste gravierende Ereignis, das von Käte anschaulich und mit emotionaler Anteilnahme beschrieben wird. Der Tod Wilhelm Liebknechts ist für Hermann Anlass für eine Würdigung seiner Persönlichkeit und seiner Rolle in der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung, während uns Käte anschaulich die unter enormer Anteilnahme der Arbeiterbevölkerung erfolgte Beisetzung beschreibt. Die offiziellen Berichte über die Zweite Internationale Konferenz Sozialistischer Frauen in Kopenhagen (1910) findet in Kätes Schilderungen ihre anschauliche Ergänzung. Ähnliches gilt für den Jenaer Parteitag der SPD, auf dem Käte auftritt. Dies mag beispielhaft für den Aussagewert des gesamten Briefwechsels stehen. Wer nur die Printauswahl zur Kenntnis nimmt, könnte meinen, wichtige Ereignisse wie die Revolution in Russland von 1905-1907 habe sie nicht bewegt. Eine Navigation mit der USB-Card belehrt eines Besseren.

Einen hohen Aussagewert besitzt die zwischen den Dunckers geführte Korrespondenz während des Ersten Weltkrieges – er trotz fortgeschrittenen Alters und schlimmer Sehbehinderung als Landsturmmann an der Front, sie

in den Nöten des Krieges für den Lebenserhalt der Familie aufopfernd sorgend und sich zugleich mit aller Kraft dem Antikriegskampf widmend. Es gibt nicht allzu viele Zeugnisse, die den barbarischen Charakter des Krieges so ungeschminkt und eindringlich bloßlegen, wie diese Briefe Hermanns an seine Frau Käte. Und die Geschichte der deutschen Linken lässt sich fürderhin nicht erklären, ohne die Briefe einzubeziehen, die Käte an ihren Mann richtete – als Genossin die nach der Verhaftung Karl Liebknechts, Rosa Luxemburgs, Ernst Meyers und anderer Mitstreiter die organisatorischen und politischen Verbindungen unter den Spartakusleuten aufrechterhielt. Die ergiebigsten Teile dieser Korrespondenz wurden bereits vor einem Jahrzehnt veröffentlicht.<sup>1</sup>

Dass während des Höhepunktes der Novemberrevolution kein Briefwechsel stattfindet, kann nicht überraschen, denn da stehen beide mitten im Geschehen. Der Herausgeber hat in einem Exkurs anhand anderer Quellen ihre Rolle in dieser Revolution reflektiert. Dafür bietet die Korrespondenz der Folgezeit manch bedenkenwertes Replik auf das revolutionäre Geschehen, seine Ergebnisse, deren Ursachen und Folgen. Die Dunckers, bemüht, die kommunistischen Überzeugungen von Luxemburg und Liebknecht hochzuhalten und das Erbe von Marx und Engels weiterzutragen, haben unter den Querelen und Richtungskämpfen in-

nerhalb der KPD regelrecht gelitten.

Einen aufschlussreichen Komplex bilden die während des ersten Aufenthalts der Dunckers in der Sowjetunion an die Kinder versandten Briefe, in denen sie ihre Eindrücke, vor allem aber ihre Begegnungen mit Sowjetbürgern beschreiben. Umso größer ist die Empörung über den Abschluss des sogenannten Hitler-Stalin-Paktes. Hermann Duncker ist entsetzt und vergleicht die Befürworter dieses Paktes innerhalb der KPD mit den Burgfriedenspolitikern vom August 1914. Hat er im Gegensatz zu seiner Frau, die Stalin als den „wahnsinnigen ‚Alten‘“ bezeichnet, zunächst noch den offiziellen Berichten über die Moskauer Schauprozesse vertraut, so sieht er sich nun einem Ereignis gegenübergestellt, für das ihm jegliches Verständnis fehlt. Die für die Dunckers selbstverständliche, bis in ihre frühen Jahre zurückreichende enge Verbundenheit mit den russischen Revolutionären und dann mit dem Sowjetstaat wird auf eine harte Probe gestellt, da ihr Sohn Wolfgang – trotz intensiver Bemühungen besonders seiner Mutter – im Gefolge des Stalinschen Terrors ums Leben kommt. Und als ob dies des Unglücks nicht genug wäre, begeht ihr Sohn Karl in den USA Selbstmord.

Etwas erstaunlich, dass im Briefwechsel die faschistische Gefahr zwar im Jahre 1923 auftaucht, aber die Auseinandersetzung mit Wesen und Erscheinungsformen des Hitlerfaschismus erst relativ spät massiv thematisiert wird. Das findet seine Erklärung darin, dass Hermann fast das ganze Jahr 1933 inhaftiert ist, nach seiner Freilassung beide Dunckers einige Jahre zusammenwohnen und erst als beide

<sup>1</sup> „Ich kann nicht durch Morden mein Leben erhalten“. Briefwechsel zwischen Käte und Hermann Duncker 1915-1917, hrsg. v. Heinz Deutschland, Bonn 2005.

getrennte Wege ins Exil gefunden haben, ein freier schriftlicher Gedankenaustausch wieder möglich wird. Dann jedoch begegnen wir schärfsten Verurteilungen der nazistischen Aggressions- und Vernichtungspolitik und selbst in den trübsten Stunden Überlegungen zu Deutschlands Zukunft. Der Briefwechsel endet im Wesentlichen mit dem Jahre 1941, weil von da an die Duncers ihre meiste Zeit gemeinsam verbringen und unter einem Dache wohnen. Was für die Nachkriegszeit Wichtiges überliefert ist, findet sich in Briefen an Verwandte und Bekannte und in einem ausklingenden Exkurs des Herausgebers über die letzten Lebensjahre der Duncers.

Nur mit größtem Respekt lässt sich die herausragende akribische wissenschaftliche Leistung würdigen, die für die Verwirklichung eines solchen editorischen Großprojekts notwendig ist. Heinz Deutschland hat als Herausgeber – unterstützt von seiner Frau und das Wissen vieler Kollegen nutzend – über Jahrzehnte hinweg ein enormes Arbeitspensum bewältigt. Aber ist nicht auch ein wenig zu beneiden, wer sich solch einer Aufgabe widmen darf?

Günter Benser

## Revolution und Evolution

*Ernst Engelberg. Evolution und Revolution in der Weltgeschichte. Wie bewegt sich, was uns bewegt? Essen: Neue Impulse Verlag, 2015, 255 S., 14,75 Euro.*

Es ist ein Glücksfall, dass der Sohn des Historikers Ernst Engelberg (1909-2010), Achim Engelberg, selbst Historiker ist und es sich zur

Aufgabe gemacht hat, den Nachlass seines Vaters aufzuarbeiten. Noch zu Lebzeiten Ernst Engelbergs erschien zu dessen 100. Geburtstag die von Achim Engelberg herausgegebene Aufsatzsammlung „Die Deutschen. Woher wir kommen“, 2012 die vom Sohn fertig gestellte Familienbiographie „Die Bismarcks“. Bereits ein Jahr später erschien im Franz-Steiner-Verlag unter dem Titel „Wie bewegt sich, was uns bewegt? – Evolution und Revolution in der Weltgeschichte“ eine von Achim Engelberg herausgegebene und in die vorliegenden Textform gebrachte Kompilation aus veröffentlichten und unveröffentlichten *theoretischen* und *methodologischen* Schriften des Vaters, die nun – ergänzt um ein Geleitwort Robert Steigerwalds, drei Beiträge für die Marxistischen Blätter und die Trauerrede, die Ernst Engelberg 1992 auf der Beerdigung Jupp Schleifsteins gehalten hatte – in einer Lizenzausgabe des „Neue Impulse Verlags“ vorliegt<sup>1</sup>.

Geschichtswissenschaft erscheint bei Engelberg zuvörderst als die Wissenschaft von Revolutionen und sozialer Evolution: „Im weiteren Sinne ist die Evolution Synonym für die Gesamtentwicklung der Menschheit. Im Unterschied zur Revolution, die die Gesellschaft in relativ kurzer Zeit zu etwas qualitativ neuem führt, handelt es sich bei der Evolution im engeren Sinne um quantitative, sich allmählich vollziehende gesellschaftliche Prozesse.“ (30) Charakteristisch für

<sup>1</sup> 2015 erschien zudem der gleichfalls von Achim Engelberg herausgegebene Briefwechsel zwischen dem Verleger Wolf Jobst Siedler und Ernst Engelberg.

Engelbergs Denken ist dabei, dass er beide Begriffe nicht schlechthin als Gegensatz begreift. Zwar sei der Evolutionsbegriff „mit der Großen Französischen Revolution“ aufgenommen, „um eine Alternative zur bewussten, gewollten und meistens gewaltsamen Revolution zu kennzeichnen“, gleichwohl sei eine „starre“ Entgegensetzung beider Begriffe verfehlt: „Die Evolution mit ihren Widersprüchen ökonomischer, sozialer und ideologischer Art bereitet die Revolution in Inhalt und Form vor, wie diese wiederum die ihr folgende Evolution bestimmt.“ (30) In diesem Wechselspiel evolutionärer Entwicklungen und revolutionärer Umbrüche sieht Ernst Engelberg nicht nur ein Instrument, die Übergänge zwischen großen historischen Gesellschaftsformationen zu erklären, sondern zugleich Kategorien zur Analyse der inneren Dynamiken sozialer Wandlungsprozesse innerhalb einer Gesellschaftsformation.

Engelbergs Lesart des Historischen Materialismus geht *einerseits* von einem komplexen Begriff der historischen Formation aus, den er im Rekurs auf Marxens berühmte Metapher von der politischen Ökonomie als Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft präzisiert: „Wenn schon die Ökonomie als die Anatomie einer Gesellschaft angesehen wird, so hat man, im Bilde bleibend, daran erinnert, dass sie allein den lebendigen Körper nicht ausmacht, dieser jedoch ohne anatomisches Gerüst nicht existenzfähig ist, ebenso wie die Anatomie allein keine Medizin ausmacht, aber ohne sie die Wissenschaft von der Medizin unfruchtbar bliebe.“ (27) Andererseits – hier steht die

gleichfalls den Anatomiebegriff bemühende Formulierung Marxens Parte, der zufolge die Anatomie des Menschen diejenige des Affen begründe – reflektiert Engelberg, dass die historiographischen Instrumente materialistischer Geschichtsschreibung ihren historischen Ort in jener Periode haben, in der sich die bürgerliche Gesellschaft etablierte: „Begriffe wie Revolution und Evolution, die Kämpfe und Erfahrungen der neueren Geschichte, insbesondere seit der Großen Französischen Revolution, erweisen sich als geeignet, Strukturen und Entwicklungen früherer Gesellschaftsformationen im Vergleich in ihren charakteristischen Unterschieden wie in ihrer Gleichheit zu erkennen.“ (33)

Nicht zuletzt aufgrund seines eigenen Forschungsschwerpunkts, der Geschichte der Entstehung und Etablierung des deutschen Kaiserreichs mit besonderem Akzent auf das Wirken Bismarcks, steht im Mittelpunkt von Engelbergs revolutionstheoretischem Denken die Kategorie einer „Revolution von oben“. Weil Engelberg diesen Begriff ernst nimmt und nicht als bloße Metapher für beliebige Formen einer Modernisierungsdiktatur begreift, bereichern seine diesbezüglichen Überlegungen das Verständnis sozialer Transformationsdynamiken auch über den konkreten Fall der Vor- und Frühphase des deutschen Kaiserreichs hinaus. Zentral für Engelbergs Verständnis des Begriffs ist hierbei sein Festhalten am – jede nationalgeschichtliche Verengung transzendierenden – Periodisierungsbegriff einer *Revolutionsepoche*, die von z. T. höchst unterschiedliche Typen von Revolution

(ökonomischen, sozialen, politischen, totalen und sektoralen) ebenso gekennzeichnet sei wie von Ungleichzeitigkeiten in der Abfolge revolutionärer und restaurativer Phasen. Engelberg hebt hervor, dass der Begriff der Epoche nur dann sinnhaft sei, „wenn er sich nicht auf ein Land beschränkt, sondern sich auf kontinentale, gar weltweite Ausmaße erstreckt“ (64). Im Kontext des bürgerlichen Revolutionszyklus, dessen Anfänge freilich bereits in den frühbürgerlichen Erhebungen – Engelberg verweist hier insbesondere auf die Bedeutung der Reformation – lagen, habe sich die Französische Revolution als „Leitrevolution mit Kettenreaktion“ erwiesen (62). Erst in diesem größeren Gesamtkontext werde die Bedeutung der Bismarckschen Gründung des Norddeutschen Bundes 1866 und der mit ihm verbundenen Verletzung tradierten Rechts als „Revolution von oben“ begrifflich: „Verkürzt könnte man sagen: Die Große Französische Revolution war die klassische Revolution von unten, die preußisch-deutsche Umwälzung der Jahre 1866-1871 die klassische Revolution von oben, die den Industriekapitalismus mit all seinen sozialen Implikationen ungemein beschleunigte.“ (76) Von dieser Feststellung ausgehend formuliert Engelberg einen ausführlichen Definitionsversuch: „Die Revolution von oben ist wie jede andere Revolution bestrebt, die Widersprüche zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, zwischen Basis und Überbau, zu lösen. In der Revolution von oben sind die Führungskräfte zumindest ein Teil der bisher herrschenden Klasse oder

die aus diesen hervorgegangenen Diktatoren oder autoritäre Führer. Die Führungskräfte handeln in Anpassung an die neu sich herausbildenden Verhältnisse und unter dem ökonomischen und politischen Druck des fortgeschrittenen Auslands, aber auch einer drohenden Revolution von unten. Die Revolution von oben, die einen mehr oder weniger gewaltsamen Bruch mit den bisherigen politischen Institutionen, oft in Form eines Bürger- oder Verteidigungskrieges, vollzieht, ist die für die Massen ungünstigste Form der revolutionären Ablösung einer Gesellschaftsformation durch eine andere. Der Grad der Freiheitsrechte hängt vom Grad der selbständigen Organisation und Aktion aller fortschrittlichen Klassen in der Vorbereitung, Durchführung und Vollendung der Revolution von oben ab.“ (97f.) Gerade diese Mechanismen verdeutlichen das dynamische und komplexe Bild, das Engelberg von gesellschaftlicher Entwicklung zeichnet – ein Bild freilich, in dem die großen Entwicklungszüge der Geschichte ebenso plastisch geschildert werden, wie die Mikroperspektive der einzelnen historischen Biographie, in der soziale Umbrüche sich personal verdichten. Nicht zufällig wurde Engelberg zu Recht berühmt durch seine große zweibändige Bismarck-Biographie<sup>2</sup>. Auch dies gilt es festzuhalten: Engelberg fragt auch nach den ästhetischen Maximen von Historiographie. Ohne dabei – wie mancher Modeau-

<sup>2</sup> Gerade auch zum Darstellungsproblem historischer Biographien enthält der Band zwei äußerst gewinnbringende Aufsätze, die in der vorliegenden Rezension nicht berücksichtigt werden können.

tor – historische Objektivität in ein Sammelsurium beliebiger „Geschichten“ aufzulösen, weiß Engelberg doch, dass Geschichte *erzählt* werden muss.

Wie Achim Engelberg in seinem Nachwort festhält erlebte sein Vater „ein sechs mal politisch verschieden strukturiertes Deutschland [...] da war das Kaiserreich, die Weimarer Republik, die Nazi-Diktatur, die DDR, die BRD und das neuvereinte Deutschland. Dazu kamen die Exilländer: die Schweiz und die Türkei. Natürlich wirkte sich das auf seine Publikationen aus.“ (205) Tatsächlich gehört Engelberg zu jenen Historikern, die aus dem Vollen eigener Erfahrung schöpfen können. Historische Prozesse erscheinen bei ihm nicht als Abstraktionen, sondern als lebendige Prozesse. Ein Verdienst des Bandes ist es auch einen Teil jener raren Texte zugänglich zu machen, in denen Engelberg den Niedergangsprozess der DDR zu verarbeiten sucht. Wenn Engelberg in einem erstmals veröffentlichten Text aus den 80er Jahren vorschlägt, einen großen „Internationalen Kongress für Sozialreform und Friedenssicherung“ in Hannover zu organisieren, der parallel zur Hannovermesse tagen und „ihr werktätiges Spiegelbild sein solle“, so drückt sich hier eine große Hoffnung zu Mobilisierung demokratischer Energien in Ost- und West aus: „Die Beratungsgegenstände könnten und müssten sehr weitgespannt sein: Fragen der Mitbestimmung, der Marktbeherrschung und nicht zuletzt der Kapitallenkung, womit man schon beim Problem der menschenbedrohenden Aufrüstung angelangt wäre. [...] Damit wären

auch die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass der Kongress der Auftakt einer ganzen Bewegung werden könnte. Sie selbst schlosse durch ihre bloße Existenz zwei Extreme aus: einerseits den ultraliberalen Glauben an die selbstheilenden Kräfte der Marktwirtschaft, andererseits das Dogma bürokratischer Wirtschaftsplanung Stalinscher Oberservanz.“ (151) Gerade in der andauernden Krisenperiode der Gegenwart scheint dieser dreißig Jahre alte Kongressvorschlag von neuerlicher Aktualität. Vielleicht gibt es ja eine Chance, ihn (verspätet) doch noch zu veranstalten.

*David Salomon*

## Linke Erinnerungskultur

*Rainer Holze, Marga Voigt (Hrsg.), 1945 – Eine „Stunde Null“ in den Köpfen? Zur geistigen Situation in Deutschland nach der Befreiung vom Faschismus, edition bodoni, Neuruppin 2016, 269 S., Abb., 18,00 Euro*

In Z 103 (September 2015, S. 179 f.) wurde ein Bericht über das am 30. April 2015 in Berlin vom Berlin-Brandenburgischen Bildungswerk e. V. und dem Förderkreis Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung e. V. durchgeführte wissenschaftliche Kolloquium zum Thema „Der 8. Mai 1945 – eine ‚Stunde Null‘ in den Köpfen? Zur geistigen Situation nach der Befreiung vom Faschismus 1945“ veröffentlicht. Über dessen Erträge und angereichert mit weiteren Aufsätzen und Beiträgen erschien bei edition bodoni im Rahmen der von Marga Voigt und Reiner Zilkenat herausgegebenen Gesamtreihe „Zwischen

Revolution und Kapitulation. Forum Perspektiven der Geschichte“ der obige bemerkenswerte Sammelband. Die Texte der ausgewiesenen Autoren – vorrangig Historiker – setzen sich fundiert mit der Metapher der „Stunde Null“ auseinander und zeigen recht überzeugend, dass es „eine Stunde Null“ in den Köpfen aller Deutschen – als einer Schicksalsgemeinschaft – nicht gegeben hat. Vielmehr wird recht deutlich, dass die Zeit nach der verheerenden Niederlage des Hitlerfaschismus im Zweiten Weltkrieg und der Befreiung vom Faschismus im Mai 1945 eine tiefgehende Zäsur darstellt, die in der deutschen Erinnerungskultur noch nicht den gebührenden Platz einnimmt, wie vor allem Günter Benser in seinem ersten, grundlegenden Beitrag prononciert zum Ausdruck bringt. Der Autor stellt die Befreiung vom Faschismus in ihren welthistorischen Kontext und belegt die sich 1945 in Ost- und Westeuropa zeigende Linksentwicklung, den „allgemeinen sozialistischen Zug der Zeit“. Rainer Holze und Reiner Zilkenat beleuchten in ihrem einleitenden Aufsatz die politische und geistige Situation nach dem 8. Mai 1945. Sie konstatierten: „Neben vielen unbelehrbaren Nazis, die in den Westzonen und in den Westsektoren Berlins sukzessive wieder an die Schalthebel der Macht gelangten, neben vielen Zeitgenossen in Ost und West, die angesichts ihrer Erfahrungen im NS-Staat ‚nicht mehr mit Politik zu tun haben‘ wollten, existierte parallel hierzu eine Aufbruchstimmung bei Mitgliedern der Arbeiterparteien und der Gewerkschaften, die entweder Widerstand geleistet oder sich in den

zwölf Jahren der braunen Diktatur ‚unauffällig‘ verhalten hatten.“ Dass es nach der Befreiung vom Faschismus ebenfalls bei Intellektuellen ein ernst gemeintes, wenn auch widerspruchsvolles Neu- und Umdenken gab, belegt Siegfried Prokop in seinem Aufsatz. Diese beginnenden Wandlungen seien in engem Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Umbrüchen – der Entnazifizierung, der Schul-, Boden- und Justizreform und der Nazi- und Kriegsverbrecher – zu sehen. Jürgen Hofmann erörtert in seinem Aufsatz, wie sich die KPD 1945/46 mit der ideologischen Hinterlassenschaft des deutschen Faschismus auseinandergesetzt hat, was zunächst erforderte, die eigene Strategie und Taktik kritisch zu überdenken und Korrekturen vorzunehmen. Peter Brandt und Jörg Wollenberg fördern in ihren beiden Studien völlig zu Unrecht in Vergessenheit geratene konzeptionelle Vorstellungen und Überlegungen deutscher Sozialisten zum demokratischen Neuaufbau Nachkriegsdeutschlands und zur europäischen Friedensordnung nach dem Zweiten Weltkrieg zutage und gehen auch den Ursachen des Scheiterns der Nachkriegspolitik demokratischer Sozialisten nach. Sehr aufschlussreich sind die von Wollenberg vorgestellten, von Willy Brandt 1944/45 im schwedischen Exil geäußerten, wenig bekannten – da kaum in den einschlägigen Publikationen zitierten – Überlegungen über eine sozialistische Transformation in Deutschland nach 1945 und über enge politische Beziehungen zum Sowjetstaat. Dies betrifft auch die von beiden Wissenschaftlern offerierten, kaum noch bekannten Vorstellungen

von anderen Sozialdemokraten, wie zum Beispiel des prominenten Buchenwald-Häftlings Hermann Louis Brill und des marxistische Wirtschaftsfachmannes und -theoretikers Viktor Agartz. Sie und andere Sozialdemokraten plädierten für ein politisches System, das parlamentarische mit basis-, räte- und wirtschaftsdemokratische Elementen in sich vereinen sollte, für eine „sozialistische Planwirtschaft“ in einem „demokratischen Rechtsstaat“ bis hin zu einer „sozialistischen deutschen Republik“.

Da geschlechtsspezifische Aspekte in den Arbeiten über die Nachkriegsgeschichte, die bekanntermaßen weitgehend von Frauen geprägt war, sehr stiefmütterlich behandelt wurden, ist es begrüßenswert, dass Gisela Notz an die überparteilichen Frauenausschüsse nach dem Zweiten Weltkrieg und das Engagement sozialdemokratischer Frauen unmittelbar nach 1945 erinnert und dabei auch zeigt, welche nicht geringen Hindernisse – aufgebaut von den männerdominierten Führungsgremien – sie überwinden mussten. Ein zweiter Beitrag von Günter Benser und ein Beitrag von Kurt Schneider sind der Antifa-Bewegung 1945 gewidmet, ersterer dem Wirken der Bremer Kampfgemeinschaft gegen den Faschismus und letzterer der Tätigkeit der antifaschistischen Organisation Nationalkomitee Freies Deutschland in Leipzig für einen demokratischen Neuaufbau. Beachtenswert die Aufnahme einer biografische Skizze: Andreas Diers befasst sich mit den antifaschistischen politischen Schulungen des Linksozialisten Wolfgang Abendroth in den Jahren 1945/46, in der sogenannten Wüstenuniversität in Ägypten und dann im

Kriegsgefangenenlager „Wilton Park“ bei London. Gestützt auf zeitgenössische Zeitungsartikel macht Harald Wachowitz deutlich, auf welche unterschiedliche Art und Weise die Würdigung der Jahrestage des 8. Mai 1945 in der BRD und in der DDR – geprägt vom Kalten Krieg und seinen ideologischen Auseinandersetzungen – erfolgte. Der Historiker Rainer Holze und die Slawistin und wissenschaftliche Bibliothekarin Marga Voigt waren als Herausgeber gut beraten, auch drei Zeitzugenerberichte – von Heinz Sommer, Roger Reinsch und Günter Wehner – in den lesenswerten Band aufzunehmen.

*Arnold Breuer*

## Historiker West und Ost

*Matthias Dohmen, Geraubte Träume, verlorene Illusionen – Westliche und östliche Historiker im deutschen Geschichtskrieg, NordPark Verlag, Wuppertal 2015, 456 S., 18,50 Euro*

Nach 1945 wurde in beiden deutschen Staaten selbstverständlich Geschichtspolitik betrieben. Die Formeln „Bonn ist nicht Weimar“ (West) bzw. „Kein zurück zu Weimar“ (Ost) machen die Zielrichtung dieses Unternehmens deutlich. Besonders in den fünfziger und sechziger Jahren hatten Historiker daher eine überaus enge Beziehung zur „großen Politik“: „Sie lieferte Stichworte für die Auseinandersetzung, munitionierten quasi die Politik und fochten – auf ihrem eigenen Terrain – den ‚kalten Geschichtskrieg‘ aus, wie es der Finne Seppo Hentilä genannt hat.“ (25) Diese 40 Jahre währende Auseinandersetzung untersucht Domen in seiner gut lesbaren materialreichen Studie. Im Zent-

rum seiner Analyse steht die Historiographie des Jahres 1923. Inflation, Ruhrbesetzung, die Reichsexekution gegen die Arbeiterregierungen von SPD und KPD in Sachsen und Thüringen sowie der Hamburger Aufstand waren die Ereignisse, die es für die Arbeiterbewegung und die Weimarer Republik zum Schamierjahr gemacht haben. 1923 existierte, wie der austromarxistische Historiker Braunthal schrieb, „tatsächlich eine echte revolutionäre Situation“ (34). Sie endete – so der linkskommunistische Historiker Rosenberg – als „dritte große Niederlage“ der Arbeiterbewegung nach dem November 1918 und dem Ausgang des Kapp-Putsches. Der Kampf um den sozialen Charakter des Staates war damit entschieden und die folgende Periode der relativen Stabilisierung konsolidierte die bürgerliche (Eigentums)Ordnung.

„Während für die Historiographie der DDR das Jahr 1923 als konstitutiv für den sozialistischen deutschen Staat empfunden wurde und von daher auf ein breites Forscherinteresse hoffen konnte, blieb es im Westen eher unbeachtet, zumal das Interesse an Arbeitergeschichte eher gering war.“ (61) Der Streit um „die Lehren“ aus der Geschichte wurde vor allem ein Streit um die aus der in Sachsen und Thüringen erfolgten Annäherung von SPD und KPD zu ziehenden Schlussfolgerungen. Für die Arbeiten der Historiker bedeutete dies jedoch, „dass sie entweder in ein antisozialistisches Prokrustesbett gezwängt wurden oder dass sie der Beweihräucherung der SED zu dienen hatten“. (171) Was gleich erscheint – die politische Funktionalisierung der Geschichtswissenschaft – ist selbstver-

ständiglich nicht gleich. „Im Zentrum der Geschichtsschreibung der DDR über die Ereignisse des Jahres 1923 standen der Sturz der Regierung Cuno, der auch in der ‚bürgerlichen‘ Historiographie nicht selten als zumindest mittelbares Ergebnis des Massenstreiks jener Augusttage gebracht wird, die Einheitsfrontpolitik der KPD und deren Einsatz für Landesarbeiterregierungen in Sachsen und Thüringen, in denen die SED eine Frühform ihrer eigenen Herrschaft sah“ (179). Im Westen hingegen gab es keine größeren Einzelprojekte zu diesem Schlüsseljahr.

Gemeinsame Traditionen, wie sie vom Verband der Historiker Deutschlands in den ersten Nachkriegsjahren gepflegt wurden, fielen den beiderseitigen Abgrenzungsversuchen zum Opfer. In der BRD war die personelle Kontinuität zur Zeit vor 1945 erdrückend und das prägte die Art und Weise wie die Geschichtswissenschaft betrieben wurde. D.h. sie fand nur mühevoll Anschluss an die internationale Diskussion. Durch ihre antikommunistische Beschränktheit und Kontinuität griff sie marxistische Analyseansätze schwerer und zögernder auf als das gleichzeitig in Frankreich oder England der Fall war. Andererseits: „Während in der DDR oppositionelle Meinungen in der Gegenwarts-historiographie kaum eine Chance hatten, sich Gehör zu verschaffen, wenn man von den ersten Monaten, aber auch wieder von den letzten Tagen absieht, existierte in der alten Bundesrepublik zwar ein Mainstream (und existiert im vereinigten Deutschland sogar mehr denn je), aber Oppositionelle hatten immer die Chance, promoviert zu werden, zu habilitieren

und zu veröffentlichen.“ (328)

Wie Dohmen bemerkt kommt es „weniger darauf an, was geschieht, als mehr, wie es wahrgenommen wird oder wie man es wahrnehmen lässt“ (316). Er zitiert Kurt Biedenkopf der Anfang der siebziger Jahre warnte, „dass die DDR, wenn man weiterhin arglos zuschaut, die gesamte deutsche Geschichte, auch die konservative, die eigentlich nationale, mit ihren Begriffen besetzen werde“. In den Jahren der Entspannungspolitik veränderte sich das Klima: „Was den einen (der Politik) die Diskussion über ein Grundlagenpapier, war den anderen (den Historikern) die Debatte über das deutsch-deutsche Erbe. Über die jeweilige Beschäftigung mit Preußen fand eine Wiederannäherung historischer Wissenschaft statt.“ (332) Die konnte – Kalter Krieg hin, Entspannungspolitik her – im Grunde nur konfrontativ sein, ging es doch um die Frage wem die deutsche Geschichte gehört. Und diese Frage ist – die unterschiedlichen Theorie- und Analyseansätze in Rechnung gestellt – naturgemäß schwieriger zu beantworten als wer das siebentorige Theben baute.

*Karl Unger*

## **Wirtschaftswachstum**

*Jürgen Leibiger, Wirtschaftswachstum, Mechanismen, Widersprüche und Grenzen, PapyRossa Verlag, Köln 2016, 138 S., 9,90 Euro*

Wirtschaftswachstum wird nicht nur innerhalb der Ökonomie als Kategorie von hoher Aussagekraft angesehen. Anhand von Wachstumsvergleichen werden Urteile über Länder, ja über Gesellschaftssysteme gefällt. Dafür

ein typisches Beispiel: Der Hausgeber der „Zeit“ Josef Joffe resümierte im Editorial der Ausgabe des Wochenblattes vom 13. November 2014 anlässlich des 25. Jahrestages der „Herbstrevolution“ in Ostdeutschland: „Das Gegenmodell DDR ist total gescheitert“. Die DDR habe sich im Wirtschaftswachstum der Bundesrepublik eindeutig unterlegen erwiesen. Beweis: Die Planwirtschaft im Osten Deutschlands sei zu einem Zeitpunkt (nach Kriegsende) eingeführt worden, als hinsichtlich der Wirtschaftsleistung zwischen der Ostzone und den Westzonen annähernd Parität herrschte. Bereits 1950, nur ein halbes Jahrzehnt später, habe das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf der DDR verglichen mit dem der Bundesrepublik nur noch die Hälfte betragen. Am Ende habe die DDR nur noch ein Drittel des ökonomischen Leistungsniveaus der BRD vorweisen können.

Dem nachdenklichen Leser von in der Seriosität ihrer Aussage durchaus zweifelhaften Argumentationen drängt sich die Frage auf: Ist wirtschaftliches Wachstum wirklich so aussagefähig über den Zustand einer Gesellschaft? In welcher Beziehung steht es zum Wohlstand und dessen Aufteilung innerhalb der Gesellschaft? Kann man Wirtschaftswachstum wirklich umfassend und exakt messen? Welche Kennziffern wurden dafür entwickelt? Welche werden vorrangig angewandt? Wie aussagekräftig sind sie? Auf diese Fragen und auf viele mehr – so zu den dem Wirtschaftswachstum offensichtlich innewohnenden Diskontinuitäten, den zyklischen und den azyklischen Krisen, den ökologischen und anderen Grenzen des Wachstums – finden sich

bei Leibiger Antworten. Seine Argumentation ist konkret, wird anschaulich besonders durch die Vielzahl der Graphiken, die Wachstumstrends und -zusammenhänge – oft auch über längere Zeiträume – darstellen.

Eines der sieben Kapitel von Leibigers Buch ist dem keineswegs unkomplizierten Zusammenhang von Wirtschaftswachstum und Akkumulation des Kapitals gewidmet. Leibigers abschließendes Urteil: „Das Wirtschaftswachstum ist also ein der Kapitalverwertung nachgeordneter Prozess. Es sind die Profitsteigerung und die Kapitalakkumulation, die zum Selbstzweck geworden sind, und das Wachstum ist eines der wichtigsten Mittel dafür.“ (32) Im Abschnitt über Triebkräfte des Wachstums im Kapitalismus wird nicht nur auf Markt und Konkurrenz, sondern auch auf die Strukturen des ökonomischen Wachstums beeinflussende staatliche Wirtschaftspolitik eingegangen.

Ein entsprechendes Kapitel über Tempo und Triebkräfte des Wirtschaftswachstums im Realsozialismus vermisst man dagegen bei Leibiger. Auf anderthalb Seiten wird etwas über Theorien „zur erweiterten Reproduktion in der Politischen Ökonomie des Sozialismus“ gesagt. Diese Theorien, schreibt Leibiger, hätten „viele prinzipielle Fragen des Wachstums im Sozialismus nicht thematisiert“. (123) Ein Überblick über die in den realsozialistischen Ländern 50 bzw. 70 Jahre lang verfolgten Wirtschaftspolitiken und -praxen – man denke nur an die Reformen der 1960er Jahre – fehlt. Angebracht wäre das m. E. gewesen angesichts der Bedeutung, die die Führungen der kommunistischen Parteien in Osteuropa dem Wirt-

schaftswachstum beigemessen haben. Lenin hat bekanntlich den Sieg des Sozialismus über dem Kapitalismus an das – überlegene – Wachstum der Arbeitsproduktivität in den Staaten mit Arbeiter- und Bauernmacht geknüpft. Und Ulbricht wollte mit „Einholen und überholen“ bzw. mit „Überholen ohne einzuholen“ beweisen, dass die sozialistische DDR derjenige von beiden deutschen Staaten ist, dem die Zukunft gehört.

Im abschließenden Kapitel stellt Leibiger, von antiken Vorstellungen ausgehend, die Wachstumstheorien der klassisch bürgerlichen Ökonomie sowie die des Neokeynesianismus und Neoliberalismus vor und schließt seinen Überblick über Wachstumstheorien mit der des Nullwachstums ab. Auch „Marx und Marxismen“ sind in diesem Zusammenhang einige Absätze gewidmet. Leibigers bündige Feststellung, dass „diese Theorien viele prinzipielle Fragen des Wachstums im Sozialismus nicht thematisierten und eng mit seinem Scheitern verbunden sind“, versetzt den Leser allerdings nicht in die Lage, gängigen Argumentationen wie der zitierten des Zeit-Herausgebers zu begegnen, in denen geringeres Wirtschaftswachstum unter sozialistischen Vorzeichen in der Vergangenheit als Beweis für die Alternativlosigkeit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung überhaupt und damit für die Sinnlosigkeit jeglicher Transformationsstrategien, die auf eine alternative Gesellschaftsordnung zielen, genommen wird.

Jörg Roesler

## Sozialismus und Gegenwartskapitalismus

*Mimmo Porcaro. Tendenzen des Sozialismus im 21. Jahrhundert. Beiträge zur kritischen Transformationsforschung Bd. 4, VSA, Hamburg 2015, 109 S., 9,80 Euro.*

Um dies vorzuschicken: Unter den neueren Entwürfen zu einem „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“ erscheint Mimmo Porcaros programmatische Schrift vielleicht gerade deshalb als der ambitionierteste, weil er nicht versucht, übermäßig originell zu sein. Anders als Heinz Dieterich vor etwas mehr als zehn Jahren trumpft Porcaro nicht mit einer „Äquivalenzökonomie“ auf<sup>1</sup>. Anders als Michael Hardt und Antonio Negri verabschiedet er keineswegs den Nationalstaat, samt aller tradierten Vorstellungen von Staats- und Volkssouveränität<sup>2</sup>. Schließlich: Anders als Axel Honneth beharrt Porcaro darauf, dass ein zeitgemäßes Sozialismusverständnis sein Fundament in den ökonomischen Reproduktionsbedingungen kapitalistischer Gesellschaft haben müsse<sup>3</sup>. Sein Ausgangspunkt bleiben grundlegende „Widersprüche“ zwischen gesellschaftlicher Form der Produktion und privater Form der Aneignung, bzw. zwischen Produktivkräften und Pro-

duktionsverhältnissen. Im Kern ist Porcaros Band insgesamt ein Versuch, die heutigen Formen dieser „ambivalenten Formen gesellschaftlicher Organisation“ (17) zumindest skizzenhaft zu analysieren und dabei Ansatzpunkte für sozialistische Eingriffe nachzuzeichnen.

So sehr Porcaro die sozialistische Frage im Ökonomischen verortet, so sehr weist er dabei solche Positionen zurück, die – sei es marktradikal oder gegen jede Form von Markt polemisierend – ein ökonomisches Organisationsprinzip dogmatisch zum alleinigmachenden Gerüst gesellschaftlicher Ordnung erklären: „Kommunismus ist in meinem Verständnis eine politische Bewegung, die darauf abzielt, die kooperative Zusammenarbeit soweit wie möglich auszudehnen. Sozialismus ist ein gesellschaftliches System, das diese Kooperationen in jenen Formen realisiert, die historisch konkret möglich sind.“ (22) Sozialismus wird als durchaus prinzipielle Alternative zum Kapitalismus eingeführt, die jedoch nur in Auseinandersetzung mit dem konkreten Kapitalismus der jeweiligen Gegenwart politisch wirksam werden kann.

Das Wachstum des Kapitals „einzelner Oligopole“ bei gleichzeitiger Zunahme der Konkurrenz fasst Porcaro als „Konzentration ohne Zentralisation“ (23ff.). Anstelle der direkten organisatorischen Unterordnung der gesamten Wertschöpfungskette unter eine Zentrale organisierten Großunternehmen ihr Verhältnis zu kleinen Unternehmen zunehmend mittels der „Mechanismen des Marktes und des Netzes“ (24) – eine Strategie, die keineswegs als Verlust, sondern als „Formwandel“ oligopolistischer Macht gedeutet werden

<sup>1</sup> Heinz Dieterich, *Der Sozialismus des 21. Jahrhunderts. Wirtschaft, Gesellschaft und Demokratie nach dem globalen Kapitalismus*. Berlin 2006.

<sup>2</sup> Antonio Negri; Michael Hardt, *Empire - Die neue Weltordnung*, Frankfurt am Main, New York 2002.

<sup>3</sup> Axel Honneth, *Die Idee des Sozialismus. Versuch einer Aktualisierung*, Berlin 2015; vgl. auch die Kritik von Harald Werner in Z 105 (März 2016), S. 158ff.

müsse. Ihm entsprechen drei „vornehmliche Antworten“ auf den „Rückgang der industriellen Profite seit den 1970er Jahren“ (25/25): *Finanzialisierung, Fragmentierung des Produktionsprozesses und Globalisierung*. Von diesen Prozessen ausgehend betont Porcaro zudem die Tendenz einer „Kommodifizierung ohne Markt“ (31), d.h. eines Versagens (neo)klassischer Marktmodelle bei der Erklärung der Konkurrenz- und Preisbildungsmechanismen im Gegenwartskapitalismus. Für den Sozialismus genüge es schon deshalb keineswegs, „die Märkte“ zu kritisieren – sei es in der „linksliberalen“ Variante der Diagnose eines bloßen Marktversagens (36) oder in der an Polanyi anschließenden, dualistischen Entgegensetzung von Entbettung und Einbettung des Marktgeschehens (38): Vielmehr gelte es – mit Marx – den Markt als „Metamorphose des Kapitals“ zu betrachten und so den kapitalistischen Produktionsprozess und die ihn tragenden sozialen Verhältnisse erneut ins Zentrum der Kritik zu rücken. „Es reicht nicht aus, die Märkte zurück unter die Kontrolle der Gesellschaft zu bringen, wenn die Gesellschaft weiter auf kapitalistischen gesellschaftlichen Verhältnissen und vor allem auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln und auf Lohnarbeit basiert.“ (41 f.) Eine sozialistische Strategie habe „die Produktion und die Nutzung der wichtigsten Ressourcen zu planen, [...] den harten verborgenen politischen Konflikt zwischen den Oligopolen in ein transparentes politisch-ökonomisches Verhältnis [zu] verwandeln, ihn zum Gegenstand öffentlicher Diskussion machen und dann die Formen traditioneller Märkte nur in jenen Sektoren zu restaurieren, wo es die

funktionalen Aufgaben notwendig machen, ohne dass es zu einer Restauration des Kapitalismus kommt.“ (43)

Zog sich bereits durch diese zeitdiagnostische Bestandsaufnahme zumindest implizit die starke Betonung der Rolle des Politischen, betont Porcaro im späteren Argumentationsverlauf, es sei irreführend von einer „Rückkehr des Staates“ (52) in der Krise zu sprechen. Zwar könne es in Zeiten prosperierender Ökonomie vorkommen, dass die repressive Funktion des Staates hinter *scheinbar* vopolitischen Austauschbeziehungen zurücktrete<sup>4</sup>, dennoch gelte nicht nur in Krisenzeiten, dass „die öffentliche, territoriale und mit dem Gewaltmonopol verbundene Dimension des Staates“ gebraucht werde, „um a) den Klassenkampf zu unterdrücken oder zu neutralisieren, b) den gesellschaftlichen Reichtum (verkörpert durch Steuern) so zu verwenden, dass er funktional für die Kapitalakkumulation ist, c) in konkreten Räumen Infrastruktur und öffentliche Güter (vor allem Wissenschaft) bereitzustellen, die für die Entwicklung des Kapitals notwendig sind, d) das öffentliche Geldsystem zu managen und das private Geld zu garantieren, und e) innerhalb von geopolitischen Konflikten zu agieren, um jene Konzerne zu schützen, deren Entscheidungszentren innerhalb des Staatsgebiets liegen.“ (53) Allerdings habe die neoliberale Periode eine weitgehende Privatisierung klassischer Staatsfunktionen (einschließlich privater Geldschöpfung) vollzogen. Insbesondere die

<sup>4</sup> In Wahrheit bedarf freilich jedes Eigentum und jeder Vertrag einer politisch-rechtlichen Grundlage.

„teilweise Transformation von Regierung (government) hin zu Governance“ (59), und hiermit verbunden der Ersetzung „bindender Gesetze“ Verträge und weiche Normen spiele im Kontext von Privatisierungsstrategien klassischer Staatsfunktionen eine zentrale Rolle. Gleichwohl – so Porcaro – könnten diese Verwaltungsstrukturen der Selbstorganisation in einem sozialistischen Kontext zu „wertvollen Quellen der Information über die Bedürfnisse der Gesellschaft und damit zu einer entscheidenden Ressource für zukünftige Planung werden.“ (61)

Eine sicher provokative These Porcaros besteht darin, dass er die „Globalisierung“ keineswegs für unumkehrbar hält: „Sie ist möglich und ‚nützlich‘, wenn die Kosten des Warentransports und der Dezentralisierung der Produktion schneller sinken als die Kosten der Produktion. Wenn aber andere räumliche Lösungen, wie zum Beispiel die Schaffung von *großen kontinentalen Produktionsräumen* analoge wirtschaftliche Vorteile bieten und *gleichzeitig die Unsicherheit einer globalisierten Produktion reduzieren*, dann kann Globalisierung rückgängig gemacht werden – und dies sogar ohne die Effekte einer allgemeinen Krise zu betrachten.“ (62f.) Das, was gemeinhin „Globalisierung“ genannt werde, sei weder „wirklich global“ – „Das Wachstum der ausländischen Direktinvestitionen, der wichtigste Indikator des Agierens von Großkonzernen jenseits ihrer nationalen Räume, hat sich vor allem auf Nordamerika, Europa und Japan bezogen“ (63) – noch habe es zu einer Überwindung von Nationalstaatlichkeit geführt, sondern vielmehr „eine *Auslese* unter

ihnen innerhalb einer neuen Hierarchie zwischen Staaten befördert“ (64). Porcaro zeichnet ein durchaus düstres Bild zunehmender zwischenimperialer Konkurrenz, in der „[d]ie Zukunft [...] Staaten mit kontinentaler Dimension (wie den USA, China, Indien) oder Föderationen von Staaten und supranationalen Staaten“ gehöre (69), und in der sich zunehmend eine Konfliktlinie zwischen den „kapitalistischen Staaten“ des „Westens“ und einem neuen Typus des Staatskapitalismus abzeichne (69f.). Irritierend ist an dieser Stelle, dass er zwar den Unterschied zwischen Sozialismus und Staatskapitalismus benennt und dennoch eine taktische Zusammenarbeit der sozialistischen Bewegung mit ihm für wahrscheinlich hält.

Ein – wenn auch keineswegs zwingender – Grund hierfür mag darin liegen, dass Porcaro für eine heutige sozialistische Strategie Aktivitäten, die sich unmittelbar auf die politische Sphäre beziehen, für bedeutender hält als zuvörderst im ökonomischen Kontext artikulierte Klassenauseinandersetzungen. Die auf den ersten Blick vielleicht irritierende Fokussierung auf das Handeln von Bürgerinnen und Bürgern im Kontext eines „popularen Bündnisses“, erweist sich bei genauerer Betrachtung als keineswegs identisch mit jener den Klassenbegriff verabschiedenden Adressierung „der Bürger“, die sich etwa im Sozialismuskonzept Axel Honneths nachzeichnen ließe: „Der dominante Prozess einer Gesellschaft ist immer die Produktion. Aber der Raum, in dem es heute möglich ist, eine Passage in Richtung Sozialismus zu öffnen, ist nicht die Produktion, sondern die Sphäre des Öffentlichen und des Staa-

tes. Wenn die sozialistische Bewegung in vorhergehenden Perioden ihre Kraft auf dem industriellen Terrain gesammelt hat, um es dann auf dem politischen anzuwenden, so könnte heute das Umgekehrte passieren.“ (91) Dass Einzelne „als Bürgerinnen und Bürger agieren“ bedeute daher keineswegs, dass sie deshalb „dem Klassenkampf“ entsagen (91). Auf dieser Linie läge dementsprechend etwa nicht die Verabschiedung von Gewerkschaften als bedeutenden Akteuren, sondern vielmehr die Erneuerung der Forderungen nach ihrem *allgemeinpolitischen* Mandat.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Porcaro penetrant an jenem marxistischen Grundprinzip festhält, dass eine sozialistische Perspektive an jenen Konflikten anzusetzen hat, die sich aus dem *gegenwärtigen* Kapitalismus ergeben und zugleich vermeiden muss, in die Falle zu tappen vor lauter Kapitalismen *den Kapitalismus* nicht mehr zu sehen. Es ist diese Penetranz – verbunden mit der spürbaren politischen Wirkungsabsicht jenseits großspuriger Feuilletondebatten – die Porcaros Arbeit unter den oben genannten zur vielleicht am stärksten ernstzunehmenden macht.

David Salomon

## Jenseits des Kapitalismus

*Sahra Wagenknecht, Reichtum ohne Gier. Wie wir uns vor dem Kapitalismus retten, Campus Verlag, Frankfurt/New York 2016, 292 S., 19,95 Euro*

Die Auffassung, aus der heraus dieses Buch geschrieben wurde, ist rasch erkennbar: Der marktförmige Kapita-

lismus, wie wir ihn im 21. Jahrhundert erleben, allein Rendite orientiert und in der Gier seiner Akteure nach Reichtum grenzenlos zerstörerisch, gehört abgeschafft. Davon will Sahra Wagenknecht alle, die nicht Nutznießer sondern Geschädigte des zurzeit weltweit vorherrschenden wirtschaftlichen und politischen Systems sind, überzeugen.

Sie ist sich dessen bewusst, dass das keine einfache Aufgabe ist, denn die Argumentation der Apologeten des Kapitals, der Kapitalismus habe in der Vergangenheit bewiesen, dass er enormen Reichtum geschaffen habe, von dem letztlich alle Schichten profitiert hätten, und er werde das auch in Zukunft tun, wird von vielen akzeptiert. „Es ist verblüffend, in welchem Grade die herrschende Marktgläubigkeit uns davon abhält, bestimmte Fragen überhaupt nur zu stellen“, schreibt Sahra Wagenknecht. „Viele von uns haben es aufgegeben, über die Sinnhaftigkeit unserer gesellschaftlichen Institutionen nachzudenken. Was der Markt hervorbringt ist effizient, sonst würde es sich ja nicht durchsetzen.“ (141)

Die Auffassung, dass der gegenwärtige Kapitalismus letztlich jedem Vorteile bringt, ist – wie Sahra Wagenknecht, gestützt auf statistisches Material der Weltwirtschaftsinstitutionen und die Aussagen prominenter Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler überzeugend nachweist – falsch: „Das Aufstiegsversprechen, dem der Kapitalismus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen wesentlichen Teil seiner Popularität verdankt, ist hohl und unglaubwürdig geworden: Weit mehr als Talent und eigene Anstrengung entscheidet inzwischen wieder

die Herkunft darüber, ob der Einzelne einen der begehrten Logenplätze an der Spitze der gesellschaftlichen Einkommens- und Vermögenspyramide einnehmen kann“. (12) Wagenknecht charakterisiert diese Verhältnisse, deren Analyse sie den größten Teil ihres Buches widmet als „Wirtschaftsfeudalismus“.

Der präge sich immer mehr aus. Immer dringender stelle sich die Frage: „Brauchen wir den Kapitalismus heute noch, um in Zukunft besser zu leben? Oder ist es genau diese Form des Wirtschaftens, die uns daran hindert? Brauchen wir den Anreiz des Profitmotivs, um unsere Technologien so zu verbessern, dass unserer Produktion nicht mehr unseren Planeten und damit unsere Lebensgrundlage zerstört, oder ist es grade die renditeorientierte Wachstumslogik, die uns die Hände bindet?“ (19) Die Fragen so zu stellen, heißt sie mit „Nein“ zu beantworten. Der Kapitalismus ist, schreibt Sahra Wagenknecht, für technologischen Fortschritt und soziales Wohlbefinden keineswegs notwendig. Er gehört abgeschafft.

Notwendig sei vielmehr eine Transformation aus dem gegenwärtigen Kapitalismus in eine zukunftssträchtige Gesellschaft, die allen nützt. Die Gründe, die diese Transformation im Interesse der Menschen notwendig machen, hat die Autorin mit bemerkenswerter Klarheit und Bestimmtheit analysiert. Dabei ist es Sahra Wagenknecht sehr wichtig, dass man das Kind nicht mit dem Bade ausschüttet. Das kapitalistische Eigentum müsse abgeschafft werden, marktwirtschaftliche Strukturen dagegen sollten erhalten bleiben. Denn der Markt sei „eine Technik, die eine effiziente Ver-

teilung bewirkt, wenn viele Nachfragen um kappe Ressourcen konkurrieren und viele Anbieter Produkte bereitstellen.“ (108) Er sei gewissermaßen systemunspezifisch.

Welches aber, fragt die Autorin sind solche Eigentumsformen, die auf der Grundlage des Marktes zu einer dynamischen innovativen Wirtschaft führen, die gleichzeitig den Wohlstand aller heben und den Erhalt der Umwelt sichern? Diesen alternativen Eigentumsformen, die Sahra Wagenknecht als innovativ, sozial und individuell charakterisiert ist das letzte, ein Zehntel dieses Bandes umfassenden Kapitel gewidmet. Vorgestellt werden in diesem Zusammenhang „vier Grundtypen von Unternehmen“: Personengesellschaft, Mitarbeitergesellschaft, öffentliche Gesellschaft und Gemeinwohlgesellschaft. Diese Unternehmens- bzw. Eigentumsformen müsse man nicht neu erfinden. Sie hätten ihre fortschrittliche Wirkung unter kapitalistischen Bedingungen allerdings nicht oder nur teilweise realisieren können. Interessant sind in diesem Zusammenhang Sahra Wagenknechts Ausführungen zu Ernst Abbés Zeiss-Stiftung.

Die von der Autorin vorgestellten alternativen Unternehmen würden der Mitbestimmung unterliegen. In die Unternehmenspolitik könne sich jeder Mitarbeiter mit seinen Ideen und Vorstellungen einbringen. Ihre demokratischen Strukturen ermöglichen die Ausschöpfung der kreativen Potentiale einer Gesellschaft beim Aufspüren von Marktlücken, beim Verbessern bestehender Produkte und dem Ausprobieren neuer Ideen und beim Feilen an besseren, arbeitssparenden Technologien. Zu derartigen Leistun-

gen, schreibt Sahra Wagenknecht, „motiviert kein anderer Mechanismus so gut wie der freie Wettbewerb vieler Anbieter und die ständige Offenheit von Märkten für Neueinsteiger“. Der so organisierte freie Markt ist das von ihr angestrebte „Feld für private Initiative und kommerzielle Engagement“ (161), das den Bedürfnissen aller gerecht werden kann.

Wie die alternative Wirtschaft nach Sahra Wagenknecht aussehen soll, steht damit fest: Die Produktionseinheiten sind kleinteilig, regional bzw. national, auf keinen Fall global agierend, für die am Unternehmen Mitwirkenden überschaubar und regulierbar und in den marktwirtschaftlichen Wettbewerb eingebettet. Das Unternehmen der Zukunft ist ihrer Auffassung nach nicht das global agierende Oligopolunternehmen, aber auch nicht der einer zentralstaatlich diktierten Wirtschaftspolitik unterworfenen Staatsbetrieb. Sahra Wagenknechts Auffassung vom Ziel der Transformation vom gegenwärtigen Kapitalismus in die zukünftige Gesellschaftsordnung ist damit umrissen. Man könnte vielleicht von einem marktsozialen Ansatz sprechen.

Welche Erkenntnisse enthält Sahra Wagenknechts Buch aber über den anzustrebenden Transformationsprozess von der kapitalistischen zur postkapitalistischen Wirtschaft, seinen Verlauf, seine Phasen? Diesbezügliche Aussagen im Buch dazu sind nicht sehr konkret. Sie laufen auf den Auskauf der bisherigen Eigentümer durch die Belegschaften hinaus und die Umwandlung dieser Unternehmen in Mitarbeitergesellschaften – eventuell mit Unterstützung durch staatliche Fonds, die aus einer Gewinnabgabe

aller Unternehmen finanziert werden. Beispiele aus jüngster Zeit werden allerdings nicht vorgestellt, Probleme derartiger Gemeinschaftsunternehmen nicht untersucht. Funktioniert haben derartige Überführungen in selbstverwaltete Unternehmen m. E. bisher jeweils nur für kleine Segmente der Wirtschaft, wenn in Krisenzeiten, z. B. im Gefolge der Wirtschaftskrise 2008/09 die bisherigen Betriebsbesitzer unter den gegebenen widrigen Verwertungsumständen keinen Weg mehr sahen, weiterhin Profit aus ihren Unternehmen zu schlagen. Im größeren Maßstab haben sich auf diesem Wege jüngst selbst verwaltende Betriebe nach der schweren Wirtschaftskrise von 2008/09 in Argentinien herausgebildet. Diese spontan entstandenen „empresas recuperadas“, die von den beiden linksperonistischen Präsidenten Kirchner unterstützt wurden, haben allerdings der Ende 2015 in Argentinien eingeleitete neoliberale Wende des neuen Präsidenten Macri substantiell nichts entgegenzusetzen können. Ob sich der von Sahra Wagenknecht beschriebene Transformationsweg in die neue Eigentumsordnung so wie sie ihn skizziert realisieren lässt, bleibt m. E. offen.

Eine Auseinandersetzung mit den realsozialistischen Betriebsformen des 20. Jahrhunderts erfolgt im Buch nicht. Nur an einer Stelle äußert sich Sahra Wagenknecht diesbezüglich explizit, wenn sie feststellt, dass „der Schlüssel für eine innovativere, produktivere und zugleich gerechtere Ökonomie“ nicht in der „Überführung kommerzieller Unternehmen in Staatseigentum liegt“. (271) Diese Haltung ist angesichts des historischen Versagens der realsozialisti-

schen Wirtschaften gegenüber den kapitalistischen nachvollziehbar. Die weitgehende Ignorierung des Staates im von ihr angestrebten Transformationsprozess erstaunt aber insofern, als die Autorin in ihrem Buch durchaus positiv über die Rolle des Staates in den vergangenen 150 Jahren kapitalistischer Entwicklung, speziell bei „entscheidenden technologischen Durchbrüchen“ (158), schreibt. Gilt das prinzipiell nicht für den sozialistischen Staat? Eine Auseinandersetzung z. B. mit den in der zweiten Hälfte der 60er Jahre unter Walter Ulbricht im Rahmen des Neuen Ökonomischen Systems (NÖS) entwickelten und in Ansätzen auch erprobten marktsozialistischen Vorstellungen und deren Beitrag zur Bewältigung der „wissenschaftlich-technischen Revolution“ hätte man sich in diesem Zusammenhang gewünscht.

Für die gegenwärtige Transformationsforschung ist Sahra Wagenknechts sorgfältig recherchiertes, keineswegs nur an Fachwissenschaftler adressiertes sondern ein breiteres Publikum ansprechendes Buch insofern von großer Bedeutung, als es überzeugend wie nur wenige andere Publikationen vorher die Unzulänglichkeiten und Ungereimtheiten des Oligopolkapitalismus beschreibt und damit eine wichtigen Beitrag zum Verständnis der Notwendigkeit einer antikapitalistischen Alternative leistet. Man kann sich nur wünschen, dass viele, die mit dem gegenwärtigen Kapitalismus ihre Probleme haben, dieses Buch lesen.

Jörg Roesler

## Kapitalistische Restauration Russlands

*Felix Jaitner, Einführung des Kapitalismus in Russland. Von Gorbatschow zu Putin, VSA Verlag Hamburg 2014, 174 Seiten, 16,80 Euro.*

Sind wir wieder in den Kalten Krieg 1947-1989 zurück gefallen, der zur militärischen Eskalation auf dem europäischen Kontinent führen kann? Stand damals die Sowjetunion als gesellschaftliche Alternative zum Kapitalismus und als Bezugspunkt zur weltweiten Arbeiter- und nationalen Befreiungsbewegung im Mittelpunkt der globalen Auseinandersetzung mit der Supermacht USA, so entstanden mit der Auflösung der UdSSR 1991 die Voraussetzung für eine neoliberalradikale Transformation des Staatssozialismus zum oligarchischen Kapitalismus. Dieses komplexe weltgeschichtliche Ereignis analysierte das Buch von Felix Jaitner, Mitglied der Forschungsgruppe Osteuropastudien an der Universität Wien. Es ist nicht vereinfacht oder übertrieben, davon zu sprechen, dass der Gesellschaftswandel auf einem Sechstel der Erde den Kapitalismus auf das Format des beginnenden 20. Jahrhunderts zurück geführt, „restauriert“ hat, einschließlich der daraus entstandenen „zwischenimperialistische Widersprüche“. Diese werden erneut – wenn auch in völlig andersartiger Dimension – vor unseren Augen ausgetragen, europaweit und global, friedlich oder kriegerisch.

Im Mittelpunkt von Jaitners Analyse stehen die von oben staatlich kontrollierte und abgesicherte Einführung des Kapitalismus und die damit verbundene Herausbildung neuer Herrschafts-

verhältnisse. Voraussetzung dafür war die Entmachtung Gorbatschows und die Auflösung der UdSSR. Diese beiden Prozesse sind trotz zahlreicher Publikationen zu den mehr als zwei Dezennien zurückliegenden Ereignissen wenig bekannt. Das derzeitige Gesellschaftssystem wurde von der aus der sowjetischen Nomenklatura hervorgegangenen alt-neuen Funktionselite geschaffen, initiiert, gedrängt und wohlwollend unterstützt von den Zentren des neoliberalen Kapitalismus der USA und Westeuropas. Die neue herrschende Klasse, die der Ex-Kommunist Boris Jelzin ein Jahrzehnt repräsentierte, ist nicht mehr Hüterin des Marxismus-Leninismus, der sozialen Gerechtigkeit oder der von Gorbatschow erstmals begonnenen Demokratisierung der sowjetischen Gesellschaft. Die regierenden Parteipolitiker, Staatsbürokraten und Oligarchen mit einem autoritären Präsidenten an der Spitze bei Zulassung eines „demokratisch gewählten Parlaments“ – das wurde die herrschende Klasse, die diese Macht auf Kosten der Bevölkerungsmehrheit zur gigantischsten Vermögensbildung seit einem Vierteljahrhundert nutzt. Deren Ziel war, unter dem Deckmantel von „Reformen, Freiheit und Demokratie“ eine kapitalistische Marktwirtschaft durch Privatisierung (1992-1997) von oben einzuführen bei gleichzeitigem Rückzug des Staats aus der Wirtschaft. Neben der „Jelzin-Familie“ ist Regierungschef Tschernomyrdin (1992-1999) ein weiteres markantes Beispiel für die Verschmelzung von politischer Macht und Kapital. Das war verbunden mit der Abschaffung des sowjetischen Sozialmodells mit den in der Sowjetperiode nicht gekannten sozialen Klüften und

Massenverarmung. Sie wiederum bildete die Voraussetzung für die Zerstörung des mühsam entstandenen und nicht ausreichend gefestigten sowjetischen Multikulturalismus, für die Eskalation von miteinander verknüpften sozialen und national-ethnischen Konflikten, das Aufkommen rassistischer, faschistischer wie radikal-islamistischer Bewegungen. Dieser Formationswechsel verstärkte vor allem das, was die versuchte sozialistische Erneuerung 1985-1990 eigentlich überwinden wollte – das ressourcenextraktivistische Produktionsmodell, das Russland nur peripher in den Weltmarkt integriert und abhängig macht, sowie den staatlichen Autoritarismus. Letzteren gab es auch schon unter dem „Demokraten“ Jelzin. Als das erste demokratische Parlament dem Kurs Jelzins 1993 widersprach, wurde es im wahrsten Sinne des Wortes zerschossen. Nachdem die wieder zu Einfluss gekommene Kommunistische Partei das neoliberal-autoritäre Regime in Frage stellte, sicherten nicht nur die russischen Oligarchen, sondern auch die Herrschenden der USA und der BRD 1996 die Wiederwahl des „Demokraten“ und „Freiheitskämpfer“ Jelzin. Clinton und Kohl lobten ihn als Fortsetzer des „demokratischen und marktwirtschaftlichen Prozesses“.

Jaitner geht erst im letzten Kapitel seines Buches auf die kardinalen Veränderungen in Russland nach der Wirtschaftskrise 1998 ein, die mit der Wahl Putins zum Staatspräsidenten zu einem neuen Verhältnis von Staat und Kapital (staatlich regulierter Korporatismus), zu einem neuen Gesellschaftsvertrag sowie zu partieller Abkehr von der neoliberalen Wirtschaftspolitik zugunsten

einer dem Ausland gegenüber unabhängigen Politik und staatlichen Regulierung.

Diese Schrift ist keine nostalgische Betrachtung über die untergegangene sozialistische Großmacht, sondern eine differenzierte Untersuchung über der Transformation im postsowjetischen Raum, die zahlreiche aktuelle Geschehnisse überhaupt erst erklärt, u. a. auch die ein Jahrzehnt nach dem Jugoslawien-Krieg gefährlichste europäische Krise in der Ukraine.

*Karl-Heinz Gräfe*

## Impressum

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Joachim Becker, Joachim Bischoff, Dieter Boris, Frank Deppe, Klaus Dräger, Werner Goldschmidt, Regine Meyer, Klaus Pickshaus, Jörg Roesler, Ursula Schumm-Garling, Conny Weißbach, Harald Werner.

Redaktion: Jörg Goldberg, André Leisewitz, Jürgen Reusch, David Salomon, Alan Ruben van Keeken, Gerd Wiegel.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt Euro 35,-. Bei Bezug aus dem Ausland Euro 43,-. Das Einzelheft kostet Euro 10,-. Abo zum reduzierten Preis (Studenten u.a., gegen Nachweis) Euro 28,-, Ausland Euro 36,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595. IBAN: DE 69 5005 0201 0000 0345 95; BIC: HELA-DEF1822. Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel./Fax. 069/53054406.

e-mail: [redaktion@zme-net.de](mailto:redaktion@zme-net.de); internet: [www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de](http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de)

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza. ISSN: 0940-0648.

Redaktionsschluss: 31.07.2016

## **Autorinnen und Autoren, Übersetzer**

**Prof. Dr. Günter Benser** – Berlin, Historiker

**Dr. Stefan Bollinger** – Berlin, Historiker, stellv. Vors. Helle Panke – RLS Berlin e.V.

**Prof. Dr. Dieter Boris** – Marburg/L., Sozialwissenschaftler, Z-Beirat

**Arnold Breuer** – Frankfurt/M., Journalist

**Prof. Dr. Frank Deppe** – Marburg, Politikwissenschaftler, Z-Beirat

**Prof. Reiner Diederich** – Frankfurt/M., Sozialwissenschaftler

**Klaus Dräger** – Köln, Publizist, Z-Beirat

**Prof. Dr. Christian Fuchs** – London, Medien- und Kommunikationswissenschaftler, Hochschullehrer am Communication and Media Research Institute (CAMRI) der University of Westminster/London

**Prof. Dr. Georg Fülberth** – Marburg/L., Politikwissenschaftler

**Dr. Jörg Goldberg** – Frankfurt/M. Wirtschaftswissenschaftler, Z-Redakteur

**Prof. Dr. Werner Goldschmidt** – Hamburg, Politikwissenschaftler, Z-Beirat

**Prof. Dr. Karl-Heinz Gräfe** – Freital, Historiker

**Christina Kaindl** – Berlin, Dipl. Psych., Leiterin des Bereichs Strategie und Grundsatzfragen beim Parteivorstand Die LINKE

**Dr. Néstor Kohan** – Buenos Aires, Philosoph/Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer, Forscher im National Scientific and Technical Research Council, Argentinien

**Dr. Dieter Kramer** – Dörscheid, a.o. Prof. Univ. Wien, Kulturwissenschaftler

**Dr. Jürgen Leibiger** – Radebeul, Wirtschaftswissenschaftler

**Jutta Meyer-Siebert** – Hannover, Lehrerin i.R., Dipl. Psych., Mitglied der feministischen Sektion des HKWM

**Prof. Dr. Klaus Müller** – Lugau, Wirtschaftswissenschaftler

**Dr. Roland Charles Pauli** – München, Wirtschaftswissenschaftler

**Prof. Dr. Lothar Peter** – Bremen, Sozialwissenschaftler

**Dr. Jürgen Reusch** – Frankfurt/M., Politikwissenschaftler, Z-Redakteur

**Prof. Dr. Rainer Rilling** – Marburg, Soziologe

**Prof. Dr. Jörg Roesler** – Berlin, Wirtschaftshistoriker, Z-Beirat

**Prof. Dr. David Salomon** – Hildesheim, Sozialwissenschaftler, Z-Redakteur

**Ingar Solty** – Berlin, Politikwissenschaftler, Referent für Friedens-, Außen- und Sicherheitspolitik am Inst. f. Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung

**Regina Stosch** – Berlin, Diplomsoziologin, Koordinatorin des AK 1 Soziales, Gesundheit und Rente der Fraktion Die LINKE im Bundestag

**Prof. Dr. Karl Hermann Tjaden** – Kassel, Sozialwissenschaftler

**Prof. Dr. Margarete Tjaden-Steinhauer** – Kassel, Sozialwissenschaftlerin

**Dr. Karl Unger** – Wien, Sozialwissenschaftler

**Alan Ruben van Keeken** – Siegen, Student der Musikwissenschaften, Z-Redakteur

**Santiago Vollmer** – Berlin, Dipl. Psych., Übersetzer der Holzkamp-Schriften und Übersetzer für das HKWM/InkRIT

**Dr. Michael Zander** – Berlin, Psychologe, Vertretungsprof. HS Magdeburg-Stendal



# VSA: Transformationsdebatten & mehr



Aaron Tauss (Hrsg.)  
**Sozial-ökologische Transformationen**  
 Das Ende des Kapitalismus denken  
 208 Seiten | € 19.80  
 ISBN 978-3-89965-698-5  
 Beiträge von Uli Brand, Klaus Dörre, Alex Demirovic, Christa Wichterich u.a.



Michael Brie (Hrsg.)  
**Lasst uns über Alternativen reden**  
 Beiträge zur kritischen Transformationsforschung 3  
 Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung  
 264 Seiten | € 16.80  
 ISBN 978-3-89965-677-0



Michael Brie (Hrsg.)  
**Mit Realutopien den Kapitalismus transformieren?**  
 Beiträge zur kritischen Transformationsforschung 2  
 Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung  
 256 Seiten | € 16.80  
 ISBN 978-3-89965-648-0

Der Sozialismus kommt



kritisch links

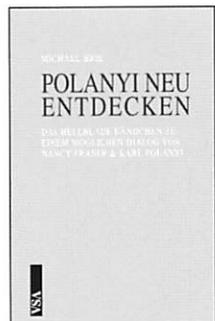
Analysen  
 Positionen  
 Berichte

monatlich gedruckt  
 Jahresabo € 70,-  
 (€ 50,- ermäßigt)

täglich im Netz  
[www.sozialismus.de](http://www.sozialismus.de)



Mimmo Porcaro  
**Tendenzen des Sozialismus im 21. Jahrhundert**  
 Beiträge zur kritischen Transformationsforschung 4  
 Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung  
 120 Seiten | € 9.80  
 ISBN 978-3-89965-676-3



Michael Brie  
**Polanyi neu entdecken**  
 Das hellblaue Bändchen zu einem möglichen Dialog von Nancy Fraser und Karl Polanyi  
 Beiträge zur kritischen Transformationsforschung 1  
 176 Seiten | € 10.00  
 ISBN 978-3-89965-642-8



Joachim Bischoff/  
 Klaus Steinitz  
**Götterdämmerung des Kapitalismus?**  
 Eine Flugschrift  
 168 Seiten | € 12.80  
 ISBN 978-3-89965-693-0  
 Sind die aktuellen Krisensymptome die apokalyptischen Reiter, die das Ende des Kapitalismus ankündigen?



Jari Banas  
**»Das Kapital« als Comic**  
 Für Einsteigerinnen und Einsteiger  
 160 Seiten | EUR 12.00  
 ISBN 978-3-89965-715-9  
 Marx' »Kapital« lehrt nicht nur Kapitalisten das Fürchten. Sondern oft auch jene, die es verstehen wollen. Der JariComic hilft.

Mehr Infos unter [www.vsa-verlag.de](http://www.vsa-verlag.de)

Postvertriebsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt

Z-Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

**„... wollten wir nicht die Bewegung an ihrem vorgefundenen fortgeschrittensten, tatsächlich proletarischen Ende aufnehmen und weiter vorantreiben, so blieb uns nichts, als Kommunismus in einem kleinen Winkelblättchen dozieren und statt einer großen Aktionspartei eine kleine Sekte stiften. Zu Predigern in der Wüste aber waren wir verdorben; dazu hatten wir die Utopisten zu gut studiert. Dazu hatten wir unser Programm nicht entworfen.“**

**Friedrich Engels, Marx und die „Neue Rheinische Zeitung“ 1848-49 [1884], in: MEW 21, S. 18.**

Internet: [www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de](http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de)  
e-mail: [redaktion@zme-net.de](mailto:redaktion@zme-net.de)

ISSN 0940-0648